

**„Bitte (nicht) sterben!“
Die Verwaisung Erwachsener als ambivalente biographische
Übergangssituation – untersucht in narrativen (literarischen)
Rekonstruktionen der Söhne und Töchter**

Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades
Doktorin der Philosophie

Fakultät II
Bildung-Architektur-Künste
Department Erziehungswissenschaft-Psychologie
Universität Siegen

vorgelegt von

Ursula Pietsch-Lindt

Erstgutachterin Prof. Dr. Insa Fooker

Zweitgutachterin PD Dr. Imbke Behnken

Siegen und Bergisch Gladbach

2019

Gedruckt auf alterungsbeständigem holz- und säurefreiem Papier.

Inhaltsverzeichnis

I	DANK	6
II	VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN UND TABELLEN	8
1	EINFÜHRUNG	10
1.1	PERSÖNLICHE VORBEMERKUNG	10
1.2	ZUR RELEVANZ DER THEMATIK: ALLGEMEINE QUELLENSUCHE	12
1.2.1	SPEZIFISCHE QUELLENSUCHE	20
1.2.2	ZWISCHENBILANZ	24
1.3	AUFBAU DER ARBEIT.....	26
2	FORSCHUNGSLEITENDE ANNÄHERUNGEN	29
2.1	ZUM FORSCHUNGSSTAND UND SEINER VERORTUNG	29
2.2	DIE ENTDECKUNG DER VERWAISUNG IM MITTLEREN ERWACHSENENALTER.....	41
3	THEORETISCHE KONZEPTUALISIERUNGEN. ÜBERGANGSMODELLE IM KONTEXT DER VERWAISUNG ERWACHSENER	49
3.1	ÜBERGÄNGE UND IHRE KONZEPTUELLEN FASSUNGEN: SCHWELLE UND STUFE	50
3.2	DER ETHNOLOGISCHE BLICK: „RITES DE PASSAGE“. ARNOLD VAN GENNEPS ÜBERGANGSRITEN.....	52
3.3	DER SCHWELLEN-PROZESS ALS ZWISCHENRAUM NACH VICTOR TURNER	56
3.4	ÜBERGANG ALS „STATUSPASSAGE“ NACH GLASER / STRAUSS	67
3.5	„DIE WELT DER ELTERN VERLASSEN“ – ÜBERGANG ALS „LEBENSSTUFE“ ZWISCHEN DEN GENERATIONEN NACH GOULD	69
3.6	„ZEITEN DES ÜBERGANGS...“ ERIK H. ERIKSONS KRISENMODELL	71
3.7	FAZIT DER KONZEPTUALISIERUNGEN	75
4	DAS FORSCHUNGSKONSTRUKT AMBIVALENZ	76
4.1	„ES GIBT: [...] AMBIVALENZ“	76
4.2	AMBIVALENZ ALS „SENSITIZING CONSTRUCT“ NACH KURT LÜSCHER	80
4.3	WIE KANN DIE AMBIVALENZ-HEURISTIK GENUTZT WERDEN?	88

5	ÜBERLEGUNGEN ZUR ANWENDUNGSPRAXIS.....	90
5.1	„FALLGESCHICHTEN“ ALS ERZÄHLRAHMEN FÜR AMBIVALENZ	90
5.1.1	ZUR AMBIVALENZ DER LEKTÜRE: LESEN ALS VERWANDLUNG	96
5.2	DAS KIPPBILD ALS ERGÄNZUNG DES AMBIVALENZKONSTRUKTS	98
5.2.1	DAS POTENTIAL DES KIPPENS.....	102
5.2.2	KIPPBILD UND PERSÖNLICHKEIT.....	104
6	METHODISCHE ZUGÄNGE UND FORSCHUNGSDESIGN	108
6.1	DER EIGENE FORSCHUNGSZUGANG. DIE WAHL DER METHODE UND RÜCKFRAGEN AN DAS AUSGANGSMATERIAL.....	108
6.2	SAMPLEBILDUNG	112
6.3	DATENAUFBEREITUNG.....	115
7	ÜBERGANGS-MODELLE IM SCHWELLENPROZESS ELTERN TOD: TEXTANALYSEN. EVIDENZEN DER AMBIVALENZERFAHRUNGEN UND IHRE MODI DER UMGANGSWEISEN.....	123
7.1.	SIMONE DE BEAUVOIR: EIN SANFTER TOD.....	126
7.2	VERENA STEFAN: ES IST REICH GEWESEN. BERICHT VOM STERBEN MEINER MUTTER.	146
7.3	DAVID RIEFF: TOD EINER UNTRÖSTLICHEN. DIE LETZTEN TAGE DER SUSAN SONTAG.	160
7.4	NOËLLE CHATELET: DIE LETZTE LEKTION.....	183
7.5	NICOLA BARDOLA: SCHLEMM	203
7.6	EMMANUELE BERNHEIM: ALLES IST GUTGEGANGEN.....	220
7.7	JOSEF WINKLER: ROPPONGI. REQUIEM FÜR EINEN VATER.....	237
7.8	HERMANN KINDER: UM LEBEN UND TOD.....	252
8	KOMPARATION UND ZUSAMMENFASSUNG DER EINZELAUSWERTUNGEN.....	271
8.1	KOMPARATION EBENE 1	271
8.2	KOMPARATION EBENE 2	279
9	RESÜMEE UND AUSBLICK.....	293
10	LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS.....	298

***Kommt, reden wir zusammen
wer redet, ist nicht tot,
es züngeln doch die Flammen
schon sehr um unsere Not.***

Gottfried Benn

***Kommt, reden wir zusammen
Wer redet, ist nicht tot.
Kommt, laßt uns den verdammen,
der uns mit Schweigen droht.
Kommt zu dem Fluß der Rede.
Das Wort sei unser Boot.
Als Sprache dien' uns jede:
Wer redet, ist nicht tot.***

Robert Gernhardt nach Gottfried Benn

Im Gedenken an meine Schwestern Maria und Theresia,
die vor ihren Eltern starben.

I Dank

I Dank

Wie in der Einführung beschrieben, bilden sowohl privates Erleben als auch die beruflichen Zusammenhänge im Rahmen des Gasthörer- und Seniorenstudiums der Universität zu Köln den Erfahrungshintergrund dieser Arbeit. Das gemeinsame Nachforschen meiner Kölner Gasthörer*innen-Projektgruppe im Kontext der Studiengruppe *Kriegskinder 2. Weltkrieg* am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen stellte den Kontakt zur Universität Siegen her. Prof. Dr. Insa Fooker, Prof. Dr. Jürgen Zinnecker und PD Dr. Imbke Behnken sowie Dr. Jana Mikota wurden in dieser Zeit zu wichtigen Ansprechpartnern. Durch die Forschungsaktivitäten zur Generationenthematik von Prof. Dr. Hartmut Meyer-Wolters und den kulturwissenschaftlichen Alternsstudien von Dr. Miriam Haller verzweigten sich die Kontakte zu Prof. Dr. Kurt Lüscher und seiner Ambivalenz-Forschung. Die Verbindung zum dem daraus entstandenen *Arbeitskreis Ambivalenz* mit seinen Werkstattgesprächen brachte mir durch seine interdisziplinäre Ausrichtung und den kontinuierlichen Austausch wertvolle Denkipulse.

Diese Arbeit, die ich selbst nun als Seniorstudierende hier vorlege, basiert auf der Überzeugung vom lebenslangen Lernen als Energiespender. Viele Gespräche und Diskussionen mit Miriam Haller und Hartmut Meyer-Wolters, ihre Anregungen, ihre Kritik und ihre oftmals unorthodoxen Zugänge zum wissenschaftlichen Denken haben in den letzten Jahren meinen persönlichen Bildungsgang mitgeprägt. Dafür danke ich ihnen herzlich!

Mein ganz besonderer Dank geht an meine Doktormutter Prof. Dr. Insa Fooker, die behutsam und zugleich prägnant meine ausufernden Gedankengänge zu kanalisieren verstand. Ich danke ihr für viele Gespräche und den lebhaften Gedankenaustausch, der mir wichtige Impulse aus ihren Forschungen und unverstellte Blicke zum *lifelong development* vermittelt hat. Dass sich dabei für mich auch die Welt der Puppen als Menschenbegleiter erschloss, war und ist eine zusätzliche Bereicherung. Ich danke ihr für ihren Langmut und ihr Vertrauen!

Bei Dr. Imbke Behnken bedanke ich mich herzlich für die mentale Erweiterung meines Zugangs zur Biographieforschung. Die Wertschätzung von Kindheit, wie sie aus ihren Publikationen hervorgeht, vermittelte mir im Altern(s)Diskurs den ergänzenden Blick. Ebenso bedanke ich mich für so manche Diskussionen im Doktorandenkolloquium und forschungspragmatische Hinweise!

I Dank

Freundinnen, Freunde und Familienangehörige haben an mich und die Fertigstellung dieser Arbeit geglaubt. Sie haben mich über den langen Zeitraum in vielfältiger Weise begleitet. Ihnen fühle ich mich in großer Dankbarkeit verbunden.

Schlussendlich bin ich jenen Schriftsteller*innen dankbar, die sich schreibend dem Prozess der Verwaisung ausgesetzt haben und ich auf dieser Basis mein Thema vertiefen konnte.

II Verzeichnis der Abbildungen und Tabellen

II Verzeichnis der Abbildungen und Tabellen

Diagramme (D)

D 1: ‚Rites de Passage‘ von Edmund Leach	S. 54
D 2: Ambivalenz als „sensitizing construct“ nach Lüscher, eigene Anwendung auf Verwaisung	S. 83
D 3: Diagramm des Ambivalenten von Kurt Lüscher	S. 85

Illustrationen:

Illustration 1: 'Boring figure' (Hill/Wright)	S. 100
Illustration 2: 'Duck_Rabbit' (Jastrow)	S. 101

Mindmaps:

Mindmap 0: Beispiel Verena Stefan	S. 121
Mindmap 1: Simone de Beauvoir	S. 126
Mindmap 2: Verena Stefan	S. 146
Mindmap 3: David Rieff	S. 160
Mindmap 4: Noëlle Chatelet	S. 183
Mindmap 5: Nicola Bardola	S. 203
Mindmap 6: Emmanuele Bernheim	S. 220
Mindmap 7: Josef Winkler	S. 237
Mindmap 8: Hermann Kinder	S. 252

II Verzeichnis der Abbildungen und Tabellen

Sonstige Visualisierungen (V)

V 1: Elternsterben. Übergangsprozesse temporärer Verlauf	S. 55
V 2: Schwellenprozess nach Victor Turner	S. 59
V 3: Modell, Übergangsprozess Verwaisung	S. 66
V 4: Forschungsdesign	S. 122
V 5: Rieff, Wissenskreis	S. 171
V 6: Rieff, Kommunikationsdreieck	S. 173
V 7: Rieff, Wissenstransformation	S. 177
V 6: Wortwolke Kernkategorien	S. 280

Tabellen:

Tabelle 1: Aufstellung der thematisch relevanten Veröffentlichungen	S.21
Tabelle 2: Forschungsansätze	S. 39
Tabelle 3: Untersuchungskorpus	S. 114
Tabelle 4: Kodierungsbeispiel Verena Stefan	S. 117
Tabelle 5: Übersichtstabelle mit lebensgeschichtlichen Daten	S. 123
Tabelle 6: Kernkategorien der Textanalysen	S. 280

1 Einführung

1.1 Persönliche Vorbemerkung

1 Einführung

1.1 Persönliche Vorbemerkung

Mein Bedürfnis, nach dem Tod der eigenen alten Eltern mit Menschen aus dem Freundeskreis darüber zu sprechen, löste häufig das folgende Antwortmuster aus: *Er/sie sei doch schon (so) alt gewesen* und danach endete die Kommunikation zumeist. Erst nach einiger Zeit konnte ich die bei mir angesichts dieser „bagatellisierenden“ Reaktionen eintretende Irritation in gewisser Weise auflösen, als ich erkannte: *Ja, eben genau darum ist es auch so schwierig. Denn je länger die Lebensdauer, umso länger bestand die Eltern-Kind-Beziehung – gleich welcher Qualität – die nun beendet ist.* Im Nachklang zu dieser Erfahrung stellte ich mir mehr und mehr die Frage, warum dieser eigentlich nachvollziehbare Zusammenhang zwischen Beziehungsdauer und emotionaler Reaktionsbildung von Außenstehenden und nicht unmittelbar Betroffenen nicht wahrgenommen bzw. abgewehrt wurde. In der Beschäftigung damit kristallisierte sich schließlich mein Forschungsinteresse heraus. Die daraus folgende Idee, diesen persönlichen Erfahrungshintergrund als Ausgangspunkt für eine wissenschaftliche Abschlussarbeit zu erstellen, entstand aus der Verbindung zu meiner Berufstätigkeit in der Koordinierungsstelle für das Gasthörer- und Seniorenstudium an der Universität zu Köln. Innerhalb dieser Form der wissenschaftlichen Weiterbildung gibt es das eigens für diese Zielgruppe konzipierte Format der *Arbeitskreise*, an dem sich die Seniorstudierenden aktiv beteiligen können. Neben ihrer Funktion als Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten geben sie Einblicke in verschiedene Forschungsdisziplinen und berücksichtigen dabei die besonderen Interessen und Lebenserfahrungen der älteren Studierenden. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin in diesem Bereich, der ursprünglich dem Pädagogischen Seminar der Philosophischen Fakultät zugeordnet war, hatte ich die Gelegenheit, über achtzehn Jahre hindurch solche Lehrveranstaltungen zu gestalten. Dabei bewährte sich die Kombination, verschiedene *Daseinsthemen* auf der Folie von und in Auseinandersetzung mit literarischen Texten durchzuführen. So wurde u. a. die Thematik des

1 Einführung

1.1 Persönliche Vorbemerkung

autobiografischen Schreibens in der Erinnerungskultur der Generationsidentitäten vor und nach 1945 zu einem wichtigen Bezugspunkt. Sie führte schließlich zur Gründung einer Projektgruppe zum Thema „Familiengedächtnis“¹, aus der sich die Bandbreite von Lebensgeschichten und ihrer (fiktiven) Umschreibungen erschließen lassen konnte.

Auf diese Art und Weise sensibilisiert, begann ich mit den ersten Gehversuchen meines Forschungsvorhabens und verfolgte aufmerksam in den Medien alle Hinweise, die den Umgang erwachsener Kinder mit dem Thema Sterben und Tod ihrer (alten) Eltern betrafen. Damit bin ich bereits bei meinem erkenntnisleitenden Vorgehen. Ich begann mit einer vorläufigen, eher allgemeinen und unsystematischen Suche nach themenrelevanten Quellen, zog eine erste Bilanz und suchte dann zunehmend spezifischer und bilanzierte erneut. Mein Ziel war es, herauszufinden, ob aus ganz unterschiedlichen Quellen wie Zeitungsartikeln, Zeitschriften, populären Wissenschaftsmagazinen, Tagebüchern, Lyrik, Prosa, philosophischen Essays und Romanen, die sich allgemein mit dem Thema Tod und Verlassenwerden beschäftigen, Hinweise zur Besonderheit des Todes der Eltern zu entnehmen sind. Dabei ging es mir vor allem darum, zu erfassen, ob und wie dieses Ereignis als bedeutsam für die Biographie und die Entwicklung des erwachsenen Kindes bewertet wurde.

¹ Die Erfahrungen aus dieser Projektgruppenarbeit sind nachzulesen in: Pietsch-Lindt, U.: Arbeiten an der Erinnerung. ‚Das Familiengedächtnis‘ in der projektiven Annäherung. In: Imbke Behnken, Jana Mikota (Hrsg.): Gemeinsam an der Familiengeschichte arbeiten. Texte und Erfahrungen aus Erinnerungswerkstätten. Weinheim 2008. S. 55-67

1. Einführung

1.2 Zur Relevanz der Thematik: Allgemeine Quellensuche

1.2 Zur Relevanz der Thematik: Allgemeine Quellensuche

Diese erste Sichtung erbrachte bereits eine Vielzahl von einschlägigen Anmerkungen in Interview-Aussagen und Tagebucheintragungen, die in unterschiedlicher Länge und Schwerpunktsetzung auf das Erleben des Elterntods eingingen. Zur Veranschaulichung der Fülle und Vielfalt dieses Materials wird im folgenden Unterkapitel eine Reihe von Beispielen vorgestellt:

Ich glaube, dass mit dem Tod meiner Mutter mein Sterbeprozess angefangen hat. [...] Ihr Sterben ist verantwortlich für mein Sterben“ (Prosinger, 2008: 164).

Mit Eifer werden Kranken- und Sterbengeschichten interessiert nacherzählt. Immer wieder. Als es aber ans Sterben der Mutter geht, überwältigt ihn das Elend des Zurückgelassenen. Alleingelassenen: ‚Mamamamamama. So tot‘. Der Grund: ‚Sie war meine Zuschauerin‘. Und natürlich macht er sich Vorwürfe, nicht genug für die Kranke getan zu haben (Jung, 2007).

Ich habe es verpasst, mit meiner Mutter in ein wirkliches Gespräch zu kommen. Zwischen uns hätte vielleicht vor ihrem Tod 2006 eine andere Auseinandersetzung stattfinden können, das bereue ich schon (Meckel, 2014).

Als meine Eltern starben, starb mein Leben (Friedman, 2011 a).

...Den Tod fürchte ich nicht, warum soll ich vor dem Nichts Angst haben? Aber das Sterben ist etwas anderes. Ich habe meine Mutter seligen Angedenkens begleitet, ich habe meinen Vater seligen Angedenkens begleitet. Bis zu dem Moment, da sie starben. Das hat mich auf Jahre traumatisiert, ich konnte jahrelang nicht schlafen, ich konnte diese Bilder nicht loswerden. Ich habe keine Angst vor dem Sterben, aber ich habe Angst vor dem würdelosen Sterben (Friedman, 2011 b).

Ich fiel nach seinem Tod in eine wochenlange Traurigkeit [...] Ich hätte ihn als Vater noch gebraucht. Ich hätte noch Kind sein wollen, ich wollte nicht auf ihn verzichten (Koelbl, 2008).

1. Einführung

1.2 Zur Relevanz der Thematik: Allgemeine Quellensuche

Von einer schockartigen späten Reaktion berichtet die amerikanische Schriftstellerin Siri Hustvedt, die bei der Beerdigung des geliebten Vaters eine Grabrede hält „mit fester Stimme, ohne Tränen“ (Hustvedt, 2011: 8). Zweieinhalb Jahre später jedoch – aus Anlass einer Gedenkrede zu Ehren ihres Vaters – wird sie von einem Zittern des gesamten Körpers erfasst. „Ich...öffnete den Mund zu meinem ersten Satz und begann vom Hals an abwärts zu zittern. Meine Arme zuckten. Die Knie knickten ein. Ich zitterte so stark, als hätte ich einen Krampfanfall“ (Hustvedt, 2011: 9). Sie verfolgt die Ursache dieses sich wiederholenden Phänomens und bringt es mit Trauer in Verbindung (Hustvedt, 2011: 34) und stößt dabei auf medizinhistorische Zusammenhänge, die sie interessieren und wiederum zur Quelle für eine essayistische Bearbeitung werden.

Auch aus Hörfunk-Features bzw. Hörspielen erschlossen sich weitere Quellen:

[...] das Sterben von meinem Vater war mit so die besonderste Zeit in meinem Leben, muss ich schon sagen, weil... er hatte halt Krebs, und es hat von der Diagnose bis zum Sterben 8 Monate gedauert, und das war halt 'ne sehr intensive Zeit des Kämpfens, des Abschiednehmens und des Sterbens [...] und ich habe aber auch irgendwie, bei allem Trauern und bei allem sicherlich noch heute traurigen Gefühl, auch schöne Erinnerungen daran, weil wir eben Zeit hatten, uns zu verabschieden (Lamsfuss, 2005).

Der Sohn versucht sich die Biografie seiner verstorbenen Mutter anhand von Akten, Briefen und Fotos zu vergegenwärtigen. Bei ihm entsteht das dringende Bedürfnis nach einem Gespräch, für das es zu spät ist. Trotzdem versucht der Sohn dieses nachzuholen (Herzberg, 2012).

Wer dachte schon daran? Wer dachte schon so weit? Jeder und keiner [...] Wie geht trauern? [...] Seit Wochen hatte ich das Gefühl, dass ich etwas versteckte, das in mir arbeitete und das ich nicht zeigte – weil man es nicht zeigen durfte? (Morshäuser, 2007).

Der Tod der Eltern bedeutet auch den endgültigen Abschied von der Kindheit. Unabhängig vom eigenen Alter empfinden die Söhne und Töchter ein Gefühl großer Verlassenheit und Einsamkeit (Beucker, 1998).

1. Einführung

1.2 Zur Relevanz der Thematik: Allgemeine Quellensuche

Trotz des eher selektiven und begrenzten Zugangs zu möglichen Quellen wurde ich durch die unerwartete Menge einschlägiger Bearbeitungen dieses Themas überrascht. So fanden sich auch in weiteren Medien wie z.B. der Bildenden Kunst, der Photographie, Filmen etc. entsprechende Hinweise. Die Rezeption der anregenden Ergebnisse dieser Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Literatur und Tod wurde zu einem weiteren Motiv, die private Erfahrung des Elternsterbens aus der Sicht einer erwachsenen Tochter im mittleren Lebensalter in einen wissenschaftlichen Fragehorizont zu transferieren. Die Lektüre ergab, dass es zahlreiche spezifische Aspekte des Todes der Eltern gibt, die das Erleben in der „Kindergeneration“ zentral bestimmen können. So verweist beispielsweise Julian Barnes darauf, dass es von großer Bedeutung sein kann, ob der erste oder zweite Elternteil stirbt:

Mein Vater war im selben Alter [82] gestorben. Ich hatte immer geglaubt, sein Tod würde mich schwerer treffen, weil ich ihn mehr geliebt hatte, während ich meine Mutter bestenfalls zähneknirschend gernhaben konnte. Doch dann war es genau umgekehrt: Der Tod, den ich mir nicht so schwerwiegend vorgestellt hatte, erwies sich als komplizierter und bedrohlicher. Sein Tod war einfach nur sein Tod; ihr Tod war beider Tod. (Barnes, 2011: 21).

Ähnliches findet sich auch bei Wilhelm Genazino:

Ich habe eine Weile sogar geglaubt, der Tod des Vaters habe mich nicht getroffen. Aber jetzt ist Mutter tot, und das bedeutet für mich, daß meine Eltern auf einmal gemeinsam gestorben sind. Die Gewißheit, daß sie nicht nur tot, sondern für alle Zeiten verschwunden sind, versetzt mich selber in ein Todesgefühl, vor dem ich mich zur Zeit nicht recht schützen kann (Genazino, 1990: 8).

Bei der Recherche erwies sich die Ratgeberliteratur als besondere Quellengattung. Hier zeichnete sich eine Konzentration ab auf Interviews, Gespräche und O-Töne von und mit Betroffenen, auf den Umgang mit Trauergefühlen, die Vermittlung von Trauerkonzepten und damit in

1. Einführung

1.2 Zur Relevanz der Thematik: Allgemeine Quellensuche

Zusammenhang stehende kulturgeschichtliche Einsprengsel (vgl. Ainley, 1997; Dobrick, 1990, 2010, 2015; Strobl, 2002). Im weiteren Verlauf der Literatur-Suche sollte es darum gehen, nicht nur Hinweise und Kommentare zum Faktum des elterlichen Todes zusammenzutragen, sondern nach selbstkonstruierten Beziehungs(er)klärungen und Interpretationen Ausschau zu halten sowie nach weiterreichenden Zusammenhängen und Argumentationen, in denen das Ereignis Elterntod thematisiert wird. Dabei konnte es sich um Kommentare handeln, die sich auf die Ebene der eigenen Entwicklung beziehen, auf der signifikante Veränderungen konstatiert werden (z. B. der Übergang vom Kindsein ins Erwachsensein) oder einschneidende Zäsuren erlebt werden. Ein Beispiel bildet das Bedauern von Peter Weiss darüber, die Eltern nicht wirklich gekannt zu haben:

Die Trauer, die mich überkam, galt nicht ihnen, denn sie kannte ich kaum, die Trauer galt dem Versäumten, das meine Kindheit und Jugend mit gähnender Leere umgeben hatte [...] Die Trauer galt dem Zuspät, das uns Geschwister am Grab überlagerte und das uns dann wieder auseinandertrieb, ein jedes in sein eigenes Dasein (Weiss, 1992: 7).

Auch die Anmerkungen von Sigmund Freud in einem Brief an Sandor Ferenczi von 1930 über den Tod seiner 95-jährigen Mutter erwiesen sich als aufschlussreich:

Es hat merkwürdig auf mich gewirkt, dies große Ereignis, kein Schmerz, keine Trauer, was sich wahrscheinlich aus den Nebenumständen, dem hohen Alter, dem Mitleid mit ihrer Hilflosigkeit am Ende erklärt, dabei ein Gefühl der Befreiung, der Losgesprochenheit. Das ich auch zu verstehen glaube. Ich durfte ja nicht sterben, solange sie am Leben war, und jetzt darf ich. Irgendwie werden sich in tieferen Schichten die Lebenswerte merklich geändert haben. Ich war nicht beim Begräbnis, Anna hat mich auch dabei vertreten (Freud, 1968: 418).

Bereits viel früher, 1896, schrieb er in einem Brief an Wilhelm Fließ über den Tod seines Vaters Jakob Freud:

1. Einführung

1.2 Zur Relevanz der Thematik: Allgemeine Quellensuche

Das Schreiben fällt mir jetzt so schwer [...] Aus irgendeinem der dunklen Wege hinter dem offiziellen Bewusstsein hat mich der Tod des Alten sehr ergriffen... Ich habe nun ein recht entwurzelttes Gefühl (Freud, 1968: 244).

So erscheint auch der Bezug zwischen dem väterlichen Tod und der Veröffentlichung der „Traumdeutung“ bemerkenswert:

Für mich hat dieses Buch nämlich noch eine andere subjektive Bedeutung, die ich erst nach seiner Beendigung verstehen konnte. Es erwies sich mir als ein Stück meiner Selbstanalyse, als meine Reaktion auf den Tod meines Vaters, also auf das bedeutsamste Ereignis im Leben eines Mannes (Freud, 1908/1999: 86).

Freud konzediert in dieser persönlichen Einlassung den „bedeutsamen Einfluss [...] den dieser Tod auf die Formulierung eines neuen theoretischen Standpunkts hatte – wiewohl erst nach späterer Einsicht“ (Bronfen, 1994: 30). Von Trauer oder Verlust ist nicht die Rede. An den beiden Zitaten wird aber die unterschiedliche Bewertung vom väterlichen bzw. mütterlichen Tod deutlich sowie vor allem auch die Relevanz des jeweiligen Lebensalters, in dem Freud mit dem Elterntod konfrontiert wurde: beim Tod des Vaters war er 40 Jahre, beim Tod der Mutter hingegen 74 Jahre.

Für Roland Barthes gründet der Schmerz über den Tod der Mutter hingegen nicht auf der langen Dauer der gemeinsam verbrachten Lebenszeit, sondern in der Einzigartigkeit ihrer Person. Zeit heilt in seinen Augen nicht, hilft nicht über den Verlust hinweg – dieser bleibt als solcher bestehen.

Was ich verloren habe, ist nicht eine GESTALT (die MUTTER), [Hervorhebung im Original] sondern ein Wesen, und nicht nur ein Wesen, sondern eine Qualität (eine Seele); nicht das Unentbehrliche, sondern das Unersetzliche. Ich konnte ohne die MUTTER leben (das tun wir alle früher oder später); doch das Leben, das mir noch blieb, würde mit Gewissheit und bis ans Ende unqualifizierbar (ohne Qualität) sein (Barthes, 2009: 85).

Der Tod der Mutter, von Roland Barthes als unersetzlicher Verlust bewertet, löst in ihm Reflexionen zu ihrer Identität aus. Auf der Suche nach der „Wahrheit des

1. Einführung

1.2 Zur Relevanz der Thematik: Allgemeine Quellensuche

Gesichts“ (ibid.: 77) bewegt er sich rückwärts durch ihre Foto-Biographie und entdeckt das Bild eines Kindes, das die *Mutter als Kind* im Alter von fünf Jahren zeigt. Es ist exakt dieses Foto, von dem er überzeugt ist, dass es ihr Wesen repräsentiert, obwohl es lange vor seiner Zeit entstanden ist. Der Zustand des Kindes ist deshalb für ihn entscheidend, weil

[...] sie war [während ihrer Krankheit, Zusatz der Verf.] meine kleine Tochter geworden, hatte in meinen Augen wieder zum Wesen des Kindes zurückgefunden, das sie auf ihrem ersten Photo gewesen war [...] letztlich erlebte ich sie, die so stark, die mir inneres Gesetz war, als mein weibliches Kind. So bewältigte ich, auf meine Weise den Tod [...] Ich habe sie gezeugt (ibid: 82).

Die hier vorgenommene Verschränkung zwischen Geburt und Tod ist allerdings nicht nur der Erfahrung geschuldet, dass die Mutter in ihrer letzten Phase hilfsbedürftig wie ein Kind war, sondern stellt auch einen Zusammenhang mit Kreativität her, annotiert in dem Wort „Zeugung“ – er erschafft sie – durch das Schreiben in und durch seinen Text.

Ein ebensolcher Zusammenhang findet sich bei Hilde Domin, die den Tod ihrer Mutter zur Initialzündung für ihre lyrische Arbeit erklärt: „*Der Tod meiner Mutter hat mich zur Dichterin gemacht*“ (Weidermann, 2009). Diese Engführung von Kreativität und Tod, die sich, unabhängig von der speziellen Situation des Elterntods, in weiten Teilen der Literaturgeschichte belegen lässt, lässt sich mit dem Impetus des Erzählens gegen das Vergessen anthropologisch begründen. Knapp und eindeutig wird dieser von Uwe Johnson seiner Protagonistin Gesine Cresspahl in den Mund bzw. in die Feder gelegt: „*für wenn ich tot bin...*“ (Johnson, 2000: 137).

Die Autorität des Todes als Ursprung des Erzählens (vgl. Walter Benjamin, 1977), findet sich in diversen Texten von der Antike bis heute. Darin geht es partiell nicht allein um den Tod der Eltern, sondern auch um deren Fortleben. So beschreibt zum Beispiel Homer in der Odyssee die Begegnung des Odysseus mit seiner Mutter im Schattenreich:

1. Einführung

1.2 Zur Relevanz der Thematik: Allgemeine Quellensuche

Ich aber, schwankend in dem Herzen, wollte die Seele meiner Mutter, der dahingeschiedenen, ergreifen... Meine Mutter! Warum bleibst du mir nicht, wenn ich dich zu ergreifen trachte, damit wir uns auch im Hades, unsere Arme umeinander geworfen, beide ergötzen mögen an der schaudervollen Klage? (zit. nach Müller, 2006: 47).

In der Klage des Augustinus um seine Mutter wird die Erfahrung des Todes des geliebten Anderen zum Zweifel an der Möglichkeit des eigenen Weiterlebens: „Zu einem Leben war mein Leben und das ihrige geworden, und nun ward's zerrissen, da sie von mir schied“ (zitiert nach Macho, 1987: 63).

Einen nüchternen Kontrast zu diesen zwei elegischen Beispielen bildet die Passage, in der Franz Grillparzer in seiner Selbstbiographie im Jahr 1853 den Tod der Mutter beschreibt,

Während sie sich ankleiden wollte, traf sie ein Schlagfluß, wobei ihr Rücken gegen die Mauer lehnte, während ihre Knie sich gegen den von ihr stehenden Nachttisch stemmten, so daß sie aufrecht im Tode dastand. Das Entsetzen dieses Momentes läßt sich begreifen... (Grillparzer, 1994: 95).

Man kann vermuten, dass Grillparzer hinter dieser phantastischen Konstruktion (kein Toter vermag mehr zu stehen) den Suizid seiner Mutter zu verbergen versuchte, sicherlich auch deshalb, weil die Selbsttötung zur damaligen Zeit als ein erhebliches unverzeihliches Vergehen galt. Wichtig erscheint ihm jedoch, den Tod der Mutter als ein für ihn lebensgeschichtlich bedeutsames Geschehen darzustellen, auch wenn die Schilderung nicht den Fakten entspricht (vgl. Morsbach, 2006) und der Schriftsteller-Sohn seine Erschütterung darüber nur in verdeckter Form erzählen kann.

Dass die Kommunikation zu den toten Eltern aufrechterhalten wird und als Begegnung im Traum oder in der Erinnerung als psychische Beziehung weitergeführt wird, davon erzählt beispielsweise auch John Bergers Traum, in dem er seine tote Mutter in Lissabon auf einer Parkbank trifft. Dabei erzählt sie ihm: „Seit ich tot bin, habe ich eine Menge gelernt. Solange du hier bist, solltest

1. Einführung

1.2 Zur Relevanz der Thematik: Allgemeine Quellensuche

du das nutzen, in einem toten Menschen kann man nachschlagen wie in einem Wörterbuch“ (Berger, 2006: 1).

Diese Begegnungsmöglichkeit erweist sich für ihn als eine ausgesprochene psychische Bereicherung. Allerdings führen diese imaginierten posthumen Begegnungen nicht immer zum Dialog, so bei Adam Zagajewski: *[E]rst jetzt, so scheint mir, bin ich nahe daran den richtigen Ton zu finden, erst jetzt könnte ich mit den Eltern reden – aber ich kann die Antwort nicht hören.“ (Zagajewski, 2017: 33).*

Mit all diesen Hinweisen darauf, dass die Bindung an die Eltern über den Tod hinausgeht, wird deren Bedeutung für Identitätsprozesse vielfältig zum Ausdruck gebracht.

Nach dieser ersten Sichtung und Bilanzierung deutete sich eine enorme kulturwissenschaftliche Brennweite dieses Themenfeldes an. Dabei ging es mir zunächst noch um mein ursprüngliches Interesse an der Suche nach möglichen Ursachen für die scheinbare Bedeutungslosigkeit, wenn nicht sogar Missachtung des Todes alter Eltern. Auch wenn für die hier vorzunehmende Analyse des Geschehens um den elterlichen Tod ein entwicklungs-phänomenologischer Zugang gewählt wird, liefern eine Reihe von Erkenntnissen aus verschiedenen Disziplinen bzw. Perspektiven plausible, aber vorläufige Erklärungsansätze für die geringe Akzeptanz der Trauer um die alten Eltern durch die „Außenwelt“:

So hatten die beiden großen Weltkriege im 20. Jahrhundert gezeigt, dass es in der Trauer um die Toten vorrangig um den („Helden“-)Tod der gefallenen Söhne und Ehemänner (vgl. Kahle: 1996) ging und nicht um Frauen und alte Eltern. Diese Unterteilung in „trauerwürdige und nicht-trauerwürdige Opfer“ (vgl. Anz, 2010) wird auch im globalen Kriegsgeschehen fortgeschrieben. Jenseits der politischen Dimension dieser Perspektive lässt sich in der medialen (Über-)Inszenierung des Todes Prominenter ein Indiz für die zunehmende Individualisierung von Verlusterfahrung sehen. Beide Dimensionen – sowohl die politische als auch die individuelle – vereinen sich in der These der

1. Einführung

1.2 Zur Relevanz der Thematik: Allgemeine Quellensuche

Generationenabrechnung in der sogenannten „Väterliteratur“² der 70er und 80er Jahre, nach der die Söhne und Töchter der so genannten 68er-Generation im Gestus der Schuldzuweisung mit den Eltern befangen waren. Aleida Assmann sieht als Grund für die kritisch-anklagende Haltung jener Literatur, dass für die „Erfahrungsgeneration“ im Modus der Aufrechnung und des radikalen Neuanfangs ein differenzierter emotionaler Zugang zum Erinnerungsprozess und dem damit verbundenen Generationengedächtnis erschwert war (vgl. A. Assmann, 2003). Teilweise rigide Vorstellungen über einen stark rational gesteuerten Umgang mit Affekten im Erwachsenenalter könnten zur Verstärkung dieser Haltung beigetragen haben. In der Aktualisierung auf die gegenwärtige Situation im 21. Jh. deutet sich als Grund für die mangelnde Beachtung des Elterntods an, dass der Umgang der Söhne und Töchter mit den alten Eltern auf die Anforderungen durch Langzeitpflege, Demenz etc. fokussiert ist und der Tod nicht nur als Erlösung für die Eltern, sondern vor allem auch als Erleichterung gewertet wird, dem alle eventuell damit verbundenen Veränderungen einschließlich des Zugestehens von affektiven Bindungen untergeordnet werden. All diese Überlegungen werden sich im Forschungsverlauf als relevant erweisen – nicht zuletzt deswegen, weil die mangelnde Beachtung des Elterntods für erwachsene Kinder generell auf eine Forschungslücke verweist, die beispielsweise von den amerikanischen Verhaltensforschern Moss und Moss (1983/1984) mit dem Selbstschutz der Forscher vor diesem schmerzlichen Ereignis erklärt wird.

1.2.1 Spezifische Quellensuche

Somit begann nun in einem zweiten Schritt die gezielte Suche nach literarischen Quellen, in denen Sterben und Tod der Eltern den „Plot“ bzw. das Handlungsgeschehen einer autobiographischen³ Erzählung zur Gänze bestimmt. Welchen Gewinn versprach ich mir von einem derartigen Vorgehen? Da ich

² Zur Problematik dieser Eingruppierung von Texten in eine eigene Gattungskategorie vgl. die ausführliche Darstellung von Reidy, Julian 2012 und 2013.

³ Zur Verwendung des Begriffs autobiographisch siehe Kap.5.

1. Einführung

1.2 Zur Relevanz der Thematik: Allgemeine Quellensuche

durch die Vorarbeiten entsprechend sensibilisiert war, konnte ich zu Recht erwarten, dass die intensive und extensive Beschäftigung der professionell schreibenden Söhne und Töchter mit diesem Thema eine Fülle von Facetten generieren würde. Ich ging davon aus, dass aus solchen Texten nicht nur Trauer heraustropfen würde, sondern sehr unterschiedliche und höchst individuelle Varianten einer intensiven Auseinandersetzung mit den Eltern und der eigenen Identität in einer verdichteten, literarisch erzählenden Form für die Analyse verfügbar sein würden. Um den diversifizierenden Einfluss unterschiedlicher zeithistorischer Epochen ein wenig einzugrenzen, entschied ich, mich auf literarische Quellen aus dem westlichen Kulturkreis in der Literaturgeschichte nach 1945 zu konzentrieren.

Unter dieser Vorgabe ergab die gezielte Suche nach Veröffentlichungen, die dem Kriterium entsprachen, dass es sich jeweils um monothematische Behandlungen des Elterntods handeln musste, auf dem aktuellen Büchermarkt eine reiche Ausbeute: Es ließen sich bis 2019 über 50 Titel finden, die nachstehend in der Tabelle aufgeführt sind.

Tabelle 1: Aufstellung der thematisch relevanten Veröffentlichungen (eigene Darstellung)

Legende: T/M: Tochter/Mutter | S/M: Sohn/Mutter
T/V: Tochter/Vater | S/V: Sohn/Vater

1	Simone de Beauvoir, Ein sanfter Tod (1964)	T/M
2	Peter Handke, Wunschloses Unglück (1972)	S/M
3	Jutta Schutting, Der Vater. Erzählung (1980)	T/V
4	George Simenon, Brief an meine Mutter (1978)	S/M
5	Paul Kersten, Der alltägliche Tod meines Vaters. Erzählung (1978)	S/V
6	Maarten t'Haart, Gott fährt Fahrrad (1979)	S/V
7	Brigitte Schwaiger, Lange Abwesenheit (1980)	T/V
8	Péter Esterházy, Die Hilfsverben des Herzens. Roman (1985)	S/M
9	Yasushi Inoue, Meine Mutter (1987)	S/M
10	Wilhelm Genazino, Die Liebe zur Einfalt (1990)	S/Eltern
11	Ludwig Fels, Der Himmel war eine große Gegenwart. Ein Abschied. Roman (1990)	S/M
12	Philip Roth, Mein Leben als Sohn. Eine wahre Geschichte (1991)	S/V
13	Sylvia Frey Werlen, Seelenfenster. Vom Sterben der Eltern und der Chance, ihnen dabei neu zu begegnen (1992)	T/Eltern

1. Einführung

1.2 Zur Relevanz der Thematik: Allgemeine Quellensuche

14	Verena Stefan, Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter (1993)	T/M
15	Ulla Berkewicz, Josef stirbt. Erzählung (1994)	T/V
16	Erika Mann, Das letzte Jahr. Bericht über meinen Vater (1995)	T/V
17	Melitta Breznik, Nachtdienst. Erzählung (1995)	T/V
18	Hermann Kinder, Um Leben und Tod. Erzählung (1997)	S/M
19	Julian (vormals Jutta) Schutting, Der Tod meiner Mutter (1997)	S/M
20	Margit Schreiner, Nackte Väter. Roman (1997)	T/V
21	Magdalena Imig, Keiner, der Kind zu mir sagt (1999)	T/Eltern
22	Leon Wieseltier, Kaddish (2000)	S/V
23	Matsier, Nicolas. Selbstportrait mit Eltern (2001)	S/Eltern
24	Michael Lentz, Muttersterben. Prosa (2002)	S/M
25	Liane Dirks, Vier Arten meinen Vater zu beerdigen. Roman (2002)	T/V
26	Sabine Peters, Abschied. Erzählung (2003)	T/V
27	Claudia Wolff, Letzte Szenen mit den Eltern (2004)	T/Eltern
28	Jakob Hein, Vielleicht ist es sogar schön (2004)	S/M
29	Angelika Overath, Nahe Tage. Roman in einer Nacht (2005)	T/M
30	Jörg Amann, Mutter töten. Prosa (2003)	S/M
31	Nicola Bardola, Schlemm. Roman (2005)	S/Eltern
32	Noëlle Châtelet, Die letzte Lektion (2005)	T/M
33	Thomas Lang, Am Seil. München (2006)	S/V
34	Tahar Ben Jelloun, Yemma. Meine Mutter, mein Kind (2007)	S/M
35	Josef Winkler, Roppongi. Requiem für einen Vater (2007)	S/V
36	Alan Bennet, Vatertage. Beziehungsgeschichten (2007)	S/V
36	Joyce Carol Oates, Du fehlst. Roman (2008)	T/M
37	Philip Reichardt, Auf einmal war er nicht mehr da. Ein Sohn, ein Vater, eine Spurensuche (2008)	S/V
38	Ueli Oswald, Ausgang. Das letzte Jahr mit meinem Vater (2009)	S/V
39	Georg Diez, Der Tod meiner Mutter (2009)	S/M
40	David Rieff, Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage von Susan Sonntag (2009)	S/M
41	Justine Lévy, Schlechte Tochter. Roman (2010)	T/M
42	Karl Ove Knausgård, Sterben. Roman (2011)	S/V
43	Ulla Lenze, Der kleine Rest des Todes. Roman (2012)	T/V
44	Annette Peht, Chronik der Nähe. Roman (2012)	T/M
45	Josef Winkler, Mutter und der Bleistift (2013)	S/M
46	Linda Benedikt, Eine kurze Geschichte vom Sterben. Erzählung (2013)	T/M
47	Roswitha Quadflieg, NEUN MONATE. Über das Sterben meiner Mutter (2014)	T/M
48	Martin Bettinger, Ein Galgen für meinen Vater. Erzählung (2014)	S/V
49	Emmanuele Bernheim, Alles ist gut gegangen (2014)	T/V
50	Roz Chast, Können wir nicht über was ANDERES reden? (2015)	T/Eltern
51	Edward Docx, Am Ende der Reise (2017)	S/V
52	Michael Lentz, Schattenfroh. Ein Requiem (2018)	S/V

1. Einführung

1.2 Zur Relevanz der Thematik: Allgemeine Quellensuche

Wie die erneute Recherche nach Abschluss der Arbeit ergab, scheint das Thema auch weiterhin Konjunktur zu haben. Thomas Wild begründet in seinem Buch *„Mit dem Tod tändeln. Literarische Spuren einer Spiritualität des Sterbens“* (Wild, 2016) die Zunahme dieser Art von Literatur mit ihrer Implementierung in den gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurs von Tod und Sterben. Er kommentiert sie mit dem Hinweis, dass sich *„[n]icht ohne Bezug zur aktuellen Debatte um Palliativmedizin, Euthanasie und Suizidassistentz] in den letzten Jahrzehnten eine literarische Auseinandersetzung mit Sterbeprozessen etabliert“* hat (Wild, *ibid.*: 7). In der Einschätzung von Literaturkritikerin Susanne Mayer beanspruchen sie sogar den Platz in einer eigenen Sparte: *„Bücher über das Sterben der Eltern sind fast eine eigene Gattung“* (Mayer, 2009). Die Frage, inwieweit diese Fülle einschlägiger Texte als inflationäres Erzählen gewertet werden soll, das der Dignität der Todes-Thematik Abbruch tut, wird in dieser Arbeit ausgeklammert, weil es hier nicht um die Wirksamkeit medialer Präsenz geht.⁴

Die Vermutung, dass trotz aller Heterogenität der Texte der Elterntod (identitäts-)relevant für die Kinder sein würde, wird durch eine Passage in Simone de Beauvoirs Buch *„Ein sanfter Tod“* (Beauvoir, 1964) über den Tod der Mutter bestätigt. So beschreibt die französische Autorin in ihrem Text gerade auch die eigenen Veränderungen, die sie selbst im Verlauf des Sterbens der Mutter erlebt. Noch vor dem Tod der Mutter schreibt sie: *„Wenn ich einer 50-jährigen Frau begegnete, die verzweifelt war, weil sie eben ihre Mutter verloren hatte, hielt ich sie für neurotisch: wir sind alle sterblich, mit achtzig Jahren ist man wohl alt genug, einen Toten abzugeben...“* (*ibid.*: 119). Nach dem Tod der Mutter hingegen kommentiert sie die eigene Veränderung mit Verwunderung: *„Bis zu dieser Nacht hatte ich all meine Schmerzen verstanden: selbst wenn sie mich übermannten,*

⁴ Vgl. dazu u.a. auch den Artikel *„Schmerz und Schweigen. Darf man öffentlich über seinen Krebs sprechen?“* (Müller, 2009).

1. Einführung

1.2 Zur Relevanz der Thematik: Allgemeine Quellensuche

erkannte ich mich in ihnen wieder. Diesmal entzog sich die Verzweiflung meiner Kontrolle: jemand anders weinte in mir“ (ibid: 34).

1.2.2 Zwischenbilanz

Die genauere Sichtung der genannten Bücher machte deutlich, dass es sich in allen Fällen immer um eine thematische Gemengelage handelt. Der Tod eines Elternteils (oder beider Eltern) bildet jeweils das zentrale, wenn auch nicht das einzige Thema der Texte. Notwendigerweise spielen andere Diskurse mit hinein, andere Themenfelder werden gestreift. Insgesamt ließen sich eine Reihe typischer Teilkomponenten und differentielle Aspekte identifizieren:

- Häufig werden – zumeist retrospektiv – Befindlichkeiten während des Sterbeprozesses und nach dem Tod geschildert, und es wird von Trauer, vom Verlust sowie von der Suche nach der Biographie der Eltern und der eigenen Biographie gesprochen;
- einige (erwachsene) Kinder bereuen es, die Zeit vor dem Tod des Elternteils nicht mehr zur Aussprache genutzt zu haben;
- für andere bieten gerade die letzten Lebenswochen und/oder Monate die Möglichkeit, an der Beziehung zu arbeiten, sodass das Sterben der Eltern als Chance für eine späte Versöhnung gesehen werden kann;
- wieder andere können durch neue Informationen über die Verstorbene / den Verstorbenen, die den Kindern durch andere Menschen vermittelt werden, den Elternteil plötzlich in einem ganz anderen Licht sehen;
- aus einigen Berichten spricht Erleichterung. Es finden sich die Motive der wiedergewonnenen Freiheit, Loslösung und Veränderung der eigenen Identität.

Nach diesen Schritten der Sichtung, Prüfung und Eingrenzung des Quellenmaterials blieb als erstes Ergebnis festzuhalten, dass das Erlebnis, als Mensch im mittleren Erwachsenenalter durch den Verlust der Eltern „Waise“ zu werden, eine verwirrende, ja sogar grundstürzende Erfahrung sein kann. Die in

1. Einführung

1.2 Zur Relevanz der Thematik: Allgemeine Quellensuche

den bislang untersuchten Texten sichtbar werdenden sedimentierten Erfahrungen des Verlusts verweisen auf die Komplexität des Phänomens einer solchen Veränderung der generationellen Lage.

Nach dieser Rechercharbeit begann der Transfer der Thematik in den wissenschaftlichen Fragehorizont der Untersuchung. Er wurde angeleitet von der Zielsetzung, die subjektive Perspektive auf das Elternsterben in einschlägigen Narrationen dergestalt in den Fokus zu rücken, dass aus deren Analyse und Vergleich weiterführende Erkenntnisse für die intergenerationelle Beziehung Eltern-Kinder im mittleren Erwachsenenalter und ihre besonderen Anforderungen gewonnen werden könnten. Schließlich ergab sich im Verlauf des Forschungsprozesses nachstehender Aufbau der vorliegenden Studie:

1. Einführung

1.3 Aufbau der Arbeit

1.3 Aufbau der Arbeit

Im einführenden Kapitel wird das Lebensende der Eltern und seine Bedeutung für deren erwachsene Kinder als ein in autobiographischen Selbstaussagen vielfältig dokumentiertes Phänomen vorgestellt. Gleichzeitig erfolgt der Verweis auf die gesellschaftliche Marginalisierung dieses Ereignisses. Ausgehend von dieser Problemlage erfolgt eine Sichtung und Präsentation diverser Quellen. Neben literarischen Veröffentlichungen zählen dazu auch Textausschnitte diverser Print- und Hörmedien. Die Bilanz dieser Recherche legt die solcherart gemachten empirischen Befunde als Ausgangsmaterial fest. Daran schließt sich die in diesem Unterkapitel zusammengefasste Struktur der Arbeit.

Das zweite Kapitel beginnt mit einem Überblick zur Forschungslage. Zentral ist dabei die Frage, wie das Erleben des Elternsterbens im mittleren Lebensalter in der erziehungswissenschaftlichen Forschung und ihren Teildisziplinen positioniert ist. In diesem Zusammenhang werden Ein- und Abgrenzungen von thematisch relevanten Perspektiven wie der der Thanatologie sowie der (Auto-) Biographieforschung vorgenommen. Der Zustand der *Verwaisung* als ambivalenzträchtige Erfahrung wird als der weiter zu verfolgender Schwerpunkt des Erkenntnisinteresses herausgestellt. Daher ist ihm das nächste Unterkapitel gewidmet, in dem der Begriff der *Verwaisung* sowohl etymologisch als auch in pragmatischen Bezügen diskursiv verhandelt wird. Auf dieser Grundlage wird das Forschungsanliegen formuliert: Es fragt nach der möglichen Bedeutung für Entwicklungs- resp. Transformationsprozessen der erwachsenen, in Verwaisung begriffenen Töchter und Söhne.

Das dritte Kapitel konzentriert sich auf den theoretischen Zuschnitt im engeren Verständnis. Ausgangspunkt ist die Frage, inwieweit die gravierende Veränderung in der Eltern-Kind-Beziehung als biographisch bedeutsame Übergangslage im (nicht institutionalisierten) Lebenslauf zu charakterisieren ist. Dazu werden jene Modelle des Übergangs aus Ethnologie (van Gennep 1986, V. Turner 1967, 1989), der Soziologie (Glaser/Strauss 1971, 1995) und der

1. Einführung

1.3 Aufbau der Arbeit

Entwicklungspsychologie (Erikson 1973, Gould 1997) herangezogen insofern deren strukturellen Aspekte für die Zustandsbeschreibung der Verwaisung ergiebig sind. Auf diesen Kategorien aufbauend, wird nun der Forschungsansatz modelliert: Die spezifische Lebenslage der betroffenen Kinder wird als ambivalente Übergangssituation mit Transformationscharakter definiert. Daraus werden die ihr impliziten Modi der (psychischen) Bearbeitung entwickelt und schließlich in ein eigenes Strukturmodell von Transformation umgewandelt. Im vierten Kapitel wird dies gerahmt vom Ambivalenzkonzept in der Fassung des „*sensitizing construct*“ im Sinne Lüschers (Lüscher, 2016), wodurch die enge Verzahnung mit den Prozessen von Identitätsbildung und der ihr eigenen Ambivalenz-Dynamik präzisiert wird.

An diesem Punkt der theoretischen Modellierung erfolgt nun die konkrete Miteinbeziehung des Untersuchungsmaterials. Im Anschluss an die ursprüngliche Fassung des Ambivalenzkonzepts (Bleuler 1910) beschäftigt sich das fünfte Kapitel mit der Frage nach der Besonderheit von Ambivalenzerfahrungen in literarischen Quellen. Als Antwort darauf wird mit dem Beispiel von Peter Handkes Erzählung „Wunschloses Unglück“ über den Tod seiner Mutter (Handke 1972) eine Rahmung erstellt, in dem die zu behandelnden Texte als Todesfallgeschichten firmieren. Ihr ambivalenter Charakter wird – dem Referenzkonzept Zipfels (Zipfel, 2009) folgend – als Autofiktion bezeichnet. Die damit verbundene Vorstellung vom Kippen zwischen Fakt und Fiktion sowohl auf Seite der Autoren als auch auf der der Leser*innen wird genutzt, um das Phänomen des reversiblen Kippbilds einzuführen. Es wird als Werkzeug (tool) eingesetzt, um die narrativ dargestellte intergenerationelle Beziehungsdynamik (Eltern und ihre Kinder in einem beständig kippenden Umkehrverhältnis) analysieren zu können. Damit ist die theoretische Konzeption abgeschlossen.

Das sechste Kapitel widmet sich dem methodischen Zuschnitt. Es umfasst die diskursive Auseinandersetzung mit dem Ausgangsmaterial der Studie auf der methodologischen Ebene, indem die Rolle der literarischen Texte in der qualitativen Forschung hinterfragt wird. Vor diesem Hintergrund wird die

1. Einführung

1.3 Aufbau der Arbeit

Entscheidung für den Forschungsstil der Grounded Theory erläutert. Die Wahl der acht zu analysierenden Texte aus dem Gesamtkorpus wird begründet und dieses Sample in Fallgruppen unterteilt. Der Forschungsprozess selbst wird an einem Text-Beispiel in seinen einzelnen Schritten bis hin zur abschließenden Zusammenfassung in der Darstellung einer Mindmap dokumentiert. Den Abschluss dieses Kapitels bildet die Visualisierung des Forschungszusammenhangs.

Das Kernstück der Arbeit ist in Kapitel sieben enthalten. Es beginnt mit einer Übersicht, aus der die harten (Stamm-)Daten zu den acht Texten ersichtlich sind. Darauf folgen die Analysen der acht Todesfallgeschichten. Sie orientieren sich in ihrer Struktur an dem im Kapitel sechs entwickelten Modell und seiner impliziten Fragestellung nach der Ambivalenz-Dynamik und daraus möglicher Transformation. Jeder dieser Texteinheiten ist die ihr zugehörige Mindmap als Orientierung vorangestellt.

Im Kapitel acht werden die Ergebnisse aus den Textanalysen einer vergleichenden Gesamtschau unterzogen und die sich ergebenden Differenzen und Übereinstimmungen und Gemeinsamkeiten diskutiert.

Das neunte Kapitel reflektiert die Reichweite des eigenen Forschungsansatzes und erwägt Möglichkeiten einer vertiefenden Forschung dieses als bedeutsam erachteten Lebensabschnitts im mittleren Erwachsenenalter.

2 Forschungsleitende Annäherungen

2.1 Zum Forschungsstand und seiner Verortung

2 Forschungsleitende Annäherungen

Wie aber wird der in Kapitel Eins lebensweltlich dokumentierte Befund in der Forschung rezipiert? Um die Deutungs- und Analysekatoren für die nachfolgenden Auswertungsschritte genauer zu bestimmen, wird nun eine Standortmarkierung innerhalb der relevanten Wissenschaftslandschaft vorgenommen. Darin wird überprüft, wo und in welcher Forschungsperspektive Aussagen zum hier vorerst nur skizzierten Phänomen des Elternsterbens aufzufinden sind.

2.1 Zum Forschungsstand und seiner Verortung

Der Tod der Eltern ist ein Ereignis, mit dem eine seit der Geburt andauernde, für Eltern und Kindern meist lebenslange Beziehung – unabhängig von ihrer Qualität – zu ihrem plötzlichen oder langwierigen, ihrem befürchteten oder erhofften Ende kommt. Wie die autobiographischen Belege in der Einführung zeigen, wird diesem Beziehungsende aus der Perspektive der erwachsenen Söhne und Töchter eine subjektiv hohe Bedeutung beigemessen. So auch im Roman „Bitte nicht sterben“ (Wohmann: 1993), der als Vorlage für den Titel der vorliegenden Arbeit diente. Darin beschreibt die Protagonistin ihr Erschrecken angesichts des immer näher rückenden Todes ihrer Mutter aus der Perspektive einer Frau im mittleren Erwachsenenalter. Seit Erscheinen des Wohmann-Buches formiert sich die Situation des Elternsterbens in den gesellschaftlichen Diskursen neu: Aus dem demographischen Wandel ergibt sich eine Verlängerung der Eltern-Kind-Beziehung. Die für die Generation ihrer Kinder oftmals schwierige bis prekäre Pflegesituation der alten Eltern mit ihren spezifischen Anforderungen und Bedingungen sowie die Diskussion um die „Sterbehilfe“ setzen neue Markierungspunkte in der Gestaltung bzw. Beendigung der (aktiven) Eltern-Kind-Beziehung.

Wurden in Kapitel 1.2.2 vorläufige Begründungen für die Erforschung der Problemlage Elternsterben genannt, erfolgt nun deren diskursive Sichtung unter

2 Forschungsleitende Annäherungen

2.1 Zum Forschungsstand und seiner Verortung

fünf Forschungsperspektiven. Sie skizzieren den Forschungshintergrund und die Forschungszugänge zeigen mögliche Leerstellen auf und machen den daraus folgenden Forschungsbedarf deutlich. (Siehe dazu auch die Tabelle 2 am Ende dieses Abschnitts).

Mit dem Fokus auf Sterben und Tod ist das Thema Elternsterben und damit auch der Untersuchungskorpus (im Sinne der zu untersuchenden Primärtexte) grundsätzlich in der **Thanatologie (1)** verortet, die hier im Anschluss an Feldmann als „multidisziplinäre Wissenschaft vom Sterben und Tod“ (Feldmann, 2004: 7) verstanden wird. Neben Medizin, Soziologie, Psychologie, Philosophie und Kulturwissenschaft befassen sich die Pädagogik und die Erziehungswissenschaft mit dem (anthropologischen) Wissen um Sterben und Tod sowie mit den Fragen um den Umgang damit. Innerhalb dieses breitgefächerten Forschungsspektrums stellt die **Trauerforschung** einen wichtigen Gegenstandsbereich dar. In deren Sichtweise bedeutet der Elterntod den Verlust eines Menschen, zu dem eine enge emotionale Bindung besteht, basierend auf einem „*Verhaltenssystem, das im Kleinkindalter Sicherheit und Versorgung gewährleistet und lebenslang auf Anforderung zur Verfügung steht*“ (Frick, 2010: 181; vgl. Bowlby, 1980). Psycho-dynamisch ist dieser Verlust in unterschiedlichem Ausmaß affektiv bedeutsam und wird mehrheitlich mit der Emotion Trauer verknüpft. Diese tradierte Engführung von Verlust mit Trauer konzentriert sich aus dem Blickwinkel der Thanatopsychologie sowohl auf die Erforschung des Erlebens und Verhaltens im Hinblick auf die Erfahrung des Verlusts anderer Menschen als auch auf die Perspektive der Endlichkeit der eigenen Person (vgl. Wittkowski, 2010 a). So thematisieren amerikanische Untersuchungen von Moss & Moss (1983/84; 1997; 2012), Umberson & Chen (1994) – vorwiegend publiziert im Fachjournal *Omega-Journal of Death and Dying* – die Forschungsfrage des Elterntods vornehmlich im Hinblick auf psychosoziale Reaktionsbildungen und Strategien der Bewältigung. Nolen-Hoekesma und Larson bestätigen an anderer Stelle auch die Forschungslücke im Hinblick auf die Berücksichtigung der Erwachsenen: „*In the bereavement*

2 Forschungsleitende Annäherungen

2.1 Zum Forschungsstand und seiner Verortung

literature, there has been relatively little attention paid to the impact of loss of a parent on adults“ (Nolen-Hoeksema; Larson; 1999: 45). Diese mangelnde Beachtung differiert zu den erhobenen Befunden, wie das folgende Zitat zeigt:

Losing a parent is not expected to be as difficult as losing a child. Because we often consider the loss of an elderly parent to be part of the natural order of things, however, bereaved adult children can feel ashamed and rejected when their grief goes on “too long” or appears to be “too intense” (...) Many of our respondents who lost a parent said that other people had criticized them for reacting so strongly to the loss, and had encouraged them to “get over it” more quickly than they felt they could (ibid: 44).

Gemessen an der Anzahl der Forschungsergebnisse kommt dem Tod der alten Eltern innerhalb des Forschungsrahmens Trauer die größte Bedeutung zu. Die einzige der Verfasserin bekannte deutschsprachige thanato-psychologische Arbeit zum Verlust beider Eltern im Erwachsenenalter (vgl. Leimgruber, 2005) stellt ebenfalls die Frage nach der Bewältigung des Ereignisses. Die im oben genannten Zitat ausgedrückte Ungeduld der Mitmenschen mit der aus ihrer Sicht unnötig langen Trauer über den Tod alter Eltern bestätigt somit persönliches Erfahrungswissen, wie es in Kap. 1.2 ausschnittsweise repräsentiert ist. Es läge daher nahe, das Thema mit der Trauerforschung zu verknüpfen. Allerdings erweist sich Trauer als ein zu komplexes Phänomen, um das in dieser Arbeit nachgefragte prozessuale Geschehen rund um das Elternsterben theoretisch daraufhin zu fokussieren. Denn unter Trauer wird nicht nur die evolutionstheoretisch als sogenannte Basis-Emotion festgelegte psychophysische Reaktion gefasst (vgl. Wassmann, 2010). Auch die Interpretationen des damit in Verbindung stehenden bewussten oder unbewussten Wahrnehmungsvorgangs werden Trauer genannt (vgl. Frazzetto, 2014). Unter heterogenen psychosozialen und kulturellen Bedingungen äußert sich Trauer in jeweils anderen kulturellen, rituellen, sprachlichen und körpergestischen Stilen (vgl. Stubbe, 1985). Zusätzlich führt die zunehmende Ausdifferenzierung der Lebenswelten zu

2 Forschungsleitende Annäherungen

2.1 Zum Forschungsstand und seiner Verortung

unterschiedlichen diskursiven Konzepten, sodass Trauer in unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen immer wieder neu überformt wird. Die solcherart entstehenden diversen Trauer-Praktiken generieren ihrerseits wiederum ein spezifisches (Forschungs-)Wissen sowie Wissenssysteme mit dem dazugehörigen Expertentum. Dieser diskursive Charakter von Trauer ist auch der Grund, weshalb die gesellschaftlich-institutionelle Rahmung mitsamt der daraus entstehenden normativen Verpflichtung zu einem kodierten Trauerverhalten sich immer mehr gelockert hat und einem Prozess der Individualisierung gewichen ist. Dies hat nach Heidemarie Winkel (Winkel, 2002) zur Folge, dass Trauer und Schmerz zur Biographisierung drängen, d.h. die eigene Lebensgeschichte im Zusammenhang mit der Erschütterung des Selbstverständnisses erzählt werden möchte. Dies führt zur Zunahme von narrativ aufbereiteten Todesfällen in den Medien und im Internet sowohl aus dem öffentlichen als auch aus dem privaten persönlichen Umfeld. Die hier als Untersuchungsmaterial herangezogenen belletristischen Texte unterliegen ebenfalls dieser Tendenz zur (auto-)biographischen Einordnung, da die Thematisierung des Elterntods oftmals einhergeht mit einer teilweisen Rekonstruktion der Lebensgeschichte der Eltern.⁵ Diese Tendenz könnte auch für eine methodische Umorientierung verantwortlich sein: Konzentrierten sich thanato-psychologische Forschungen in der Zeit von 1970 bis in die 90er Jahre im Forschungsfeld Sterbender auf deren Einstellungen zu Tod und Sterben mittels Fragebogen (vgl. Ochsmann 1993: 27), wird seither auf die Begrenzung speziell der standardisierten Befragungsmethodik hingewiesen. Die Möglichkeit der Erweiterung durch *„freie textgestützte Verfahren“* wird betont, denn diese *„haben auch den Vorzug, auf bereits vorhandene Dokumente (z.B. literarische Werke, Notizen von Suizidalen) anwendbar zu sein“* (Neimeyer et al., 2003: 75). Für diese qualitative Ausweitung werden Äußerungen zur eigenen Lebensgeschichte der Sterbenden gleich

⁵ Zunehmend werden denn auch im Palliativzusammenhang „Lebensrückblick-Gespräche“ geführt, so z.B. in der Pilotstudie am Universitätsklinikum Bonn, um den Zurückbleibenden (vorzugsweise Kindern) eine selbsterzählte Lebensgeschichte zu hinterlassen (Universitätsklinikum Bonn).

2 Forschungsleitende Annäherungen

2.1 Zum Forschungsstand und seiner Verortung

gewichtig genutzt wie biographische Einsprengsel signifikanter Dokumente. Von daher wäre es ein weiterer möglicher Ansatz, die Texte unter dem Zugriff der **Erziehungswissenschaft und ihrem Teilgebiet der Biographieforschung (2)** zu analysieren. Im Verständnis von Theodor Schulze (Schulze, 1997) würden auch die unterschiedlichen Gattungsbezeichnungen (Roman, Erzählung oder Bericht) nicht dagegen sprechen, sie als „*autobiographische Materialien*“ heranzuziehen und anhand dieser die letzte gemeinsame Lebensphase von Eltern und ihren Kindern als „*innerbiographischen Prozess*“ (Schulze, 1997: 332) zu untersuchen.

Das Forschungsinteresse dieser Arbeit konzentriert sich aber nicht auf die Rekonstruktion der lebensgeschichtlichen Perspektive der Töchter und Söhne auf sich selbst, sondern richtet sich auf den letzten und als bedeutsam gewerteten Abschnitt der Eltern-Kind-Beziehung. Von Interesse ist hier in erster Linie der Umgang der Kinder mit den Eltern (bzw. dem Elternteil) angesichts des janusköpfigen, weil doppelgesichtigen Ausgangs der gemeinsamen Geschichte: Das definitive Ende für die Elternteil(e) ist für die Kinder der Anfang des neuen Zustands der Vater- oder Mutter- oder auch Elternlosigkeit. Angesichts dieses endgültigen Abschieds ist in dieser Arbeit der Fokus auf die phänomenologische Erfassung der Formen und Varianten der Bearbeitung gerichtet und auf die dabei eventuell artikulierten oder erkennbaren Veränderungen in der Beziehung selbst. Damit öffnet sich die Fragestellung gegenüber möglichen transformatorischen Aspekten angesichts von Sterben und Tod in der **Erziehungswissenschaft (2)** und ihren bildungstheoretischen Implikationen. In der Einführung von *Trauer und Bildung* (Böhner; Zirfas 2012) ein Potential zu sehen, stellt allerdings eher die Ausnahme dar. Dies verwundert insofern nicht, als Astrid Seltrecht feststellt, dass „[i]n pädagogischen Handlungsfeldern die Konfrontation mit Sterben und Tod jedoch faktisch fast ausgeschlossen [ist]“ (Seltrecht, 2013: 329), „[...] und auch unter dem Fokus des [lebens]langen Lernens wurden Sterben und Tod bislang kaum untersucht“ (ibid.: 330). Diese Lücke wird durch die erziehungswissenschaftlichen Studien von Niettel und Seltrecht (2013) teilweise geschlossen. Trotzdem scheint der Umgang mit der (eigenen) Endlichkeit

2 Forschungsleitende Annäherungen

2.1 Zum Forschungsstand und seiner Verortung

reserviert auf den Bereich der **Pädagogischen Anthropologie (2)** (Wulf; Zirfas 2014). Anders akzentuiert, aber ähnlich in der Feststellung von Forschungsdesideraten im Bezug auf den Zusammenhang vom Erleben des Todes anderer mit Entwicklungs- und Veränderungsprozessen, liest sich die Aussage aus bildungstheoretischer Perspektive: *„Tod und Verfall spielen pädagogisch und erziehungswissenschaftlich eine eher nur untergeordnete Rolle und tauchen allenfalls als Herausforderungskontext konkreter pädagogischer Praktiken auf“* (Ricken, 2005: 149), *„[...] weil Bildung überhaupt mit Leben und Dauer assoziiert wird“* (ibid., Anm. 2). Eine Lücke wird auch im Erfahrungsaustausch zwischen Älteren und Jüngeren konstatiert: *„Es gibt generative Themen, die aber eher selten zum Gegenstand intergenerationaler Lernkonzeptionen gewählt werden, wie zum Beispiel die Themen Alter(n) und Tod“* (Franz/Scheunpflug, 2019). Weitere Leerstellen innerhalb der Pädagogik werden aufgezeigt von Maywald (Maywald, 2014), die nach dessen Ansicht auch nicht durch „death education“ (vgl. Mennemann, 1998) und die daraus abgeleitete Thanatagogik (vgl. Petzold, 1984) abgedeckt werden können. Auch wenn sich diese Formen der „Sterbebegleitung“ zunehmend durch die stärkere Berücksichtigung von neuen Forschungsaspekten und der daraus folgenden Ausweitung sowohl von Methoden als auch von Zielgruppen (vgl. Schnell et al., 2016) profiliert, fehlt auch hier bislang die spezifische Berücksichtigung des Generationenverhältnisses von Eltern und deren Kinder im mittleren Erwachsenenalter.

In der Erforschung **Persönlicher Beziehungen im Familienkontext der Generationsbeziehung (3)** ist die Situation des Elternsterbens bestimmt durch die dyadische bzw. triadische Verbindung zwischen erwachsenem Sohn oder erwachsener Tochter und deren primären Bezugspersonen Mutter und/oder Vater. Im Vergleich zum Kindes- und Jugendalter sind die familialen Beziehungen zwischen Eltern und erwachsenen Kindern nach wie vor weniger erforscht (vgl. Zink; Jall, 2009). Hinsichtlich der intergenerationalen Beziehungsgestaltung von Kindern im mittleren und höheren Erwachsenenalter zu ihren Eltern in der endgültigen Abschiedsphase, zeigt sich in der Forschungslage eine deutliche

2 Forschungsleitende Annäherungen

2.1 Zum Forschungsstand und seiner Verortung

Fokussierung auf „Kümmer-Interaktionen“ (Dieris, 2009: 67) rund um die Pflegesituation. Aufmerksamkeit von seiten der Forschung erfährt auch die Konfrontation mit Fragen von Identität in dementiellen Lebensformen (vgl. Kitwood, 2005). Die damit verbundenen Herausforderungen für eine Rollenumkehr in der Beziehung Eltern-Kinder wird von einigen Autorinnen mit den Schlüsselbegriffen „parentale Reife“ / *filiale Reife*⁶ (Ecarius, 2007; Blenkner, 1965) und „*Neupositionierung*“ (Dieris, 2006:1) belegt. Eine umfassendere Begrifflichkeit im Zusammenhang mit den vielfältigen Formen des Sich Kümmerns hat Retkowski mit dem „*Habitus der Sorge*“ (Retkowski, 2011:62) innerhalb der familialen Generationenbeziehung entwickelt. In ihm sieht Retkowski sowohl die Sorge um den anderen als auch die um sich selbst berücksichtigt. Von Bedeutung ist demnach nicht nur die jeweils gegenwartsbezogene Erwartungshaltung der Elterngeneration und die diversen Strategien im Umgang damit, sondern auch die Zukunft der sich sorgenden nachfolgenden Generation. Dass unter diesem Blickwinkel des „*familialen Erfahrungsraum[s]*“ (ibid.: 65) dem Sterben der Eltern Relevanz zugestanden werden muss, geht aus einigen von Retkowskis episodisch-narrativen Interviews deutlich hervor (ibid.: 110 ff.; 160 ff., 173 ff., 196ff.).

Auch aus dem nachstehenden Beleg der familialen Generationenforschung wird dem Tod der Eltern hohe Bedeutung beigemessen.

Die Prozesse des Älterwerdens und Sterbens der Eltern beinhalten für viele Frauen und Männer im mittleren Lebensalter auch eine Antizipation des eigenen Alterns, eine Tatsache mit multiplen psychischen Konsequenzen. Verlauf und Qualität des Alterns und des Sterbens der Eltern geben Anlass zu Hoffnungen oder zu Ängsten und Sorgen zum eigenen Altern. Pflegebedürftigkeit und Tod alter Eltern werden in den meisten Fällen als negative Transitionen antizipiert und erlebt. Sie gehören zu den biographischen Übergängen des mittleren Lebensalters mit den negativsten emotionalen Wertigkeiten (wobei die faktische Erfahrung negativer eingestuft wird als ihre Antizipation) (Hoepflinger, 2010:11).

⁶ „Filiale Reife“ bezeichnet einen Entwicklungsstand, in dem erwachsene Kinder ihre Eltern als Menschen mit eigenständigen Bedürfnissen jenseits ihrer Elternrolle wahrnehmen.

2 Forschungsleitende Annäherungen

2.1 Zum Forschungsstand und seiner Verortung

Eben diese im Zitat angesprochene Übergangssituation wird von Martin Döhlemann (Döhlemann, 1987) aus sozialisationstheoretischer Sicht in ihrer Besonderheit aufgegriffen und erforscht. Sein Aufsatz „*Verwaisung im Erwachsenenalter*“ stellt aus Sicht der Verfasserin bis heute die bislang einzige ausführlichere Einlassung dar, die sich mit den anstehenden Veränderungen dieser Lebenssituation ausführlicher befasst und sie dediziert als „Verwaisung“ bezeichnet – ein Zustand, in dem es seiner Ansicht nach nicht um etwas Abschließendes geht, sondern in dem auch Entwicklungspotential vorhanden ist.

Innerhalb der **Entwicklungspsychologie des mittleren Erwachsenenalters (4)** findet der Elterntod insofern Beachtung, als er im Zusammenhang mit der vergleichsweise langen Beziehungsdauer zwischen alten Eltern und erwachsenen Kindern gesehen wird. Welche Veränderungen damit aber im Zusammenhang stehen, ist nicht hinlänglich erforscht. Dieses Defizit konstatieren die Autoren Peter Noack und Heike M. Buhl wie folgt: *“A last important role change is related to parental death. Although the death of a parent is very likely when children are middle-aged, little research has addressed effects on adult children, especially in comparison with effects of minor children”* (Noack; Buhl, 2004:54). Die sich daraus erschließende Forschungslücke wird allerdings mit Hinweisen auf eben jene thanatopsychologische Forschung (Umberson; Chen, 1994) geschlossen, in der, wie eingangs festgestellt, Fragen nach der Verlustbewältigung dominieren.

Die im obigen Zitat von Noack & Buhl angesprochene Erwartbarkeit des Elterntods im mittleren Erwachsenenalter ist der Ankerpunkt, auf den sich die Lebensereignisforschung („life-event-Forschung“) konzentriert, in der es um biographisch speziell markierte und als bedeutsam eingestufte Vorkommnisse geht. Der Elterntod wird darin im Hinblick auf seine Bewältigung von Seiten der erwachsenen Kinder nicht generell als „Kritisches Lebensereignis“ gewertet, weil *„scheinbar identische Ereignisse, die zu bewältigen fast allen von uns auferlegt ist (z.B. der Tod der Mutter), keinesfalls überindividuelle Ähnlichkeiten [erzeugen]“* (Filipp, 2010: 129) und demzufolge individuell beantwortet bzw. bearbeitet

2 Forschungsleitende Annäherungen

2.1 Zum Forschungsstand und seiner Verortung

und/oder bewältigt werden müssen (vgl. Stappen; Fooker: 2006). Auf der deskriptiven Ebene der Lebenserfahrung wird der Elterntod deshalb als ein „normatives“ Ereignis mit vergleichsweise geringerem Ausmaß an Belastung definitorisch eingestuft, da es als vorhersehbar („on time“⁷) gilt. Diese Einschätzung wird auch von der psychologischen Altersforschung bestätigt, nach der der Tod alter Menschen sowohl von diesen selbst als auch von den jüngeren Altersgruppen als normal, gerecht und „on time“ erlebt wird, der in einer „hochtechnisierten und produktivitätsorientierten Welt meist einen geringen sozialen Verlust darstellt“ (Baltes; Strotzki, 1998: 1136).

Allerdings – so eine Ausgangsthese dieser Arbeit – ist das Ereignis auch als non-normativ einzuschätzen, weil sich grundsätzlich der Eintritt des Todes als ein der Berechenbarkeit entzogenes, unverfügbares Faktum, als *hora incerta* ereignet: „*Mors certa, hora incerta*. Der Tod ist gewiß, die Stunde ungewiß (Bartels, 2013: 98). Die statistische Zunahme hochaltriger Menschen, gepaart mit den medizinischen Möglichkeiten der Lebensverlängerung, verändert für die erwachsenen Söhne und Töchter die Zeitwahrnehmung. Einerseits wird der Elterntod als ein Geschehen eingeschätzt, das an der Zeit ist, wie es das Zitat von Simone de Beauvoir „*Sie ist in dem Alter, in dem man stirbt*“ (Beauvoir, 1964: 75) zum Ausdruck bringt, andererseits wird die subjektive Überlebenszeit, die Zeit, die den Abstand zum Tod markiert, immer schwieriger einzuschätzen. Es ist an der Zeit, und zugleich erfolgen Zeitdehnungen, die zu zusätzlichen Belastungen führen können. Die Sicherheit der Unterscheidung zwischen *on-time* und *off-time* verschwindet. Die Dimension der Zeitlichkeit wird hier in einer zweifachen Optik erkennbar: Zum einen in der Prolongierung der Lebenszeit der Eltern, zum anderen in der Befristung der eigenen Lebenszeit. Diese „doppelte Zeitmessung“ vor dem Hintergrund der gemeinsamen Lebenszeit in der vertikalen Generationenbeziehung erzeugt Gefühlsschwankungen im Hinblick auf den erhofften und zugleich befürchteten Tod der Eltern sowie den dadurch näher

⁷ Mit der Bezeichnung „on time – off time“ werden erwartbare Lebensereignisse einem bestimmten Alterszeitpunkt zugeordnet. Vgl. Philipp/Aymanns, 2010: 33.

2 Forschungsleitende Annäherungen

2.1 Zum Forschungsstand und seiner Verortung

rückenden eigenen Tod. Der eventuell vorhandene Wunsch nach nicht enden wollender Verbundenheit zu den Menschen, die „*einen meistens stabil und bedingungslos lieben*“ (Zank, 2002: 290 f.), erfährt seine Umkehrung in der geheimen Bitte nach einem baldigen Ende. Diese Bitte wird aber nicht nur von den Söhnen und Töchtern projiziert, sondern kann in den Vorstellungen der Eltern von einem selbstbestimmten Lebensende konkrete Gestalt annehmen. Damit entstehen für die Kinder wiederum neue Konflikte und Herausforderungen – ein Potential für Ambivalenzerfahrungen schichtet sich auf. Der affirmative Wunsch „Bitte nicht sterben“ des Wohmannschen Romans wird daher von der Verfasserin in die ambivalenzhaltige Reformulierung „Bitte (nicht) sterben!“ umgewandelt. Weil in diesem Satz das zentrale Moment der Ambivalenzthematik zum Ausdruck kommt, wurde er zum Übertitel dieser Arbeit gewählt. Das angesprochene Phänomen der Ambivalenz wird in den bisher genannten Forschungszugriffen nur marginal behandelt – und wenn, dann beschränken sich diese auf den spezifischen und zumeist negativ konnotierten Typus der „ambivalenten Bindung“ innerhalb der Bindungstheorie (vgl. Asendorp, 2000). Eine andere Form der Ausblendung des Ambivalenz-Phänomens zeigt sich in der Vorannahme einer vorzugsweise „*bedingungslosen Elternliebe*“ (vgl. Zank, 2002: 290 f.) zu ihren Kindern, womit die Option einer grundständigen Ambivalenz ausgeblendet wird, deren Wiederaufleben in der Übergangssituation der Verweisung von Simone de Beauvoir erlebt und beschrieben wird:

Unsere frühere Beziehung lebte also in ihrer doppelten Gestalt in mir weiter: als geliebte und verwünschte Abhängigkeit. Sie lebte in ihrer ganzen Stärke wieder auf, als Mamas Unfall, ihre Krankheit und ihr Tod die Routine durchbrachen, die sonst unsere Beziehung bestimmte (Beauvoir, 1964: 116).

In der Zusammenschau ergibt sich nachstehendes Bild der unterschiedlichen Forschungsperspektiven und ihrer Schwerpunktsetzung für die relevante Thematik:

2 Forschungsleitende Annäherungen

2.1 Zum Forschungsstand und seiner Verortung

Forschungsdisziplin/ -perspektive	Schlüssel- begriffe	Indikatoren für Relevanz der Thematik	Forschungsspezifische Berücksichtigung der intergenerationellen Beziehungskonstella- tion Eltern – Kinder im mittleren Lebens- alter
(1) Thanatologie	Verlust	Trauer Bindung	Forschungsergebnisse vorhanden
(2) Erziehungswissen- schaft Biographieforschung Anthropologie / Bildungstheorie	Endlichkeit/ Kontingenz Lernen /Bildung Lebens- rückblick	„ <i>Memento mori</i> “: Death education Thanatagogik Transformation	Als Problem anerkannt
(3) Inter- generationelle (familiäre) Beziehungsforschung	Reziprozität (z.B. Pflege) Belastung	Übergänge	Als Problem anerkannt und partiell bearbeitet
(4) Entwicklungs- psychologie der Lebensspanne Life Event-Forschung	(Kritisches) Lebens- ereignis Zeitlichkeit („filiale Reife“)	Bewältigung Veränderung Entwicklung „ <i>Role change</i> “	Forschungsbedarf bestätigt
(5) Sozialisations- forschung	Lebenslauf Status- wechsel Entwick- lung	Verwaisung	Forschungsbedarf bestätigt Vorläufige Forschungsergebnisse

Tabelle 2: Forschungsansätze (eigene Darstellung)

Aus dieser Übersicht der angeführten Forschungsperspektiven und der darin unterschiedlich repräsentierten Thematik bestätigt sich die Einschätzung, die

2 Forschungsleitende Annäherungen

2.1 Zum Forschungsstand und seiner Verortung

Susanne Zank formuliert: „Die meisten Menschen verlieren erst im mittleren und höheren Erwachsenenalter ihre alten Eltern, mitunter nach jahrelanger Pflegebedürftigkeit. *Die Auswirkungen des Todes auf die Kinder (kursive Hervorhebung i. O.)* ist, sofern er nicht im Kindes- oder Jugendalter stattfindet, wissenschaftlich kaum untersucht worden.“ (Zank, 2002: 308). Um diesen bislang „*unauffälligen Entwicklungspunkt*“ (Doehlemann, 1987: 181) sichtbar zu machen, ist die genauere Entfaltung des Begriffs Verwaisung erforderlich.

2. Forschungsleitende Annäherungen

2.2 Die Entdeckung der Verwaisung im mittleren Erwachsenenalter

2.2 Die Entdeckung der Verwaisung im mittleren Erwachsenenalter

Das Forschungsinteresse konzentriert sich also im nächsten Schritt darauf phänomenal zu erfassen, wie man das Geschehen benennt, wenn aus erwachsenen Kindern Waisen werden. Welche Begriffe und Metaphern werden verwendet: Ist man die Eltern „los geworden“ oder hat man sie „verloren“? Erlebt man sie als „gegangen“, meldet man sie als „verschwunden“?

Die Bezeichnung Waise ist sowohl im allgemeinen Sprachgebrauch als auch als Begriff im Familienrecht minderjährigen Kindern vorbehalten, die ihre Eltern in Kindheit oder Jugend verloren haben. Konnotiert ist er mit Schutzbedürftigkeit, Armut, Einsamkeit und Unselbständigkeit. Im Hinblick auf weltgeschichtlich relevante Ereignisse bezieht er sich häufig auf die Folgen von kriegerischen Auseinandersetzungen und Katastrophen oder wird, in vornehmlich europäischer Sichtweise, im Zusammenhang mit der Aufarbeitung von Kriegskindheiten im 2. Weltkrieg thematisiert (Kleinau, 2016; Fooker, 2014; Stambolis, 2012).

Über diese Verwendung hinaus erfolgt die Begriffsübertragung Verwaisung in den kriminologischen und sozialpsychologischen Zusammenhang, in dem als Sozialwaisen keine elternlosen, aber vernachlässigte Kinder und Jugendliche bezeichnet werden. In allen Fällen bezieht sich der Begriff in seiner Definition auf das genealogische Verhältnis zwischen Eltern und ihren Nachkommen und die sich daraus ergebende verlorene oder aus anderen Gründen fehlende Verantwortung. So wird im Kontext der Trauerforschung, der Familientherapie und vereinzelt auch in der Altersforschung von „verwaisten Eltern“ gesprochen (vgl. Wagner, 2013; Fooker 1997; Lang, 1994).

Grundsätzlich beansprucht das Eltern-Kind-Verhältnis lebenslange Geltung. Unabhängig von der Performanz der jeweiligen Rollenzuschreibung bleibt man das Kind seiner nicht selbst gewählten Eltern – und umgekehrt ist auch weder Mutterschaft noch (anerkannte) Vaterschaft grundsätzlich kündbar. *„In der Familie sind Generationsbeziehungen nicht freiwillig zusammengesetzt [...] weder frei wählbar, noch sind sie prinzipiell aufkündbar. Elternschaft lässt sich nicht*

2. Forschungsleitende Annäherungen

2.2 Die Entdeckung der Verwaisung im mittleren Erwachsenenalter

beenden, man ist sein Leben lang das Kind seiner Eltern“ (Lüscher; Pajung-Bilger, 1998: 27). In der Fortführung des Gedankens ist auch Verwaisung nicht rückgängig zu machen; man bleibt Vater- oder Mutterwaise oder Elternwaise („Vollwaise“) und kann diesen Status nur durch Adoption einklammern. *“No matter how old you are you always expect your mother to be there. In a way, you feel like an orphan, especially if you’ve lost both parents”* (Nolen-Hoekesma; Larson, 1999: 44).

Trotzdem erweckt die Bezeichnung und die mit ihr einhergehenden Assoziationen vom „verwaisten Erwachsenen“ Irritation, wie sie in dem folgenden Zitat aus dem „Selbstportrait mit Eltern“ von Matsier zum Ausdruck kommt:

„Wir sind jetzt Waisen“. Nicht lange nach dem Tod meiner Mutter habe ich das meinen Bruder zu jemandem sagen hören, und ich meinte einen Anflug von Ironie darin wahrzunehmen. Aber ein kurzer Blick auf ihn zeigte, daß er es ernst gemeint hatte. „Deine Eltern, fuhr er fort, waren immer eine Mauer zwischen dir und dem Tod, und diese Mauer ist jetzt fort“ (Matsier, 2001: 102).

Der Begriff Waise kann zunächst nur ironisch-distanziert rezipiert werden, weil der semantische Kontext zum Erwachsensein generell mit Mündigkeit als dem Gebrauch der eigenen Urteilskraft verbunden ist, (vgl. Neimann, 2014: 206) und demzufolge kein Vormund mehr benötigt wird. Das Unbehagen der als nicht adäquat empfundenen Begriffskombination *Waise* und *Erwachsener* lässt sich mit dem anachronistischen Zusammentreffen einer genealogisch-beschreibenden Perspektive mit der einer (normativen) Entwicklungsperspektive erklären. So liegen der konkreten Alterseingrenzung *mittleres Erwachsenenalter* Vorstellungen der Entwicklungspsychologie der Lebensspanne zugrunde, die in unterschiedlichen (Phasen-)Modellen artikuliert und schematisiert werden (vgl. Fooker; Kavsek 2012). Vor diesem Hintergrund wird das Erwachsenenalter differenziert in die Bereiche: frühes mittleres Alter (35 bis 50 Jahre) und spätes mittleres Alter (50 bis 65 Jahre) (Martin, 2007). Allerdings „[g]leichgültig, aus

2. Forschungsleitende Annäherungen

2.2 Die Entdeckung der Verwaisung im mittleren Erwachsenenalter

welchem Sinnuniversum heraus der Versuch unternommen wird, die Kategorie des ‚Erwachsenen‘ zu definieren, konnotative Unschärferelationen aufgrund der gleichzeitigen Geltung lebensweltlicher Normalitäts- und wissenschaftlicher Reflexionsansprüche sind dabei unvermeidbar“ (Nittel, 2007: 317 ff.). Von dieser Unschärfe bleibt auch die Lebenswirklichkeit des demographischen Wandels nicht ausgespart, die die genealogischen Bezeichnungen für Eltern und Kinder ins Schwanken bringt: *„Alle Welt redet von den immer älter werdenden Menschen, aber was sagt man zu den immer älter werdenden Kindern? Ich bin jetzt vierundsiebzig; was soll man von einem Kind halten, das auf die Achtzig zugeht?“* (Nooteboom, 2007: 101).

Im Gegensatz zu den gegenwärtigen Unsicherheiten, die die „stiefmütterliche“ Verwendung des Begriffs belegen, sorgt die etymologische Spurensuche für mehr Präzision, da in der ursprünglichen Verwendung des Begriffs „Verwaisung“ die Verengung auf bzw. Verschiebung zu den Kindern noch nicht stattgefunden hat. So werden im Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm (Grimm, 1871) unter dem Eintrag „Verwaisung“ und „Waise“ Erfahrungen aufgelistet, die den Zustand des Heimatlosen, Besitzlosen, des Herrschafts- und Führungslosen ansprechen und allesamt auf den Erwachsenen abzielen. So wird darin derjenige als Waise (ahd. *weiso*, zu *wīsan*, „meiden, verlassen“, mhd. *weise*) bezeichnet, *„der aus seiner heimat ausgestoszen ist“* und/oder seines Besitztums beraubt ist. Die Bezeichnung gilt auch für die veränderte Situation *„von schülern, denen der meister entrissen ist“*, und/oder der Herrscher: *„...zu boden fiel | des reiches apfel. waisen blieben wir | wie wirs gewesen drei und vierzig jahr.“* ... *„die waisen nannte sich ein theil der Hussiten nach dem tode ihres führers Ziska* (Wörterbuchnetz).

Die etymologischen Konnotationen steuern Aspekte bei, die sich als brauchbar erweisen, Verwaisung als Forschungsbegriff zu reaktivieren. Dabei handelt es sich um die Aspekte der Ortsgebundenheit, der Herrschaft bzw. Führung, des Lehr-Verhältnisses und der Erziehung sowie den Aspekt des Besitzes und der Erbfolge.

2. Forschungsleitende Annäherungen

2.2 Die Entdeckung der Verwaisung im mittleren Erwachsenenalter

Der erste Aspekt zielt auf die Mensch-Raum-Relation. Er ist im aktuellen Sprachgebrauch noch durchaus präsent in der Humangeographie und Raumsoziologie für die Beschreibung von leerstehenden, verlassenem – eben verwaisten – Orten, Räumen, Landschaften. Der bei Grimm zitierte Verlust der „heimat“ weist auf die Bedeutung des „sicheren Orts“ hin, vergleichbar mit dem nach wie vor viel diskutierten „safe port“ aus der Bindungstheorie (Bowlby, 1980; Bowlby, 2005; Grossmann; Grossmann, 2003, 2009).

Der zweite Aspekt bezieht sich auf den Verlust der (politisch-ideologischen) Führungsfigur einer Gruppe resp. eines Landes durch deren Tod. Die dadurch Verwaisten müssen sich neu gruppieren. Um autonom zu bleiben oder zu werden, verlangt die veränderte Lage neues und wirksames Handeln. Auch wenn sich die zitierte Situation auf kollektive Identitäten bezieht, ist darin doch die grundsätzliche Frage nach den Entwicklungsmöglichkeiten in Folge einer Verlusterfahrung enthalten.

Der dritte und vierte Aspekt machen auf die Engführung von Verwaisung mit dem Generationsbegriff bzw. -konzept aufmerksam: So lässt sich im Zitat des christlich-neutestamentlichen Meister-Schüler-Verhältnisses das Konzept von Kontinuität erkennen, das auf die Weitergabe von Wissen und Werten durch Erziehung konzentriert ist, während im Gegensatz dazu im vierten Aspekt ein *Konflikt-Generationskonzept* auftaucht: Die Wegnahme des Besitzes, oftmals auch die Ent-Rechtung von Ansprüchen wie z.B. denen des „Erstgeborenen-Rechts“ enthält genealogische Implikationen, die, wie die kulturwissenschaftlichen Generationsforscher Parnes, Vedder, Willer vielfältig belegen, im bürgerlichen Trauerspiel des 18. und 19. Jh. thematisiert werden. In Dramen wie z.B. Lessings *Emilia Galotti*, Schillers *Kabale und Liebe* oder Kleists *Familie Schrockenstein* gehen also nicht Mitglieder der vorangehenden, sondern der nachfolgenden Generation verloren (vgl. Parnes, Vedder, Willer, 2008: 153). In den tödlich endenden Auseinandersetzungen geht es vornehmlich um Erbfolge und Moral in der Familie, in deren Folge meistens „verwaiste Väter“ erwachsener Kinder zurückbleiben. „*Dass auch die Mütter verwaisen, prägt die Dramen kaum*

2. Forschungsleitende Annäherungen

2.2 Die Entdeckung der Verwaisung im mittleren Erwachsenenalter

[obwohl] *erstaunlich häufig* [...] *der innerfamiliäre Generationen- und Geschlechterkonflikt zwischen Vater und Tochter dargestellt* [wird]“ (ibid.152).

Ob verwaiste Mutter oder Vater: der Status der Verwaisung ist in den genannten Beispielen nicht an ein bestimmtes Alter gebunden, sondern immer geht es um die Konflikte in den mikrosozialen Generationsbeziehungen von Familie.

Alle zuvor begriffshistorisch analysierten Aspekte von Verwaisung werden, wie schon in Kap. 2.1 angekündigt, bei Martin Doehlemann (Doehlemann, 1987) unter Bezugnahme auf Lüscher und Werspauhns Identitätsaspekt (Lüscher; Wehrspau, 1985) familiensoziologisch und sozialpsychologisch gewendet. Doehlemann erweitert den Begriff der Verwaisung, der soziologisch mehrheitlich funktional gefasst und auf den Verlust der Generationenrolle beschränkt wird, um Veränderungsprozesse im Lebenslauf wie wie z.B. die Einübung in die Nachfolge des Chefs/der Chefin. Außerdem verknüpft er mit dem Verlust der Eltern auch den der Ortsidentität – das einstige „Zuhause“ geht verloren – und so verweist er hiermit indirekt auf die Korrelation von Bindungsfigur und Ort. Der mit diesem Verlust verbundene, nicht immer harmonisch lösbare Weiter- und Übergabeprozess des (Ver-)Erbens ist unter „[R]ollen- und statusbiographischen Gesichtspunkte[n]“ (Doehlemann, 1987: 181) auf die Übernahme von Elternhäusern und sonstigen größeren und kleineren Besitztümern bis hin zu den alltäglichen Dingen beschränkt, geht aber über die materielle Ebene hinaus und umschließt auch die Übernahme von Verhaltensweisen, Gebräuchen etc. der Eltern.

In diesen performativen Akten versuchten die Söhne und Töchter die elterliche Sphäre für sich zu bewahren. Diese innere Verbundenheit bewirke, dass die Beziehung zu den Eltern nicht mit deren Tod endete, sondern sie als „innere Figuren“ weiterlebten und damit als Orientierungsmuster der Transzendenz wirksam wären. Im Zentrum der Verwaisungserfahrung steht für Doehlemann die Leerstelle, die durch die veränderte Bedeutungssetzung im eigenen Leben beantwortet werden müsse. Diese Umorientierung münde in der „*letzten Individuation*“ (ibd.: 189), in der ein anderes Maß und neue Formen der

2. Forschungsleitende Annäherungen

2.2 Die Entdeckung der Verwaisung im mittleren Erwachsenenalter

Eigenverantwortlichkeit und Selbstständigkeit gefordert seien – inklusive der Übernahme neuer Aufgaben. Diese ist aber – so Doehlemann – nur möglich, wenn mit dem Ende der Bindung an die Eltern das „*Gefühl der Unausweichlichkeit des eigenen Todes*“ (ibd.: 189) die Beziehung zu anderen (Familienmitgliedern) stärker würde, wenn zur Erfahrung des Verlusts auch Los-Lösung im Sinne des Beschreitens noch unbekannter Wege kommen könne. Veränderung und Bewahrung seien demnach die gegensätzlichen Anforderungen, die in dieser Lebenslage an die Familien gestellt würden.

Erst die letztgenannte Facette zeigt auf die aus der Verwaisung entstehende Notwendigkeit des Trostes als Möglichkeit der Bewältigung des Verlusts. Als Trostmöglichkeiten gelten bei Doehlemann das Hinzugewinnen einer neuen Dimension im Leben, einer neuen Sphäre, eines neuen Raums. Dass dieser neu zu erobernde Raum ursächlich mit dem Tod und seiner christlichen Deutung zusammenhängt, wird im Beispiel der eingangs erwähnten „verwaisten“ Jünger Jesu sichtbar:

Dem Evangelisten Johannes zufolge hatte Jesus zu den Jüngern gesagt, er werde sie nicht verwaist zurücklassen, sein Weggehen sei nur die äußere Bedingung seines endgültigen Bleibens; der Geist werde es sein, der mit seiner permanenten Präsenz Ersatz biete für den bis zum Ende der Zeiten absenten Sohn (Joh.14,16) (Sloterdijk, 1999: 184).

Der Tod fungiere demnach als „Sphärenerweiterer“ – so weiter Sloterdijk –, denn „*tatsächlich, so scheint es, kann der nicht mehr verwaist zurückbleiben, der sich in der Sphäre des ‚pater orfanorum‘, des Vaters der Waisen, wie in einem letzten Verwandtschaftssystem verankert hat (Augustinus, Confessiones, 9.Buch, 12, 32.)*“ (ibd.). Der Trost über den Verlust, der hier durch den Bezug auf eine transzendente Größe versprochen wird, ist auch außerhalb der christlichen Fassung in unterschiedlichen Formen des Totengedenkens wirksam, wie es im Kapitel 2.1. unter dem Begriff der „Zweiten Bestattung“ erläutert wird.

Die harmonisierenden Vorstellungen der religiösen Bezugnahmen eines ideal gelagerten Verwaisungsprozesses blenden allerdings Gefühle wie Wut, Trauer,

2. Forschungsleitende Annäherungen

2.2 Die Entdeckung der Verwaisung im mittleren Erwachsenenalter

Scham aus. Diese können sich in den Vordergrund des Erlebens drängen und konfliktieren mit Hintergrundstimmungen von Vertrautheit oder Einsamkeit. Die lange Beziehungsdauer aktualisiert beim erwachsenen Kind einen Tiefenraum von Erfahrungen, der Ordnungen und Sicherheiten ins Schwanken bringt und Ambivalenzen erzeugt. Fragen und Selbstzweifel tauchen auf im Zusammenhang mit der Verantwortung für Aufgaben, die bislang die Eltern übernommen haben, sowie nach den eigenen Zukunftsaussichten: Wie alt werde ich werden? Werde ich auch an derselben Krankheit sterben? Die Irritation speist sich einerseits aus dem Gefühl, endlich frei zu sein und enthält andererseits auch Verzweiflung, weil mit der Elternfigur auch ein Stück der eigenen Kindheit verloren geht. Es ist ein Aufrücken in die erste Reihe, die schützende Elternschicht zwischen dem Kind und dem Tod ist aufgehoben. Die größere Verletzlichkeit und damit die eigene Sterblichkeit rücken in den Fokus:

Der Tod der Eltern nun hebt die Vermittlung zwischen dem Tod in der dritten Person und dem eigenen Tod auf; das letzte Glacis, das das Konzept des Todes von unserem persönlichen Tod getrennt hatte, ist gefallen; das biologische Interesse der Gattung hat uns jetzt verlassen, die Fürsorge, die uns vor dem Nichts bewahrte, hat sich nun entfernt und läßt uns Auge in Auge mit dem Tod zurück. Jetzt bin ich an der Reihe, jetzt wird die kommende Generation den Tod durch meinen tatsächlichen Tod denken. Der Tod des Vaters oder der Mutter bedeutet folglich für jeden Menschen den Übergang vom Mittelbaren zum Unmittelbaren (Jankélévitch, 2005: 39).

Das in diesem Abschnitt aktualisierte pragma-semantische Verständnis von Verwaisung eines Erwachsenen wird nun als ein multidimensionales Geschehen erkennbar, in dem die Verlusterfahrung selbst und ihre affektive Bedeutung als Trauer und deren Bewältigung nicht das allein bestimmende Merkmal des Ereignisses Elterntod ist. Es umfasst auch den Eintritt in eine veränderte Lebenslage, in der es um die Ausprägung neuer Lebensstile und Kompetenzen geht, um die Regelung von materiellem und immateriellem Erbe und potentieller Nachfolge und die Ausgestaltung von Erinnerungskonzepten.

2. Forschungsleitende Annäherungen

2.2 Die Entdeckung der Verwaisung im mittleren Erwachsenenalter

Aus der bisherigen Einkreisung der Thematik und ihrer lebensweltlich dokumentierten Relevanz ist als Fazit für die Forschungsfrage festzuhalten:

Die Übergangssituation von der Generationenrolle „Kind-Sein“ zum elternlosen Erwachsenen lässt sich als Zustand der Verwaisung bezeichnen, in dem zurückliegende bzw. latente Ambivalenzerfahrungen aktualisiert werden. Der Prozess der Verwaisung enthält per se so starkes Veränderungspotential, dass er eine Neuinterpretation der eigenen Identität in Gang setzen kann. Daraus ergibt sich für diese Arbeit die Fragestellung: Wie lassen sich ambivalente Erfahrungen der Verwaisung als biographische Übergangsprozesse fassen? Unter welchen Bedingungen und in welchen Ausdrucksformen werden sie strukturell und phänomenal evident und wie werden sie gestaltet?

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

Übergänge im Lebenslauf zählen zur „*conditio humana*“ und setzen Markierungspunkte im soziokulturell bestimmten Rahmen. Jenseits solcher gesellschaftlich anerkannten Punkte werden Lebenslagen auch individuell biographisch als Übergangssituationen interpretiert. Seit den wegweisenden Arbeiten der Kultur- und Sozialanthropologen Arnold van Gennep (Gennep, 1986) und Victor Turner (Turner, 1967; 1989) sind sie vielfältiger Forschungsgegenstand unterschiedlicher Disziplinen – so vor allem in der Pädagogik und Erziehungswissenschaft im Hinblick auf Biographie, Lebenslauf und Sozialisation (vgl. Walther et al., 2013; Friebertshäuser 2009; Welzer, 1993). Unabhängig von der jeweiligen Disziplin wird der Übergangssituation Ambivalenzpotential zugeschrieben, weil die Herausforderungen solcher Übergänge auch darin bestehen, dass sie Entscheidungen inmitten einer meist unübersichtlichen Konflikt-Situation verlangen. Aus der Perspektive der Entwicklungspsychologie der Lebensspanne kommt hierbei spätestens seit den Beiträgen Erik H. Eriksons (Erikson, 1959; 1973) dem Abschnitt der Adoleszenz besondere Aufmerksamkeit zu. Großes Interesse gilt auch der Erforschung der Situation am Lebensende, also jener Übergangsphase vom Leben zum Tod, die von der Thanatopsychologie (Ochsmann, 1993; Tomer; Grafton, 2003) unter den Konzepten „Einstellung zum Tod“ etc. als auch unter „Verlusterfahrung“ verhandelt wird. Einen wichtigen Meilenstein eben dieser finalen Übergangssituation stellt die soziologische Studie von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss (Glaser; Strauss, 1995) dar, in der die Kommunikation zwischen Sterbenden, ihren Angehörigen, dem ärztlichem und pflegenden Personal untersucht wurde.

Weniger erforscht hingegen ist der endgültige Abschied von den Eltern, der aber ebenfalls die Signaturen des Phänomens „Übergang“ zeigt. Wie in der Einleitung dargestellt, handelt es sich dabei um jene Übergangssituation, in der alte Eltern sterben und somit deren (zumeist) mittelalte, d.h. längst erwachsene Söhne und

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

Töchter elternlos werden. Sie verlieren ihren Status als Kind und nehmen in ihrer generationellen (Erwachsenen-)Lagerung einen neuen Standort ein, indem sie in den Status des verwaisten Erwachsenen wechseln. Im Rahmen des institutionellen Lebenslaufs sind diesbezügliche Übergangssituationen wie z.B. die Firmennachfolge oder Hofübernahme entsprechend geregelt. Ebenso geklärt ist die arbeitsrechtliche Situation im Todesfall: Die Anzahl von zwei Trauertagen, die als Sonderurlaub gewährt werden, gilt in Europa für alle engeren Familienangehörigen im Unterschied zu Israel, wo aus kulturspezifischen resp. religiösen Gründen dem Traueritual „Shiva“ für enge Familienangehörige sieben Tage vorbehalten sind und die nach Ahren Züge eines Moratoriums aufweisen (vgl. Ahren, 2003).

Vielschichtiger hingegen als in diesen juristischen Festlegungen ausgedrückt erscheint die entwicklungsphänomenologische und psychodynamische Dimension im Vorgang der Verwaisung. Darin wird das Phänomen Übergang aus zwei Perspektiven erkennbar: Der Übergang vom Leben zum Tod auf Elternseite – eine Situation, in der sich auch die Eltern noch verändern (können) – erfordert zugleich die Neupositionierung als elternloser Nachkomme auf der anderen Seite. Diese Transition kann Anstoß für Veränderungen geben, kann *„biographische Wandlungsprozesse initiieren, provozieren aber auch verhindern“* (Truschkat, 2013: 60).

3.1 Übergänge und ihre konzeptuellen Fassungen: Schwelle und Stufe

Für die Bezeichnung des Phänomens „Übergang“ generell werden sowohl umgangssprachlich als auch fachsprachlich unterschiedliche Begriffe, Metaphern und Konzeptualisierungen verwendet. Für das Sterben als finalen Übergang vom Leben zum Tod finden sich außer der seit der Antike verwendeten Metapher der Hadesfahrt (vgl. Görner, 2014) als Überfahrt ins Jenseits, ins Totenreich, z.B. zu einer Toteninsel (vgl. Gennep 1986: 148) noch weitere bildhafte Ausdrücke wie etwa (letzte) Reise, Passage, Schwelle (vgl. Turner, 1989), Stufe oder auch der Sprung: *„Ich bin daran einen Sprung ins Finstere zu tun“* zitiert Wittkowski

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

Thomas Hobbes als anschauliches Beispiel für den Übergang vom Leben zum Tod (Wittkowski, 2011: 35). Glaser und Strauss fokussieren mit dem von ihnen geprägten Ausdruck der Sterbebahn („*dying trajectory*“ (Glaser/Strauss, 1968)) den Zeitfaktor des Sterbens, d.h. die zu erwartende Überlebenszeit und die Geschwindigkeit, die je nach Krankheitsursache vom abrupten bis zum langsamen Tod („*lingering trajectories*“) einen unterschiedlichen Verlauf nehmen kann.

Diese bildlichen Ausdrücke sind als Chiffren diverser konzeptioneller Muster zu lesen, die empirisch-theoretisch derartige Übergänge in der Lebenszeit modellieren. Aus der Fülle der Konzeptualisierungen werden in diesem Kapitel gezielt diejenigen herangezogen, die sich auf die Herausforderungen der Übergangssituation zwischen Leben und Tod beziehen und dabei nicht nur die Sterbenden, sondern auch die Familienangehörigen im Blick haben. Als relevant stellen sich hierbei erstens die Konzepte der Ethnologen/Sozialanthropologen van Gennep und Victor Turner sowie die der Soziologen Glaser und Strauss heraus.

Im zweiten Schritt erfolgt die Miteinbeziehung der sozialpsychologischen Ansätze von Erik Erikson und Roger L. Gould (Erikson, 1973; Gould, 1987), weil sie sich mit dem Erleben und der Bedeutung der eigenen Endlichkeit in bestimmten Lebensphasen sowie dem Generationenverhältnis von Kindern im mittleren Erwachsenenalter und ihren (alten) Eltern beschäftigen.

Die diesbezüglichen Komponenten der einzelnen Forschungsansätze wurden im Hinblick auf ihre Ergiebigkeit für das theoretische Kodieren des Untersuchungskorpus (theoretical sampling) ausgewertet. (Die detaillierte Vorgangsweise wird im Kap. 6 dargelegt.) Die Ergebnisse fungieren somit als Teil des Hintergrundwissens über den psychosozialen Zustandswechsel innerhalb des Phänomens der Verwaisung Erwachsener.

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

3.2 Der ethnologische Blick: „Rites de passage“. Arnold van Genneps Übergangsriten

Für van Gennep vollzieht sich das Leben der Individuen in Gesellschaften in und durch Veränderungen, die vom jeweiligen Alter und den mit ihm verbundenen Handlungen bestimmt sind. Die Ausgestaltung dieses Wechsels von einem Altersabschnitt zum anderen, einer Lebenssituation zur anderen, wird durch Zeremonien, Rituale und ähnliche performative Aktionen begleitet, reglementiert und kontrolliert. Übergang ist hier äußerst eng und normativ gefasst; ein möglicher Spielraum für Veränderungen ist nicht vorhanden, denn übergreifendes Ziel ist es, *„das Individuum aus einer genau definierten Situation in eine andere, ebenso genau definierte hinüberzuführen“* (Gennep, 1986: 20). Seine ethnologisch dichte Beschreibung des „Übergangs von einem Zustand zum anderen“ (ibid.) zielt auf das strukturelle Erfassen der den Übergang performierenden Rituale und abstrahiert somit von der ursprünglich topographischen Verortung der Riten und den damit zusammenhängenden kulturellen Unterschieden. Aus dieser allgemeinen Ableitung entsteht das Klassifikationssystem der Riten. Eine besondere Bedeutung in diesem System kommt – nach van Genneps Einschätzung – dabei den komplexen „Übergangsriten“ zu. Ihr zufolge wird in seinem Klassifikationsschema die „Bestattung“ aufgefächert in die Riten der Trennung, die Riten der Schwellen und der Umwandlung sowie in Riten der Angliederung. Deren Ausformung zeigt sich kulturell überaus variantenreich. Dazu gehört auch, dass den einzelnen Riten unterschiedliche Dominanz zukommt. Nachstehend werden die nach van Gennep zentralen Momente aufgeführt:

Die **Trennung** vollzieht sich im Entfernen der Leiche aus dem Haus, dem Verbrennen der Werkzeuge sowie der Vernichtung des Besitzes des Verstorbenen. Besiegelt wird dieser Akt der Trennung durch ein ritualisiertes Verschließen des Sarges oder Grabes (ibid.: 158) und den Transfer in die jenseitige Welt der Toten.

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

Die **Umwandlung** der Toten enthält unterschiedliche räumliche und zeitliche Elemente wie vorübergehendes Aufbahren und Verbleiben im abgesonderten Raum, wobei die Länge dieses Aufenthalts je nach kultureller Praxis von kurz bis extrem lang differiert – evtl. bis zur Verwesung. Große Bedeutung kommt der Bestattung selbst zu – auch mit der Variante der „Zweite(n) Bestattung“ (siehe Kapitel 2.1.3) durch sich wiederholende Feiern zu bestimmten Tagen und Anlässen, Herstellung eines Abbildes des Toten, beispielsweise im Fall weiblicher Verwandten als Puppe, die auf das Grab gelegt wird (ibid.: 146) oder in einer besonders eklatanten Form, bei der lange Zeit nach der ersten Bestattung des Leichnams nunmehr das Skelett endgültig verabschiedet wird (vgl. Macho, 1998). Die **Angliederung** der Toten wird durch eine Mahlzeit bewirkt, die oftmals das Band zwischen den Zurückbleibenden festigen soll, in manchen Ausführungen auch die Verbindung zwischen Toten und Überlebenden stärken soll. Die darin enthaltenen Elemente der Gastfreundschaft können allerdings auch ihre Umkehrung in Tabus erfahren, wie es z.B. im Verbot der Berührung von Toten Gültigkeit besitzt (vgl. van Gennep: 159).

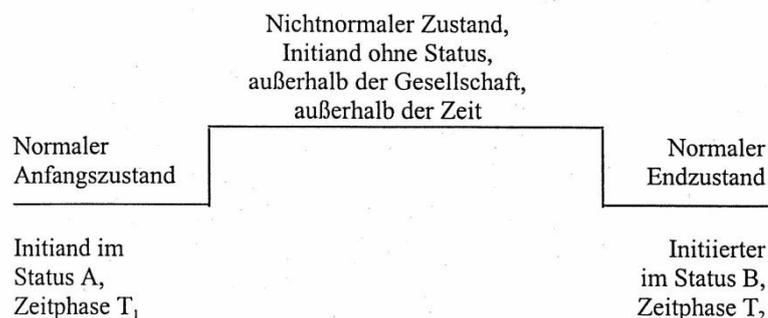
Trennung, Umwandlung und Angliederung sind nicht nur für die Toten gedacht, sondern auch für die Hinterbliebenen, wobei die Rituale gleichbleiben, aber auch zu ihrer Umkehrung kommen können. Deutlich wird dies in der Trauerzeit, der Umwandlungsphase der Hinterbliebenen. In dieser werden die Trauernden von der Gemeinschaft getrennt und erst durch ein Angliederungsritual (z.B. das gemeinsame Mahl nach der Bestattung) dürfen sie wieder in ihren alten Bezirk eintreten. Diese Rückkehr in die vorherige, vertraute Umgebung kann als Affirmation des Bestehenden gelten; ein möglicher Spielraum für Veränderungen in der Wiedereingliederung wird nicht thematisiert. Allerdings enthält das beschriebene Modell van Genneps insofern doch auch Ambivalenzpotential als die Trauernden „[...] eine besondere Gruppe bilden, die weder der Welt der Lebenden, noch der der Toten [angehört] sondern gewissermaßen einer Zwischensphäre“ (Gennep, 1986: 144). Die Länge des Aufenthalts darin bemisst sich nach dem Verwandtschaftsgrad. Dieser Wechsel zwischen zwei Bereichen ist

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

sensibel und störanfällig: „Solche Zustandsveränderungen gehen nicht vor sich, ohne das soziale und individuelle Leben zu stören“ (ibid.: 23). Aber auch die Durchführung der Trennungsrituale ist konfliktrichtig, denn die dabei erforderliche Nähe zum Toten durch die oben genannten Handlungen wird als lebensbedrohlich erlebt und kann nur mit der Abwehr der bösen Geister (z.B. durch Weinen, Wegbringen der Gegenstände aus dem Haus des Toten) gebannt werden. Für die Ausgestaltung des komplexen Vorgangs des gesamten Übergangs, der „Passage“, sind die Hinterbliebenen verantwortlich. Diese Anforderung besteht in vielen Kulturen in der Ausstattung der Toten für die Reise, den Vorkehrungen für einen „wohlwollenden Empfang“ (ibid.: 149) im Reich der Toten, und die Angliederung bzw. Wiedereingliederung der Hinterbliebenen selbst durch das schon erwähnte gemeinsame Mahl.

Die strukturelle Unterteilung der „Rites des Passage“ von Genneps in Trennung, Umwandlung und Angliederung auf einer gedachten Zeitlinie lässt sich im Diagramm von Edmund Leach (Leach, 1978: 100) erkennen. Die deutliche Hervorhebung des mittleren Abschnitts (siehe unten) macht den besonderen Status dieser Phase der Umwandlung als Ausnahmezustand ersichtlich, der deshalb für die Fragestellung dieser Arbeit relevant ist, weil mit Umwandlung eine mögliche Veränderung verbunden ist.



D 1: ‚Rites de Passage‘ von Edmund Leach (Leach, 1978: 100)

Van Genneps Gliederung in **Trennung**, **Umwandlung** und **Angliederung** wurde von der Verfasserin unter Einbeziehung der Differenzierung von Leach (der

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

mittleren Stufe) in die nachstehende Visualisierung umgeformt: Sie nimmt die strenge strukturelle Gliederung in drei Phasen auf und appliziert sie auf den Übergangsprozess Elterntod auf einer temporären Linie. Eine eventuell darin enthaltene Dynamik in Umwandlung und Wieder-Angliederung ist durch die Pfeile angedeutet.



V 1: Elternsterben. Übergangsprozesse temporärer Verlauf (eigene Darstellung)

Die Stichworte in den drei Feldern stellen generelle Markierungspunkte dar, die für die Herangehensweise an die Texte des Untersuchungsmaterials gelten. Sie

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

erfassen das zeitliche Nacheinander der potentiell vorkommenden Ereignisse im Zusammenhang des Elternsterbens und nähern sich damit der „story“ der Texte an, verstanden als die „durch Sätze erfasste Ereignisfolge“ (Schüle / Stückrath 2004: 57). Nicht erfasst sind darin die lokalen, temporären und sozialisatorischen Koordinaten des Übergangs wie die Angaben dazu, in welchem Lebensabschnitt, in welcher biographischen Konstellation, welcher beruflichen Situation der Übergangsprozess sowohl für die erwachsenen Kinder als auch für die Eltern einsetzt. Zwar stehen Ausgangs- und Endpunkt des Übergangsprozesses formal fest, doch unbestimmt sind noch die Möglichkeiten der Ausgestaltung. Zudem ist aus dieser Darstellung noch nicht ersichtlich, wie die einzelnen Elemente miteinander verknüpft werden. Erst diese aufschließenden Fragen an die Texte und deren weitere Analyse werden zeigen, in welchen Punkten sich Abweichungen, Variationen, Negationen etc. ergeben.

Die inhaltliche Fassung der schematischen Darstellung von Leachs mittlerer Phase des „nichtnormalen Zustands“ liefert Victor Turner. Im Schwellenkonzept der „liminal period“ (Turner, 1967:4) entwickelt er van Genneps rollentheoretisch betontes Übergangsmodell weiter. Darin begrenzt er sich im Gegensatz zu van Gennep nicht allein auf Strukturbeschreibungen, sondern berücksichtigt vor allem auch den emotionalen Umwandlungs-Prozess mit seinen jeweiligen symbolisch formalisierten Handlungen. Weil aus seinem Schwellenkonzept das Ambivalenzpotential der Übergangssituation im Hinblick auf identitäts-konstitutionelle Muster erkennbar wird, wird es nachstehend kurz zusammengefasst:

3.3 Der Schwellen-Prozess als Zwischenraum nach Victor Turner

Schwelle (= limen), bedeutet Hindernis, einen spürbaren Niveauunterschied zwischen zwei Räumen. Sie zu übertreten, formt in Turners Schwellenkonzept den Zustand der Liminalität („liminal period“), der sich in besonderer Ausprägung vor allem in den „klassischen“ Übergangsriten der „Lebenskrisen“ wie Geburt und Tod wie auch in den Initiations-Riten phänomenal nachweisen lässt. Speziell

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

an letzteren, also jenen, die den Übergang vom Kind zum Erwachsenen markieren, lassen sich nach Turner historisch valide Belege finden, die eine strukturelle Nähe von Initiation zum Tod erkennbar machen (vgl. Turner, 1967: 96). Diese Parallele wird im weiteren Verlauf dieser Arbeit bei Erikson aufgegriffen.

Gegenüber der prä- und postliminalen Phase und ihrer jeweiligen rituellen Ausprägung, von denen sie eingefasst ist, stellt diese „liminal period“ die eigentlich bedeutsame Phase dar, weil sie eine sowohl zeitliche als auch räumliche Ausnahmesituation markiert; einen nicht-normalen Zustand, in dem vertraute Strukturen nicht mehr gelten: „*we must regard the period of margin or liminality as an interstructural situation*“ (ibid.: 93). Den Ausdruck Zustand bevorzugt Turner gegenüber dem Terminus „Status“ (oder „Amt“), weil dieser insofern mehr bedeutet, als er auf eine dynamische Zuständigkeit abzielt und somit in seinem Prozesscharakter deutlich den Aspekt der Veränderung bzw. Transformation erfasst: „*I prefer to regard transition as a process, a becoming, and, in the case of ,rites de passage‘, even a transformation*“ (ibid.: 94). Der Schwellenprozess lässt sich räumlich als abgeschotteter Grenzraum beschreiben. Jede Grenze ist nach zwei Seiten hin ausgerichtet, sie trennt und verbindet zugleich und ist von zwei Seiten her zu betreten. Sie blickt nach zwei Seiten und ist somit nach jeder der zwei Seiten hin lesbar. Durch den Wechsel des Blickpunkts und des Standorts entsteht im Duktus eben dieser Bewegung ein Zwischenraum. Dieser ist einerseits durch Leere gekennzeichnet und wird andererseits mit tradierten und damit sozialisationsabhängigen Bedeutungen, ihren Symbolisierungen, angefüllt und aufgeladen. Turner bezeichnet diesen Zwischenraum als „*betwixt and between*“ (ibid.: 110) Man befindet sich also weder in dem einen noch in dem anderen Raum. Es ist ein unentschlossener Zustand zwischen zwei Möglichkeiten, ein Zustand wie zwischen zwei Stühlen; ein Raum geprägt von Mehrdeutigkeit, von „*ambiguity*“ (ibid.: 97), der als Spekulations- und Spielraum genutzt werden kann weil „*...in [ihm] eine gewisse Freiheit zum Jonglieren mit den Faktoren der Existenz besteht*“ (Rochberg-Halton,

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

1989: 201).⁸ Alles, was vorher an Erfahrungen und Strukturen wie z.B. Traditionen vorhanden war, löst sich auf ins Gestaltlose, und alle, die die Schwelle übertreten, werden zu Grenzgängern. Zu den „transitorischen Subjekten“ zählen sowohl Neulinge als auch deren Lehrmeister („*neophytes and their instructors*“, Turner, 1967:99). Ihr Aufenthalt in diesem mehrdeutigen Zwischenraum lässt sie als zwiespältig erscheinen. Hier gilt das übliche Raster von Klassifikationen, mit denen normalerweise Positionen im jeweiligen kulturellen Raum festgelegt sind, nicht mehr. Auch die Geltung anderer soziokultureller Merkmale wie z.B. Faktoren des bisherigen Lebensstils ist aufgehoben. Somit ist den Grenzgängern eine Verankerung, ein Sich-Festhalten an bisherigen Handlungsmaximen in vertrauten Strukturen nicht mehr möglich. Vielmehr kann es zu einer radikalen Umkehr von Positionen kommen, zu Fall und Aufstieg in einer „*Mischung aus Erniedrigung und Heiligkeit*“ (Turner, 1989: 95), außerdem zur Bildung einer neuen Gruppierung, der vergleichsweise nur ansatzweise strukturierten „*Communitas*“ (ibid.: 112). Insgesamt handelt es sich bei der Turnerschen Statusumkehr um einen Auflösungs- und Umschichtungsvorgang, der die Grenzgänger nackt und verletzlich macht (vgl. Turner, 1967: 108). Diese erhöhte Vulnerabilität bringt ein ebenso erhöhtes Maß an Reflexivität mit sich. Der Rückbezug auf sich selbst, die gesteigerte Suche nach Sinnkonstruktion birgt Veränderungspotential und – negativ gefasst – sogar die Notwendigkeit zur Neubestimmung und somit zur Veränderung. Erst dieses ermöglicht die Wiedereingliederung, die Rückkehr in die ehemals vertraute Gesellschaft, in der allerdings nichts mehr so ist wie vorher.

Dieser mit dem Schwellenzustand einhergehenden **Transformation** wird von Turner allerdings unterschiedliche Reichweite und Wirksamkeit zugemessen. Wie viel Veränderung, inneres Wachstum und Individuation an den Grenzgängern beobachtbar und festzustellen ist, wie viel Umkehr von bisher geltender Ordnung in der neuen „*Communitas*“ eintritt, oder ob es sich dabei letztendlich doch um

⁸ Zur begrifflichen Klärung von „ambiguity“, Ambiguität und Ambivalenz, siehe Kapitel 4.

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

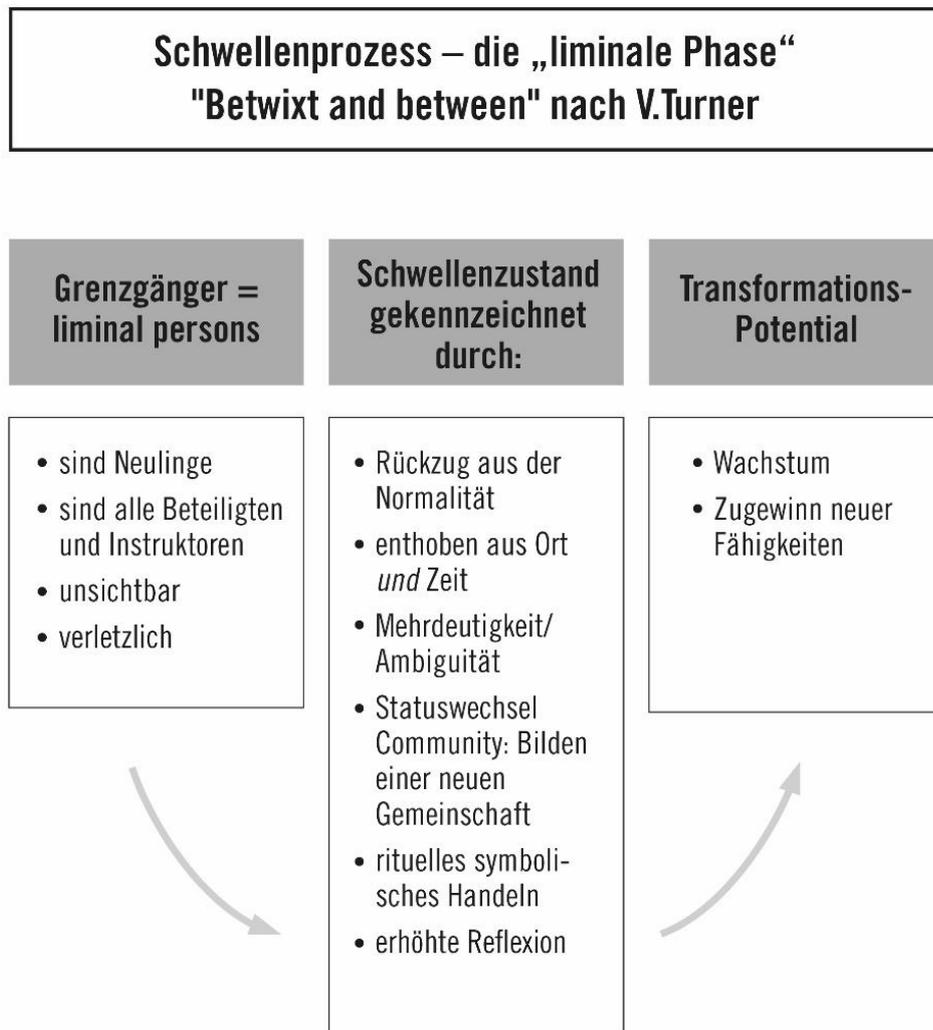
Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

die Wiedereinsetzung einer alten Struktur handelt, ist auch davon abhängig, ob es sich im engeren Sinn um „*liminale*“ Phasen in tribalen Initiationsriten handelt oder ob es um moderne „*liminoide*“ kulturelle Ausnahmezustände geht, mit entsprechend gelockerten rituellen Formen (vgl. Rochberg-Halton, 1989: 202). Auch wenn man daher der direkten Überführung von „Transformation“ zu „Verwandlung“, wie sie teilweise in der Turner-Rezeption (vgl. Mahdi, 1987; Bräunlein, 2012) anzutreffen ist, nicht folgt, bleibt für das weitere Vorgehen im Rahmen dieses Forschungsvorhabens der deutliche Bezug zwischen der Ausnahmesituation des Übergangs vom Leben zum Tod und ihrer Auswirkung auf die Durchreisenden dieses temporären Schwellenraums festzuhalten.

Dieser Zusammenhang ist in der nachstehenden Visualisierung der Turner'schen „liminal period“ hypothetisch wiederum auf die Untersuchungsgruppe appliziert. Die Unterteilung endet nun nicht mehr mit Angliederung resp. Rückkehr, sondern mit Veränderung. Der Prozesscharakter der gesamten Übergangssituation Verwaisung kommt damit in den Blick:

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener



V 2: Schwellenprozess nach Victor Turner (eigene Darstellung)

Aus dieser Rahmung heraus lassen sich folgende Einordnungen vornehmen und mögliche Fragestellungen an die Texte des Untersuchungsmaterials stellen: Als **Grenzgänger*innen**, d.h. als temporäre Subjekte des Schwellenraums Verwaisung sind die Töchter und Söhne und deren Eltern anzusehen. Die sterbenden Mütter und Väter befinden sich in einer für sie unbekanntem Situation am Rande der Existenz. Sie sind Neulinge („*neophytes*“ (Turner, 1967: 99), ebenso wie die Kinder, denn selbst wenn es für sie um den Tod des zweiten Elternteils geht, also ein Erfahrungswert vorhanden ist, so ist denn doch jeder dieser Todesfälle insofern einzigartig, da es um eine besondere dyadische Beziehung geht, wie diese auch immer bewertet wird. Zu den „*Grenzgängern*“ lassen sich auch alle anderen Beteiligten wie sonstige Familienangehörige und

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

Freunde, medizinisches und pflegendes Personal und weltliche und geistliche Sterbebegleiter*innen zählen, die teilweise die Rolle der Instruktoren übernehmen.

Zu fragen ist, wie verhält es sich mit der Turnerschen Statusumkehr? Wie mit der Bildung neuer Gruppierungen? Kann es sein, dass der Expertenstatus des Arztes, der Ärztin unwichtig wird, angesichts der Einstellung des Sterbenden zum Tod? Deuten sich veränderte Beziehungsstrukturen an? Kommt es zur Wiederbelebung lang verlorener Kontakte?

In Visualisierung V 2 entspricht der **Schwellenzustand** jener mittleren Phase aus Visualisierung V 1, in der sich das Sterben und schließlich der Tod der Eltern ereignen und ein Rückzug aus der „normalen Welt“ stattfindet. In dieser „liminal period“ geht es um aufgeführte Handlungsanforderungen im Zwischen-Raum der Ambiguität: Wie werden die mit Sterben und Tod zusammenhängenden Verrichtungen ausgeführt unter dem Vorzeichen des „*betwixt and between*“? Welche Ambivalenzerfahrungen sind z.B. im Konflikt um rituelles symbolisches Handeln anlässlich der Bestattung zu verzeichnen? Wird traditionelle Performanz akzeptiert, verworfen oder werden neue, individualisierte Formen erfunden als Kompromissbildung? Worin zeigen sich sonstige Auswirkungen des Statuswechsels? Inwieweit hat dieser Sonderzustand Auswirkungen auf die Aufgaben und Arbeitsverpflichtungen der Kinder, in Bezug auf Pflege, Tod und Abschied – und jenseits davon? Können die Kinder die Aufgaben beispielsweise nicht mehr oder nur unter Aufbietung großer Anstrengungen übernehmen, und ergeben sich dadurch berufliche Ungewissheiten? Wie verhält es sich mit dem von Turner beschriebenen Zustand der Transformation? Welche Unsicherheiten tauchen auf in dem Zwischenraum der Statusumkehr vom potentiellen Erben zum tatsächlichen Erben bzw. zum/zur Nachfolger*in? Welche Zwischenräume entstehen im Beziehungsraum Eltern-Kinder? Wie wird die fragile Veränderung von elterlicher Macht und kindlicher Ohnmacht erlebt bzw. die Umkehr zu elterlicher Ohnmacht und Abhängigkeit und kindlicher Macht beschrieben? Welche neuen Handlungsspielräume entstehen daraus?

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

Dem Zustand der gesteigerten Reflexivität innerhalb der „liminal period“ kommt nach Turner insofern große Bedeutung zu, als diese Schärfung des Bewusstseins den persönlichen Gewinn erst ermöglicht, der aus dem Aufenthalt im Schwellenraum resultieren kann. Die Reflexion des Schwellenzustands kann unterschiedliche Formen finden. Das Spezifikum einer schriftlichen Betrachtung ist bei Turner so nicht aufzufinden, schlägt sich aber in allen ausgewählten Texten nieder. Es wird von den Töchtern und Söhnen vollzogen als bzw. im Akt des Schreibens, im Aufschreiben dessen, was sie im Zuge des gesamten Übergangsprozesses *Elternsterben* erlebt haben. Dieser Schreibmodus kann als „**Zweite Bestattung**“ gelten, deren unterschiedliche Modi auf der ethnologischen Ebene zu den Begräbnisriten zählen und als solche beschrieben werden. So sieht Robert Hertz (Hertz, 1960) den Tod selbst als Übergangsphase zwischen dem sozialen Tod (Abschied / Trennung von den Lebenden) und dem Eingehen in das kollektive Bewusstsein durch die Aufnahme in die Welt der Ahnen. Markiert werden Anfangs- und Endpunkt dieses Übergangs durch die primäre und die sekundäre Beisetzung. Während der ersten Bestattung wird die Auflösung des Körpers bedacht und betrauert, während der Geist noch bei der Leiche ist. Dieser Zustand findet erst mit der zweiten Beisetzung sein Ende, in der der Geist des Verstorbenen durch ein Erinnerungszeichen ersetzt wird. Die Phase dazwischen ist zugleich die Anwesenheit und Abwesenheit – der Tote ist noch nicht bei seinen Vorfahren, aber auch nicht mehr bei den Lebenden. Die Bewältigung dieser irritierenden Phase qua Erinnerung (im Sinne der symbolischen Setzung eines Gedenkobjekts) hat somit wesentlichen Anteil an der kulturellen Gedächtnisarbeit (vgl. Macho, 1998) und der damit verbundenen transgenerationalen Weitergabe (vgl. Stecher; Zinnecker 2007). Das Vergehen des Körpers wird beantwortet mit der Erstellung eines Ersatz-Körpers – im vorliegenden Fall mit dem des Text-Corpus, der überdauern soll (vgl. Assman, 2003). Die Autor*innen der in dieser Arbeit behandelten Texte wählen insofern diese Form der Verarbeitung, als sie sich dem Ereignis schreibend annähern.⁹ Die

⁹ Die Wirksamkeit des sogenannten *Expressiven Schreibens*, des schriftlichen Erfassens von

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

Abfassung des Textes erfolgt im Modus der produktiven Umkehrung. Das passive Erleben von Sterben und Tod des anderen wird in Aktivität umgewandelt, indem darüber erzählt wird. Dass diese Option im Erzählvorgang selbst reflektiert wird, davon zeugt das folgende Beispiel in Liane Dirks Roman „*Vier Arten meinen Vater zu beerdigen*“ (Dirks, 2002). Darin gibt eine Romanfigur, die karibische Kinderfrau Emily, dem ihr ehemals anvertrauten Kind und der nunmehr erwachsenen Frau die Anweisung, wie sie mit dem toten Vater umzugehen hat. Sie spricht nicht explizit von Trauer, sondern empfiehlt vielmehr eine pragmatische Umgangsweise mit Verlusten. Es erweist sich als persönlich gewinnbringend, individuelle Varianten für die Trennung zu suchen, d.h. Trauerformen jenseits ihrer kulturellen (Über-)Formung als anthropologischen „Wissensbestand“ zu nutzen, als Erfahrungswissen unabhängig von Religion und ihren darin sedimentierten Vorschriften.

Hör mal, Little, sagte sie und lehnte sich mit einem Seufzer zurück in die Kissen, es gibt vier Arten sich von einem Toten zu trennen: Die erste ist – ...du musst ihn betrachten. Guck dir die Leiche an... Die zweite ist: du musst nachdenken... über den Kreislauf von Leben und Tod. Über das Vergehen und die ewige Wiederkehr... Die dritte... du musst ihn begraben, verbrennen, ins Meer kippen, meinetwegen frier ihn ein, oder setz ihn in eine Rakete... Und die vierte: du musst auch seine Geschichte erzählen, das ist sehr wichtig, hörst du, tell his story, his wiederholte sie. Und mach alle vier (ibid.: 208).

Die schreibenden erwachsenen Kinder folgen demnach indirekt diesem kulturell tradierten Ratschlag.

Die hier genannten Strategien des Umgangs im Übergangsprozess der Verwaisung stellen in ihrer präskriptiven Form zugleich auch eine Ermutigung dar, mit dieser Herausforderung – der Verwandlung der lebenden Eltern in das

erlebten und belastenden, auch traumatischen Ereignissen als Bewältigungsverfahren wird in zahlreichen Studien und Metaanalysen diskutiert. Filipp und Aymanns führen Beispiele an, in denen im Fall des Verlusts geliebter Personen ein positives Ergebnis des Verfahrens „expressives Schreiben“ nicht nachweisbar war. Trotzdem werten sie diese Möglichkeit nicht als generell unwirksam, sondern sehen darin ein weiteres Indiz der „Schmerzhaftigkeit, die dem Tod einer geliebten Person innewohnt“ (Filipp; Aymanns, 2010: 209).

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

Bild der Toten – fertig zu werden. Die Verbindung der Anforderungen Turners an die Grenzgänger*innen im Schwellenraum sowie die pädagogischen Handlungsanforderungen der Kinderfrau lassen sich heuristisch als Modi der Arbeit auffassen in den Varianten von Einarbeiten, Bearbeiten, Verarbeiten, Durcharbeiten und erweitern damit das Schema „Rites de Passage“:

- (1) Einarbeiten:** Dies meint, sich in die Situation zu begeben und sich der Lage auszusetzen; sich als verantwortliches Kind erkennen zu geben, das Handlungsbereitschaft und -fähigkeit im Sinn von „agency“ zeigt.
- (2) Bearbeiten:** Diese Form des Umgangs betrifft den performativen Aspekt, der alle mit dem Elternsterben verbundenen Handlungen und Rituale umfasst. Dazu zählen die Kommunikation mit den Ärzten, das Sich-Kümmern um die Sorge für Pflege und die operativen Aufgaben im Zusammenhang mit der medizinischen Versorgung. Es fokussiert sich im weiteren Verlauf auf den Umgang mit der konkreten Situation des Verscheidens und seiner körperlichen Aspekte, die Konfrontation mit dem Objekt des Verlusts. Dies bedeutet, die Leiche anzusehen, sie zu betrachten, sie wegzuschaffen. Unmittelbar daran anschließend muss die Verabschiedung und die daraus erwachsende Kommunikation mit den anderen Grenzgänger*innen organisiert und gestaltet werden.
- (3) Verarbeiten:** Damit gemeint ist die von Emily indirekt ausgesprochene Pflicht zur Reflexion und zur Arbeit der Biographisierung der Lebensgeschichte des Elternteils. Das von ihr angeordnete „Betrachten“, „Nachdenken“ und „Erzählen“ in der hier vorgeschlagenen Lesart bedeutet, sich den Erinnerungen samt ihren Widerständen, Konflikten und Ambivalenzen zu stellen.
- (4) Durcharbeiten:** In Anlehnung an den psychoanalytischen Begriff von Sigmund Freud (Freud, 1926: 192) meint es mehr als das Verarbeiten. Es bezieht sich auf die Metaebene und macht damit auf den transformativen Aspekt aufmerksam. Dabei geht es darum, die eigene Veränderung zu thematisieren und sich damit selbst wieder einzuholen und zugleich zu überschreiben im

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

wörtlichen Sinn, nämlich im Schreibvorgang selbst. Dieser Modus stellt die Arbeit der zurückbleibenden Söhne und Töchter am eigenen Ich dar, womit sie sich in einen autobiographischen Prozess begeben, der über die aktuelle Situation hinausreicht, der zukunftsorientiert ist und damit seine Unabgeschlossenheit herausstellt. Es ist jener oftmals langwährende Vorgang, in dem den Eltern als einstigen „*Portalfiguren*“ (Peter Weiss, 1992: 7) andere Orte im erinnerten Beziehungsraum zugewiesen werden. Die Konfrontation mit diesen Herausforderungen kann zu Veränderungen in unterschiedlichem Ausmaß führen.

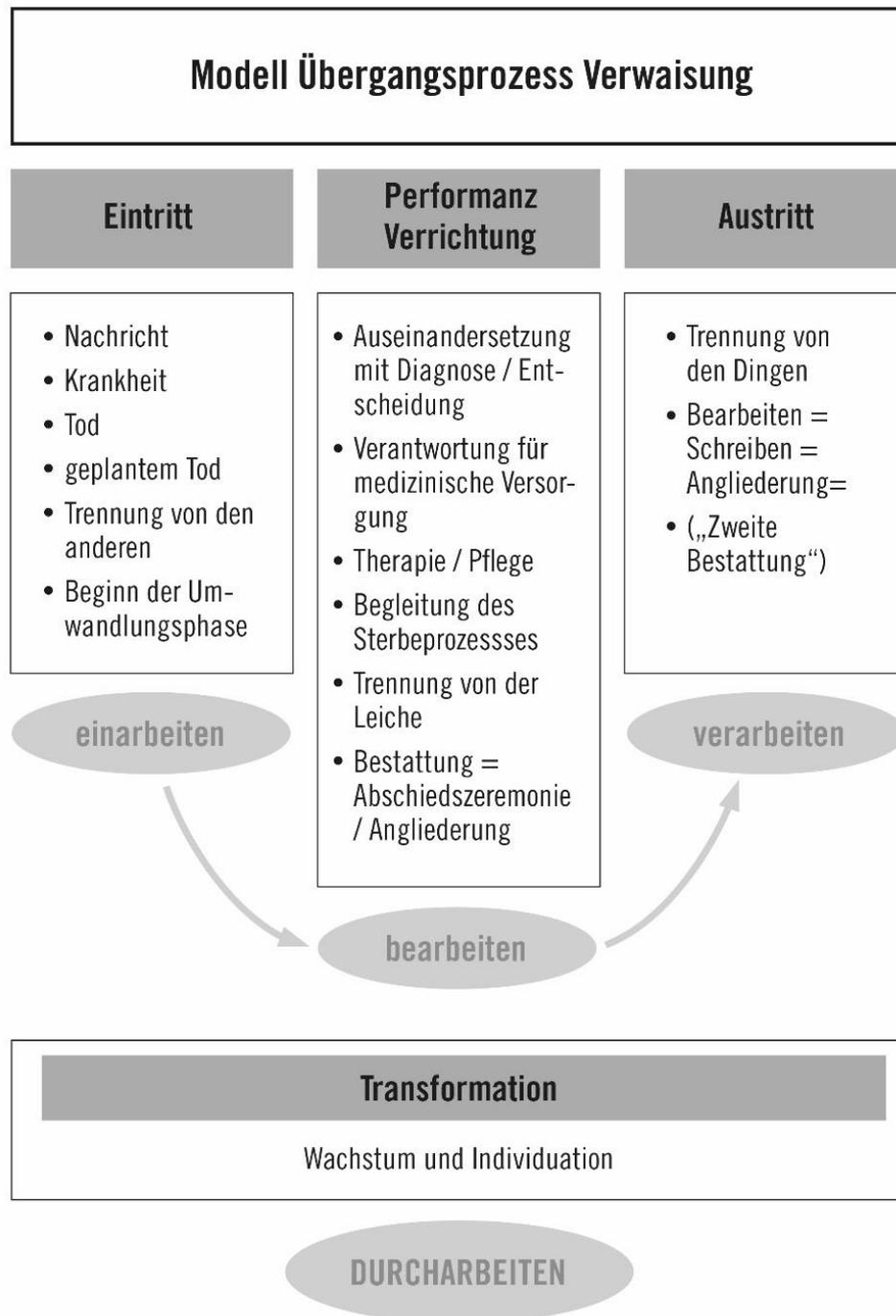
Der Schwellenprozess Verwaisung lässt sich demnach auch als ein möglicher Bildungsprozess (vgl. Kokemohr, 2007) begreifen, wenn die Be- oder Verarbeitung und das Aufsichten derartiger neuer Erfahrungen den bislang praktizierten Einordnungen widerstehen. Die Fragestellung dieser Studie konzentriert sich hier auf einen Begriff von Veränderung als Transformation im Kontext von Entwicklungsprozessen (vgl. Fookan, 2013).

Hinsichtlich des hier beschriebenen Transformationspotentials drängen sich für die Analysearbeit folgende Fragen auf: Stellen die Schreibenden Veränderungen an sich selbst fest? Welches Identitätsmodell prägt die zentrale Figur? Wie vollzieht sich die Rückkehr in den Raum der Lebenden? Inwiefern ändert sich die Einbettung in soziale Bezüge? Gibt es Einschätzungen hinsichtlich veränderter Beziehungen zu den Partner*innen und zur übrigen Familie? Lässt sich so etwas wie eine neue *Communitas* innerhalb und außerhalb der Kernfamilie erkennen? Woran lässt sich ein Veränderungsprozess evident machen? Wird Veränderung als positiv, als Gewinn gewertet?

Aus der Zusammenfassung der von mir beschriebenen Facetten der Übergangsmodelle von Genneps und Turners ergibt sich folgendes Gesamtmodell für die Analyse der Texte.

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener



V 3: Modell, Übergangsprozess Verwaisung (eigene Darstellung)

Konzentrierten sich die bisher genannten Übergangsmodelle auf den Blick der Ethnologen bzw. Anthropologen, geht es nun darum, deren Beobachtungen mit dem sozialpsychologischen Blick zu verschränken.

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

3.4 Übergang als „Statuspassage“ nach Glaser / Strauss

Der „fremde“ Blick der Ethnologen van Gennep und V. Turner stellt sich zwar hinsichtlich der rituellen Praktiken des Umgangs mit dem Tod als ergiebig dar, aber er bleibt doch von seiner Quellenlage, seinen Daten her dem klassisch-anthropologischen Umfeld archaisch-urtümlicher Gesellschaftsformen zugeordnet, das die Individualisierungsprozesse der (Post-)Moderne ausklammert (vgl. Welzer, 1993). Diese Lücke wird von Glaser und Strauss mit ihrer Arbeit zur Statuspassage gefüllt (Glaser; Strauss, 1971). Ihr vorangegangen waren Studien zum Umgang mit Sterbenden, aus denen sie die Erkenntnis der Prozesshaftigkeit des Sterbevorgangs *„dying took time, was a process“* (Glaser; Strauss, 1971: 10) gewannen und in die Konzeptualisierung der Statuspassage einbrachten. Damit ergänzen sie die ihrer Meinung nach zu eng und statisch gefassten Marksteine des Übergangs der Anthropologen wie z.B. Regularien, indem sie u.a. die Nichtplanbarkeit und den offenen Handlungsraum der verschiedenen Beteiligten hervorheben:

If we conceive of dying as a passage between statuses, then its major properties appear to be: dying is almost unscheduled; the sequence of steps is not institutionally prescribed, and the actions of the various participants are only partly regulated [...] (ibid.: 8).

Dieser Offenheit gegenüber steht die Unumkehrbarkeit des Übergangs zum Tod, im Gegensatz z.B. zur Krankheit, von der aus man in den Status der Gesundheit zurückwechseln kann. Aus dieser besonderen Gemengelage von absehbarer Finalität und Planungsunsicherheit erwächst zum einen die Bedeutung der mit diesem Übergang verbundenen Anzeichen und Symbole sowie die Notwendigkeit, diese „clarity of signs“ (ibid. 5) besonders transparent zu verhandeln. Es sind vor allem die *„Kontexte des Wahrnehmens“* (Glaser; Strauss, 1974: 32), die den Übergang konturieren. Welches Wissen über den Zustand der Sterbenden ist welchen Beteiligten zugänglich, wie kontrollierbar und

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

voraussehbar ist er und wie vollzieht sich die Interaktion für alle Beteiligten darüber?

Im Konzept von Glaser und Strauss wird vor allem die Doppeloptik des Übergangs deutlich – von ihnen formuliert als Vielfältigkeit – d.h. verschiedene Übergangsprozesse können sich sowohl in den Beteiligten selbst als auch gegenseitig überlagern. Es kann zu gleichzeitigen Statuspassagen kommen, in der die eine Person die andere durch große Belastungen mitzieht („[...] *dragging the other through great discomfort*“ (Glaser/Strauss, 1971: 17)) und sich gleichwohl Fluchtendenzen bemerkbar machen. So zeigt sich das Zusammentreffen unterschiedlicher Übergangsprozesse und ihrer jeweiligen Problematik für diese Autoren darin, dass sich Familienmitglieder auf das „Verschwinden“ ihres Angehörigen wie zum Beispiel auf den Übergang der Verwitwung vorbereiten, sie sich aber zugleich in dem aktuellen Prozess der Sterbebegleitung befinden. Währenddessen sind aber die Sterbenden noch intensiv mit der aktuellen Beziehung befasst und haben somit ihr eigenes Nichtmehrdasein noch nicht in diesem Ausmaß im Blick: *“When someone is slowly dying from cancer, family members prepare themselves and each other, both as agents in the dying passage, and as passagees themselves to widowhood or to childlessness”* (ibid.: 51). Lassen sich hingegen beide Seiten darauf ein, die unbekannte Übergangssituation gemeinsam zu entdecken, kann daraus auch so etwas wie Erneuerung entstehen: *„Sometimes a passagee and an agent must discover the passage together [...] actually generate new aspects of passage as they retread and discover an existing passage [...]”* (ibid.: 85).

Festzuhalten für die weitere Entwicklung der Thematik ist die Bedeutung, die hier der Interaktion zwischen sterbenden Elternteilen und ihren Kindern in der Abschiedsphase zugemessen wird; und dass diese für beide noch Spielraum für Veränderung bietet.

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

3.5 „Die Welt der Eltern verlassen“ – Übergang als „Lebensstufe“ zwischen den Generationen nach Gould

Die Übergangssituation Leben – Sterben aus intergenerationeller Sicht ausführlich behandelt findet sich in Roger L. Goulds „Lebensstufen“ (Gould, 1979). Dessen Originaltitel „Transitions“ (= Übergang, Wandlung, Veränderung, Durchgang) enthält im Vergleich zu „Stufen“ eine größere Bandbreite an Auslegungsmöglichkeiten im Hinblick auf eine darin enthaltene Dynamik. Goulds Perspektive, die von der psychotherapeutischen Praxis geprägt ist, setzt eindeutig Werte-Markierungen im Hinblick auf die Entwicklung eines Erwachsenenbewusstseins. So stellt für ihn „Das Jahrzehnt der Lebensmitte“ (ibid. 223) ¹⁰ die Herausforderung dar, sich mit dem Tod in der Welt sowohl allgemein als auch mit der eigenen Sterblichkeit und der der Familienangehörigen auseinanderzusetzen: *„Die Illusion der Unsterblichkeit wird aus zwei Richtungen in Frage gestellt: durch die Krankheit oder den Tod des Vaters oder der Mutter und durch eine komplexe Reihe von Anzeichen der Sterblichkeit als Teil des Lebenszyklus“* (ibid.: 231). Der in der Kindheit oftmals imaginativ in Tag- und Nachträumen und Phantasmagorien antizipierte Verlust der Eltern vor dem Hintergrund ihrer realen Präsenz, von der man sich trotzdem immer wieder überzeugen muss, erzeugt Gould zufolge das Gefühl der Unsterblichkeit der Eltern. Aufgabe des Erwachsenseins ist es, diese kindlichen, irrealen Vorstellungen von der (gottähnlichen) Allpräsenz der Eltern umzuwandeln und sie damit auch in ihrer Vergänglichkeit und Bedingtheit anzuerkennen. Das kindliche Bewusstsein des *„Es kann nicht sein, es kann nicht sein“* (ibid.:231) muss nun desillusioniert, umgestaltet und transformiert werden in das Erwachsenenbewusstsein. Dazu gehört die Erkenntnis, dass mit dem Tod der Eltern die Welt ein anderer Ort“ (ibid.:233) wird und dies insofern zu bewältigen ist, als man sich auf die Veränderung vorbereiten kann: *„Wenn daher der Tod eines Elternteils droht oder eintritt, haben wir dieses Ereignis schon lange*

¹⁰ Gould beschreibt damit die Lebensjahre zwischen 35-45, sieht aber durchaus Spielraum für Varianzen in Abhängigkeit von Geschlecht und Lebensumständen. Vgl. Gould: 79:318)

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

geprobt“ (ibid.: 232). Dieser Desillusionierungsprozess ist einem Wandel der Einstellungen gleichzusetzen, der darin mündet, dass der*die (nun erst eigentlich) Erwachsene realistisch wahrnimmt, dass es keine absolute Sicherheit und somit auch keinen unbegrenzten Schutz gibt.

An Goulds Einschätzung der Übergangsphase „Verwaisung“ lassen sich folgende Impulse für die Analyse der Texte gewinnen:

- (1) Wird der von ihm hergestellte Konnex zwischen Kindheit und Erwachsenenalter in den Texten erkenntlich? Und wenn ja, wie? Als sich im Lebenslauf chronologisch ablösender Prozess oder als aktuelles Wechselspiel von Aktivierung und Deaktivierung?
- (2) Goulds Annahme von der Möglichkeit, bzw. seine Annahme von der Gebotenheit, den Elterntod gedanklich zu antizipieren und daraus entsprechende Vorbereitungen abzuleiten und Konsequenzen zu ziehen, führt zu der Frage, inwieweit sich die Töchter und Söhne dieser Aufgabe unterziehen, um ihr neues Leben als Verwaiste besser gestalten zu können.¹¹ Was bedeutet es, sich der eigenen Sterblichkeit bewusst zu sein, sich klar darüber zu sein, dass man der*die Nächste in der Generationenkette ist? Der Aspekt dieser Übung verweist auf das kulturelle Muster einer *Ars moriendi*, die beispielsweise in christlicher Tradition den beständigen Blick auf den möglichen Tod forderte, um die eigene Lebensführung positiv zu beeinflussen, womit das Weiterleben im Jenseits gesichert werden konnte (vgl. Ricken, 2005). Gould modifiziert nach Ansicht der Verfasserin diese eschatologische Sicht, indem er den emanzipatorischen Charakter dieser Vorbereitung für das diesseitige Leben betont und damit die Kunst des Sterbens bei ihm zu *Sterben lernen heißt leben lernen* wird.

Im Zusammenhang mit dieser praxeologischen Forderung wird in den Texten nach Einschätzungen gesucht, ob und welche Art von Vorbereitung auf das

¹¹ Innerhalb der Trauerkonzepte wird diese Vorbereitung als „antizipatorische Trauer“ = vorgreifende Trauer bezeichnet, in der schon vor dem Tod probeweise die neuen Rollen, Aufgaben geübt werden (vgl. Fookes, 1990; Worden, 1991).

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

eigene Lebensende eine Rolle spielt, ob und wie der neue Zustand des Nicht-mehr-Kind-Seins eher als Bruch erfahren wird oder ob es sich als ein unmerkliches Hineingleiten darstellt.

3.6 „Zeiten des Übergangs...“ Erik H. Eriksons Krisenmodell

„in Zeiten des Übergangs...[und] können wir uns an anderes als Übergangszeiten erinnern?“ (Erikson, 1973: 73).

Eriksons Studien zur Ich-Entwicklung enthalten entwicklungsphänomenologisches Material, das die skizzierte Perspektive auf die Übergangssituation im Sinne der Turner'schen Schwellensituation stärkt. Konkret zeigt sich das in seiner Beschreibung der Krise in der Adoleszenz, in der es partiell Übereinstimmungen gibt mit der *„Betwixt and between“*-Verfassung der Grenzgänger in der *„liminal period“*. Die Erkenntnisse können damit auch für die Übergangssituation der Verwaisung herangezogen und fruchtbar gemacht werden. Eriksons Einschätzung, nach der der gesamte Lebenslauf als Übergang aufgefasst wird, spiegelt sich in systematisierender Hinsicht wider in seinem an der Vorstellung relativer psychosozialer Gesundheit orientierten Entwicklungsmodell. Die *„gesunde Persönlichkeit“* ist in Eriksons Adaption von Marie Jahoda (1950) ein Erwachsener, der aus der Konfrontation mit den *„inneren und äußeren Konflikten ... immer wieder Zuwachs an Urteilskraft und der Fähigkeit hervorgeht, ihre Sache ‚gut zu machen‘ und zwar gemäß den Standards derjenigen Umwelt, die für diesen Menschen bedeutsam ist.“* Erikson, 1973:56) Sein Modell umfasst insgesamt acht Phasen (auch als Stadien oder Stufen bezeichnet) und beschreibt entwicklungspsychologisch, erweitert durch pathographisch-biographische Beispielstudien, die idealiter gelingende Passage durch den Lebenszyklus von Stufe I (Kleinkindheit) bis zur Stufe VIII (Hohes Alter).¹² Jede Stufe der Ich-

¹² Wenn der gesamte Lebenslauf als Übergang betrachtet wird, dann lassen sich eigentlich keine spezifischen Übergangsmarkierungen zwischen den Stufen (Phasen, Stadien) ausmachen. Am ehesten lässt sich das noch anhand des Diagramms C (Erikson, 1973) explizieren, in dem auf einer Diagonalen, die die Entwicklungslinie repräsentiert, die einzelnen Stadien, die Themen-Felder der Phasen (Hauptelemente) und ihre Komponenten an diese angrenzend angeordnet sind. Diese Entwicklungslinie verläuft aber eben nicht gerade, sondern diagonal – d.h. die anstehenden

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

Entwicklung hat ihre eigene Entwicklungs-Thematik mit den ihr eigenen zu bewältigenden Aufgaben. Dieser für jede Stufe spezifische Themenkreis ist allerdings nicht mit dem Beenden der Stufe abgearbeitet und „erledigt“, sondern wird – dem epigenetischen Programm, das Erikson als Modell heranzieht – in späteren Phasen reaktiviert und variiert. Der Aufenthalt auf jeder Stufe, also die jeweilige Übergangssituation bis hin zur „reifen Erwachsenenpersönlichkeit“, ist durch zwei entgegengesetzte, phasenspezifische Möglichkeiten der Orientierung gekennzeichnet, die sich als normative Krise (normativ, weil vom epigenetischen Entwicklungsprogramm vorgegeben, im Unterschied zu neurotischen und traumatischen Krisen) bzw. Konfliktsituation bemerkbar machen. Im antagonistischen Widerstreit dieser bipolaren Kräfte des Individuums kommt es zu einer stärker oder schwächer ausgeprägten Krise, die die Lebens-, Lern- und Erfahrungsprozesse vorantreibt, somit „hohes Wachstumspotential“ besitzt (Erikson, 1973: 144) und im Idealfall mit einer Kompromissbildung abgeschlossen wird.

Unabhängig von der intensiv und kontrovers diskutierten Problematik der Herleitung seiner Kriterien für den Entscheidungsspielraum der jeweiligen Krisenbewältigung und den damit verbundenen normativen gesellschaftlichen Anpassungsleistungen wird in diesem Kapitel der Schwerpunkt auf die Phase der Adoleszenz im Horizont seines Gesamtkonzepts gesetzt, denn in diesem Stadium sollte der Jugendliche sich von alten Identifikationen mit den Eltern lösen und neue (mit Gleichaltrigen) bilden können und um „das innere Kapital“ (Erikson, 1973: 107) der früheren Kindheitsphasen mit dem Vertrauen auf eine positiv zu bewältigende Zukunft harmonisch zur (Ich-)Identität zu integrieren. Es handelt sich um eine Synthetisierungsleistung, die sich als Erleben von Kohärenz und Kontinuität eben dieser (eigenen) Person in den anstehenden Lebensaufgaben zu bewähren versucht. Diese Bewältigungsmöglichkeiten der „normativen Krise“ der Adoleszenz sind umso aussichtsreicher, wenn den Jugendlichen ein

Aufgabenfelder berühren sich nur marginal. Zur selbstkritischen bzw. methodologischen Rolle des Erikson- Diagramms vgl. Mey, 1999: 25.

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

Schonraum, eine „Karenzzeit“, ein institutionalisiertes Moratorium zugestanden wird oder sie es sich selbst schaffen als „Freistatt [...] für freies Experimentieren“ (Erikson, 1973: 146).

An dieser Stelle der vorliegenden Arbeit wird nun davon ausgegangen, dass eben diese Krisensituation eventuelle Gemeinsamkeiten mit dem Abschied von den Eltern an deren Lebensende aufweisen könnte. Die in der Krise anstehenden Konfliktsituationen komprimiert Erikson zu den bipolaren Kriterien „*Identität versus Identitätsdiffusion*“. Das Nichtgelingen dieser Krise, also das Scheitern im Aufgabenfeld Identitätsbildung in der Adoleszenz, verknüpft Erikson mit dem klinischen Begriff der *Diffusen Identität*, einer „*vorübergehenden oder dauernden Unfähigkeit ihres Ichs* [das der Patienten, Erg. d. Verf.] *zur Bildung einer Identität*“, die er in seinen Pathographien diagnostiziert anhand der Symptome des „*Gefühls der Auflösung*“, dem „*Verlust der Mitte*“, der „*Zersplitterung des Selbstbildes*“ (Erikson, 1973: 154, Anm. 6). Dabei kann es auch zu Störungen des Zeiterlebens kommen, indem die jungen Menschen „*sich sehr jung, fast babyhaft und uralte*“ (ibid.: 159) zugleich fühlen und/oder auch darin, dass sich Handlungsabläufe extrem verlangsamen, dass das eigene Lebensende ohne äußeren Grund als unmittelbar bevorstehend erachtet wird – verbunden mit dem „*Wunsch eines Teiles des Ichs, sich sterben zu lassen*“ (Edward Bibring 1953, zit. nach Erikson 1973: 159). Sowohl diese Beschreibung der Zerstörung der Zeitperspektive als auch die Vorstellungen des Absterbens, Auslöschens, des Rückzugs „*[...] auf eine Position angestrenzter Introspektion und Selbstprüfung [...] die unter erschwerenden Umständen [...] zu einem ‚lähmungsartigen Grenzzustand‘*“ führen kann (Erikson, 1973: 158), weist Parallelen zur „*liminal period*“ von Turner auf. Analog zur Beschreibung der Schwellensituation, in der sich Zeitstrukturen auflösen im Sinne eines Still-Stellens, zeigt auch der hier beschriebene Zustand Anzeichen der Diffusion der Zeitdimension.

Auch wenn Eriksons Engführung von Übergang und Krise in seinem Untersuchungsmaterial auf den pathologischen Raum und auf den Kontext der amerikanischen Gesellschaft der 50er Jahre begrenzt ist: Aus der Sicht der

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

postmodernen Individualisierungsgesellschaft und entsprechenden phänomenologischen Bestandsaufnahmen (vgl. Straub, 2013) lässt sich die Erfahrung der Krise weder auf die Altersgruppe der Adoleszenten noch auf das Pathologische beschränken, sondern beansprucht umfassendere Geltung. Bringt man nun Turners „*ambiguity*“ des Schwellenraums (vgl. Kap. 3.1.3) mit Eriksons Fassung des Scheiterns in der Krise der Adoleszenz zusammen, ergeben sich daraus spannungsreiche Momente. Während Turner den unbestimmten Zustand im Schwellenraum als positiven Experimentierraum wertet, lassen sich die Diffusionserfahrungen bei Erikson nur aus der Differenz heraus, weil die Krise entweder so oder so ausgehen kann, als eventuelle Zugewinnmöglichkeit fassen. Festzuhalten ist aber, dass die der Adoleszenz vorangegangenen Krisen und ihre Aufgaben im Rahmen der Ich-Entwicklung in eben dieser Phase der Adoleszenz sich neu und anders konfigurieren. Es sind dies die Basiserfahrungen des Grundvertrauens aus der Phase 1, die dem Kind/Säugling den „Zugang zur Welt“ erst ermöglichen und die im Themenkreis der Adoleszenz „Identität vs. Identitätsdiffusion“ nun wieder aufflackern und als andere, polare Möglichkeit die des „Verschwindens aus der Welt“ provozieren. Dieses Gefühl vom „*Verlust der Mitte*“ in der adoleszenten Krise, das zugleich auch als beschämend (ibid.: 154) erlebt wird, fokussiert vor allem die Eltern, die stellvertretend für das Objekt des Verlusts stehen: Wenn ich mich von ihnen trenne, von ihnen ablöse, geht auch die Welt verloren, ist der Zugang zur Welt versperrt. Auch kann es in dieser Negativ-Diffusions-Situation zum Wiederaufleben kleinkindlicher Überidentifizierung mit der einen Elternfigur bei gleichzeitiger Verachtung und Ablehnung des anderen Elternteils kommen (ibid.:162). Ein Zustand, der es unmöglich erscheinen lässt, den Eltern einen neuen Platz zuzuweisen, ihnen neue Zuständigkeiten einzuräumen. Die verschiedenen spezifischen Formen, die diese Ablösungsdramatik annimmt, enthalten Zeichen und Chiffren, die zu übertragen sind auf die Situation des endgültigen Elternverlusts im mittleren Erwachsenenalter, in dem es zwar nicht mehr um den Abschied von der Kindheit geht, aber um den Abschied vom Kindsein.

3 Theoretische Konzeptualisierungen.

Übergangsmodelle im Kontext der Verwaisung Erwachsener

3.7 Fazit der Konzeptualisierungen

Zusammenfassend lassen sich folgende Positionen herausgreifen und weiterverfolgen: Übergangssituationen sind je nach Modell bzw. Herkunft mit unterschiedlichen Qualitäten bzw. Herausforderungen verknüpft. Während van Genneep ein eher statisches Phasen-Modell mit Rückkehr und Anknüpfungspunkt an vertraute Identitätszustände – trotz vorhandener Konfliktsituationen – vorlegt, dominiert bei Turner das Veränderungspotential – geschuldet der Mehrdeutigkeit des Schwellenprozesses. Glaser und Strauss betonen zwar ebenfalls die Prozesshaftigkeit des Vorgangs, die Frage nach dem Veränderungspotential steht bei ihnen aber nicht im Vordergrund. Gould wiederum sieht in der biographischen Übergangssituation der Verwaisung die Besonderheit der intergenerationellen Beziehung Eltern-Kinder *sub specie mortis* mit ihrer normativen Aufgabenstellung für die erwachsenen Kinder. Erikson fokussiert modellhaft die krisenhafte Zuspitzung innerhalb der Spannung von Bewältigung und Scheitern. Allen gemeinsam ist, dass sie Zustände, Übergänge, Vorgänge beschreiben, die sich mit dem Begriff der Ambivalenz konziser fassen lassen. Daher folgt nun die Vorstellung des Ambivalenzkonstrukts.

4 Das Forschungskonstrukt Ambivalenz

4.1 „Es gibt: [...] Ambivalenz

4 Das Forschungskonstrukt Ambivalenz

4.1 „Es gibt: [...] Ambivalenz“

Im Eingangskapitel wurden erste Annahmen und definitivische Umschreibungen hinsichtlich des Ambivalenz-Potentials der Verweisung möglicher Ambivalenz-Erfahrungen formuliert. Ob und wie sich dieses Potential auch als innovative Kraft, als „Mehrwert“ im Sinne von Veränderung und Transformation erweisen kann, werden erst die genauen Text-Analysen ergeben. Davor aber bedarf es der systematisierenden Annäherung an das Phänomen der Ambivalenz: Die erste typisierende Beschreibung durch den Psychiater Eugen Bleuler aus dem Jahr 1910¹³, benennt drei Formen von Ambivalenz:

Es gibt: eine affektive Ambivalenz. Die gleiche Vorstellung ist von positiven und negativen Gefühlen betont (der Mann hasst und liebt seine Frau). Eine voluntäre Ambivalenz (Ambitendenz). Man will etwas und gleichzeitig will man es nicht, oder will zugleich das Gegenteil. Der Ambitendenz auf Anregung am nächsten liegt der Begriff der negativen Suggestibilität. Eine intellektuelle Ambivalenz. Man deutet etwas positiv und zugleich negativ: Ich bin der Dr. A.; ich bin nicht der Dr. A. Das Wort Lohn bedeutet auch Strafe. Die drei Formen lassen sich nicht trennen, gehen ineinander über und kombinieren sich (Riklin, 1910: 405).

In der späteren (Vortrags-)Fassung von 1914 wird die Beschreibung von Ambivalenz zu einer ersten Definition komprimiert und bedeutet darin eine widersprüchliche, weil doppelsinnige, also ambi-valente Bewertung:

„Ambivalenz“ bezeichnet zunächst eine doppelte Wertung, die naturgemäß meist eine gegensätzliche ist. Die Wertung kann eine affektive oder eine intellektuelle sein, d.h. eine Idee kann mit positiven oder mit negativen Gefühlen betont oder sie kann positiv oder negativ gedacht werden (Bleuler, 1914: Abs. 96).

¹³ Zur Wertschätzung des Begriffs Ambivalenz bei Freud siehe seinen Aufsatz über „Das Tabu und die Ambivalenz der Gefühlsregungen“ (Freud, 1913).

4 Das Forschungskonstrukt Ambivalenz

4.1 „Es gibt: [...] Ambivalenz

Zwei Punkte daran erweisen sich für die Darstellung des Ambivalenzkonstrukts und dessen Einsatz für die Textanalysen als entscheidend: Zum einen, dass nach dem Verständnis von Bleuler die Gegensätze aus einer davorliegenden (nicht strukturellen) Zusammengehörigkeit stammen, sie oftmals „die engsten Verwandten“ sind (ibid.: Abs. 88). Zum anderen ist es die Reichweite des Phänomens. Denn unabhängig vom ursprünglichen Entstehungskontext im diagnostischen Bereich der Schizophrenie-Forschung betont Bleuler, dass es eine „gewöhnliche, selbstverständliche Ambivalenz gibt“, die auch „bei Normalen“ vorkommt (ibid.: Abs. 97). Mit dem folgenden Zitat erweitert Bleuler den Anwendungs- bzw. Wirkungsbereich von Ambivalenz, indem er auf die kreative Kraft der Ambivalenz für die Dichtung hinweist:

Die Ambivalenz ist eine der wichtigsten Triebfedern der Dichtung und weist zugleich ihren gestaltenden Kräften den Weg. Der wahre Dichter schafft aus den ihn bewegenden Komplexen heraus, und diese sind ihrer Natur nach wohl immer ambivalent, da abgeschlossene Ideen uns kaum mehr lebhaft bewegen können (ibid.: Abs.92).

Die Werke des Dichters erscheinen hier als die zur sprachlichen Expression gewordene innere Bewegtheit, die einer Sensibilität für Ambivalenz entspringen. In dieser Einschätzung lässt sich unschwer der Melancholie-Diskurs entdecken, der seit Aristoteles in unterschiedlichen Figurationen Ambivalenz mit Kreativität zusammenführt. Die Deutung des Melancholie-Diskurses durch Blamberger macht diesen höchst aufschlussreich für den Zusammenhang in der vorliegenden Arbeit. Denn in ihm wird die „Vielgestimmtheit als die Bedingung der produktiven Intelligenz“ mit folgender Begründung gewertet: „[d]er Melancholiker vermag die ganze Bandbreite charakterlicher Veränderungen zu erfahren und zu erleiden [...] Im Unterschied zu den ‚durchschnittlichen Naturen‘ mangelt es ihm an einer stabilen Identität“ (Blamberger, 2011: 24).

Offenheit, Empfänglichkeit und Leidensfähigkeit als Kriterien der Sensibilität werden demnach in der Verbindung mit Melancholie mit einer nicht-stabilen, demnach labilen Identität kurzgeschlossen. Die hier ungeschützt vorgenommene

4 Das Forschungskonstrukt Ambivalenz

4.1 „Es gibt: [...] Ambivalenz

Generalisierung eingeklammert, ist aus Bleulers Einschätzung doch zumindest eine Verbindung von Kreativität und Identität erkennbar. Diese Verbindung ist auch im Denkansatz zur „Zweiten Bestattung“ enthalten und ins Modell „Übergangsprozess Verwaisung“ (vgl. Kap. 3.1) integriert, dort als das Bestreben, das Erlebnis des Elterntodes in eine narrative Form zu bringen, um sich damit einzuschreiben in die kulturelle Gedächtnisarbeit.

Bevor es aber um diese Form von Verschriftlichung als bewusste Schaffung von Ambivalenz in der Literatur (vgl. Lüscher, 2018: 14) geht, soll hier zunächst die „entpathologisierte“ Ambivalenz evident gemacht werden, wie sie im Kontext von Verwaisung auftreten kann. Das folgende Zitat veranschaulicht eine solche *normale* Ambivalenz: *„Daß der Vater todt ist, verstehe ich, aber daß er nicht zum Nachtmahl nach Hause kommt, kann ich nicht begreifen“* (Freud, 2010: 47). In diesem knappen Kommentar eines 11-jährigen Jungen aus der Verwandtschaft Freuds kommt das ambivalente Erleben des Vätertods als sprachliche Äußerung von paradoxaler Struktur zum Ausdruck. Ein und derselbe mit sich selbst im Widerstreit liegende, „unversöhnliche“ Sachverhalt – der Tod des Vaters – wird zweifach und gegensätzlich bewertet durch die Unterscheidung von *verstehen* und *begreifen*. Die (im logischen Sinn) positive kognitive Anerkennung – *ich weiß, dass es den Tod gibt* – wird zusammengezogen mit der negativen Aussage des affektiven Befremdens über das Fehlen des Familienmitglieds und der Konfrontation mit der unmittelbaren Gleichzeitigkeit von Nähe und Ferne: *Warum sitzt der mir Vertraute nicht mit am Tisch?* Von der konkreten Entstehungssituation des Zitats abgelöst und verallgemeinert bedeutet die Sachlage zugespitzt, dass das überlebende Kind in seiner Generationenrolle konfrontiert wird mit der plötzlichen Abwesenheit des Vaters / der Mutter als Lebende und seiner / ihrer plötzlichen und (un)gewollten Anwesenheit als Tote(r) (vgl. Macho, 1987). Diese Polarität lässt sich im späten Ambivalenz-Verständnis (vgl. Ottischered, 1988) von Freud als die Ur-Situation der affektiven Ambivalenz fassen – als der Grundwiderspruch zwischen Lebens- und Todestrieb. Dieser Unterschied erzeugt aber nicht Klarheit, sondern Un-Eindeutigkeit

4 Das Forschungskonstrukt Ambivalenz

4.1 „Es gibt: [...] Ambivalenz

zwischen Anwesenheit und Abwesenheit, die zugleich vielfältige Deutungen provoziert und somit in den begrifflichen Kontext von Ambiguität als (sprachlich verfasster) *Mehrdeutigkeit* übergeht. Die notwendige Abgrenzung und Unterscheidung von Ambiguität zu Ambivalenz (vgl. Berndt; Kammer, 2009; Krieger, 2010), die die Verwandtschaft und Nähe der Begriffe nötig macht, konzentriert sich hier auf die anstehende Problematik. Sie muss die theoretische Auseinandersetzung um die Nomenklatur des Gesamtphänomens Ambiguität, verstanden „als Matrix antagonistisch-gleichzeitiger Zweiwertigkeit“ (Berndt; Kammer, 2009: 10) ausblenden. Im Anschluss an Boss (Boss, 2005) und Weigert (Weigert, 1991) wird hier Ambiguität als das Wissen um eine unklare Situation verstanden. Dieses Wissen oder Bewusstsein löst die gefühlsmäßige gegensätzliche Bewertung – also die Ambivalenz – aber nicht auf, tatsächlich können die kognitive Einschätzung als ambigue, also mehrdeutig, und die ambivalente affektive Bewertung einander sogar noch verstärken. In der weiteren Arbeit wird diese Unterscheidung in den Text-Interpretationen von Fall zu Fall bemüht und die jeweilige semantische Ambiguität untersucht; im theoretischen Klärungsprozess hingegen wird keine weitere Differenzierung vorgenommen und Ambivalenz in der Regel mit Ambiguität gleichgesetzt.

Das zitierte Beispiel der Konfrontation mit dem Vätertod ist der Auftakt, um im Folgenden den in Kap. 3.1 skizzierten Schwellenraum der Verwaisung mit dem Ambivalenz-Konzept von Lüscher zusammenzuführen und dessen heuristische Reichweite zu überprüfen.

4. Das Forschungskonstrukt Ambivalenz

4.2 Ambivalenz als „sensitizing construct“ nach Kurt Lüscher

4.2 Ambivalenz als „sensitizing construct“ nach Kurt Lüscher

Die breite Rezeption seit Entstehung und Verbreitung des Begriffs Ambivalenz sowohl in den Humanwissenschaften als auch in den Kulturwissenschaften sowie in philosophischen und theologischen Diskursen ist hinlänglich bekannt. Die vielfältigen Forschungszugänge zum Thema, der Facettenreichtum von Ambivalenz und insbesondere ihre Relevanz für die Generationenforschung als auch deren mögliche Fruchtbarkeit für die intergenerationelle gesellschaftliche und psychosoziale Praxis bilden den Ausgangspunkt für die begriffsgeschichtlich und diskursiv entfalteten einschlägigen Arbeiten von Kurt Lüscher (Lüscher, 2009, 2010, 2011, 2012, 2014, 2016). Sie veranlassen Lüscher u.a. zur Sichtweise der Menschen als „*homines ambivalentes*“, an denen „*spezifische Aspekte des Verhaltens*“ (Lüscher, 2010: 136) sichtbar werden. Nicht der Mensch an sich ist ambivalent, sondern Ambivalenzen beanspruchen Geltung als mögliche existentielle Grunderfahrungen des Erlebens und Verhaltens und Handelns in individueller und gesellschaftlich vermittelter Ausprägung. Damit sind sie grundsätzlich sowohl auf Mikro- als auch auf Makroebene im intrapersonalen Zustand als auch im interpersonalen Austausch vorhanden. Sie begegnen uns als alltägliche eigene oder fremde Herausforderungen, die aus eben jener Zweiwertigkeit und Gegensätzlichkeit im Fühlen, Wollen, Können, Denken und Sprechen resultieren und uns Entscheidungen für das Eine oder Andere erschweren, sodass wir uns in einem Zwischen-Raum des Sowohl-als-auch aufhalten (und uns selbst diesem gegenüber ambivalent verhalten können – demnach Ambivalenz gegenüber Ambivalenz zeigen). Es ist eine vage, weil unüberschaubare Situation, weil nie beide Polaritäten gleichzeitig vergegenwärtigt werden können. Sie kann zu vorschnellen Entscheidungen und damit Festlegungen zugunsten der einen oder anderen Position provozieren. Dieses Verhalten wurde und wird in der Persönlichkeitspsychologie (z.B. im Zusammenhang der ‚Big Five‘), der Soziologie und der Pädagogik erforscht und partiell als Schwäche, als sogenannte Ambiguitäts-Intoleranz (vgl. Paulus, 1974; Frenkel-Brunswick, 1949; Krappmann, 2000; Bauer, 2018) von Personen

4. Das Forschungskonstrukt Ambivalenz

4.2 Ambivalenz als „sensitizing construct“ nach Kurt Lüscher

ausgelegt (vgl. dazu auch Kap. 5.2). Umgekehrt galt und gilt eine Haltung, die es erlaubt, die Widersprüche auszuhalten, als erstrebenswert und als Ausweis von Ambiguitätstoleranz. Unabhängig von den jeweiligen Disziplinen überwiegt in dieser Sicht das passive Moment des Aushaltens. Mit dieser Interpretation bricht Lüscher insofern, als er das Augenmerk darauf legt, dass Menschen ambivalenzfähig (nicht nur -tolerant) sind und entsprechend Ambivalenzen nicht nur passiv erleben, erfahren und sie ertragen müssen, sondern auch aktiv mit ihnen umgehen können. Somit stellen diese auch „eine Quelle sozialer Kreativität“ dar (Lüscher, 2004: 28). Die Palette der Möglichkeiten des Umgangs mit Ambivalenzen reicht dabei von: Ambivalenzen ausblenden, sie ablehnen, sich davon distanzieren, in ihnen verharren, sie zulassen und als solche erkennen, sie formulieren und artikulieren, sie kritisch reflektieren, bis zur Option, Ambivalenzen in unterschiedliche künstlerische Ausdrucksformen zu überführen, sie kreativ zu gestalten. Alle angeführten Möglichkeiten stellen gleichzeitig unterschiedliche Handlungsoptionen dar, unterliegen somit auch individuellen Entscheidungen und sind also veränderungsfähig. Damit wird ihnen ein Spielraum eingeräumt, der sowohl die individuelle Gestaltung der eigenen Lebensform und -weise betrifft als auch das gemeinschaftliche Leben. Insofern beeinflussen die Praktiken des Umgangs mit Ambivalenzerfahrungen Sozialisationsprozesse in allen Lebensbereichen und Lebensaltern (vgl. Scheunpflug; Franz, 2016). Der aktive Umgang mit Ambivalenzen affiziert jedoch eine normative, weil ambivalenzfrei gedachte Sozialisation, weil er Festlegungen irritiert und provoziert. Damit wird das Augenmerk auf Selbst- und Wir-Bildungsprozesse gelenkt. In der Konsequenz bedeutet das, dass die Art und Weise, wie Ambivalenz praktiziert wird, sowohl individuelle als auch gemeinschaftliche Identitätsprozesse mit entwickelt und verändert. Die Rahmung dieses heuristischen Denkansatzes einer existentiellen, weil dem Menschen möglichen Ambivalenz erfolgt als „sensitizing construct“ (Lüscher, 2011). Mit dieser Bezeichnung grenzt Lüscher es vom Status eines programmatisch festgelegten Konzepts ab und beansprucht, damit ein

4. Das Forschungskonstrukt Ambivalenz

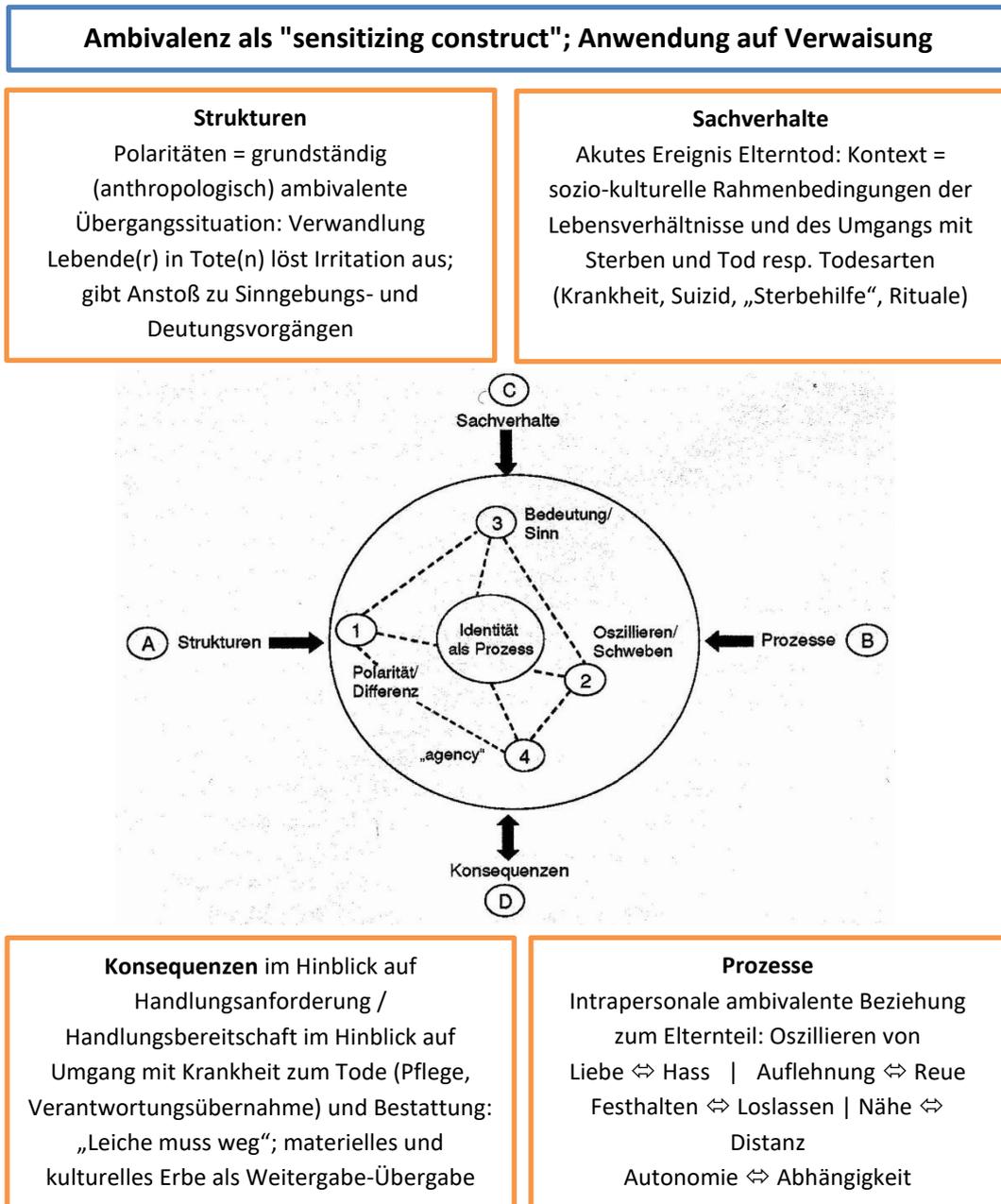
4.2 Ambivalenz als „sensitizing construct“ nach Kurt Lüscher

präzisiertes und gleichwohl offenes Denkmodell für ein elaboriertes Konzept der Ambivalenz sowohl in theoretischer als auch in pragmatischer Absicht zu haben. Es soll zur Sensibilität beitragen, das Zusammenwirken der *„unterschiedlichen Dimensionen von Ambivalenz in ihrem wechselseitigen Zusammenspiel zu betrachten“* (Lüscher, 2013: 9). In der Wissenschaftspraxis ließen sich damit die Identitätsprozesse in einer Mikro- und Makro-Optik untersuchen: ein Vorgehen, das konsequenterweise zu *„Alternativen des Denkens, Handelns und Organisierens“* (Lüscher, 2016: 134) anregen kann.

In drei sich ergänzenden Anschauungsmodellen von Lüscher liegt das *„sensitizing construct“* im Modus von Diagrammen vor. Die nachstehende Abbildung zeigt das Diagramm D 2 von Lüscher mit den Ergänzungen der Verfasserin in den Rechtecken oben und unten. In Stichworten ist darin die unterstellte Ambivalenzerfahrung des Elterntods den vier Koordinaten des Konstrukts zugeordnet, um in dieser Einführung das Ambivalenz-Konstrukt mit der zu verhandelnden Thematik der Verwaisung zu erläutern.

4. Das Forschungskonstrukt Ambivalenz

4.2 Ambivalenz als „sensitizing construct“ nach Kurt Lüscher



D 2: Ambivalenz als „sensitizing construct“ nach Lüscher, eigene Anwendung auf Verwaisung (eigene Darstellung nach Lüscher (2012)).

Als **Struktur (A)** soll hier die anthropologisch fundamentale Dualität von Tod und Leben gelten, indem sie die antagonistisch-gleichzeitige Zweiwertigkeit von An- und Abwesenheit vertritt. Diese Polarität **(1)** wird als *gleichursprünglich* eingeordnet: Als eine Gegensätzlichkeit, in der im Sinne Bleulers zugleich auch Nähe und Gemeinschaft („Verwandtschaft“) vorhanden sind. Der Tod ist in dieser

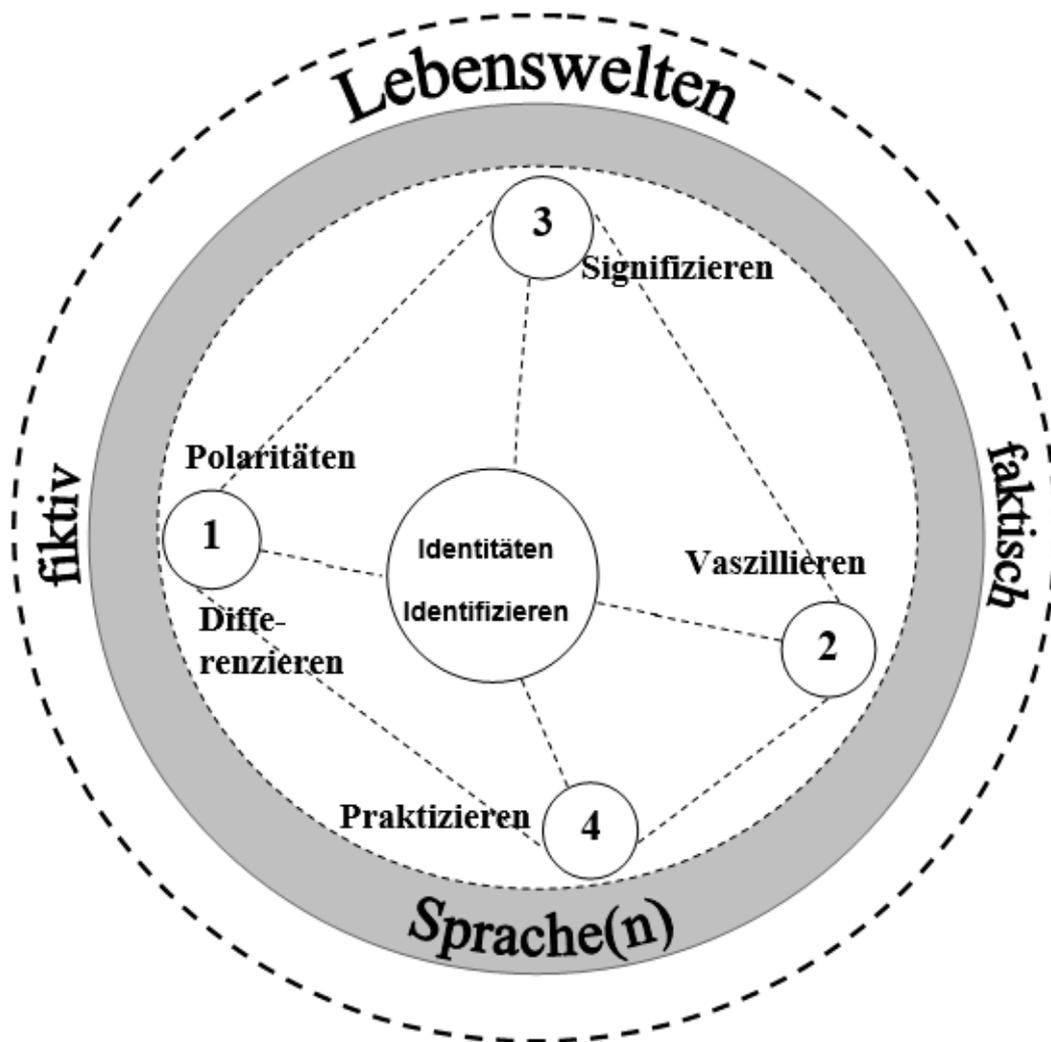
4. Das Forschungskonstrukt Ambivalenz

4.2 Ambivalenz als „sensitizing construct“ nach Kurt Lüscher

Sichtweise nicht dem Leben übergeordnet, beide stehen zueinander nicht in einem kausalen Zusammenhang. Sie werden als Dualität aufgefasst, als Differenz, in der der Relation zwischen den Gegensätzen Bedeutung zukommt und damit auch der Erlebensdichte. In eben diesem Spannungsfeld der beiden Pole entfaltet sich die (Auto-)Biographie des gelebten Lebens von Kind und Elternteil, deren generationelle Beziehung ebenfalls von den Polaritäten Geburt / Überleben und Endlichkeit / Sterben der Eltern gerahmt ist. Ausgangspunkt der akuten Ambivalenzerfahrung bildet der **Sachverhalt (B)** des Ereignisses Elternsterben, seine Hintergründe und Modalitäten.

Das schnelle oder langsame Ende der persönlichen, die bisherige Lebenszeit überdauernden Beziehung von Vater/Mutter zu Sohn/Tochter durch den Tod setzt wiederum **Prozesse (C)** widersprüchlicher Gefühlsregungen frei; Aktualisierungen von Kindheit und Jugend oszillieren **(2)** im Wechselspiel mit dem neuen Zustand des/der nun endgültig mutter- bzw. vaterlosen Erwachsenen. Dieses Oszillieren initiiert die Suche nach dem Benennen des eigenen *Ich* wie auch der Neubeantwortung der Frage, wer mit *Er* oder *Sie* gemeint ist, wenn man von Vater und/oder Mutter spricht oder an sie denkt. Fragen nach dem Sinn und der Bedeutung **(3)** des eigenen Lebens und des Lebens der Elternteile formieren sich neu. Sie entfalten eine Dynamik, die sich wiederum auf Handlungsfähigkeit (agency) **(4)** resp. Unfähigkeit auswirkt, die anstehenden Anforderungen des „Todesfalls“, d.h. seine **Konsequenzen (D)** mit allen Implikationen, die die unmittelbare Situation überschreiten, zu erledigen.

4. Das Forschungskonstrukt Ambivalenz
- 4.2 Ambivalenz als „sensitizing construct“ nach Kurt Lüscher



D 3: Diagramm des Ambivalenten von Kurt Lüscher (Lüscher 2016: 129f.)

In der Weiterführung des „sensitizing construct“ von Lüscher zum Diagramm D 2 zeigt sich die graphische Darstellung von außen nach innen verstärkt.

Die horizontal-vertikale Anordnung der Elemente Strukturen, Sachverhalte, Konsequenzen, Prozesse von Diagramm D 2 („sensitizing construct“) ist in Diagramm D 3 (Diagramm des Ambivalenten) weggefallen. Anstelle des einen Kreises von D 2 sind nun drei Ringe ersichtlich, wobei der innerste die tiefe dritte Dimension anpeilt, in dessen Kern die Vorgänge des Identifizierens und der Identität verortet sind.

Die Erläuterung des Diagramms folgt hierbei Lüschers Ausführungen von 2016 (Lüscher, 2016: 129 f.)

4. Das Forschungskonstrukt Ambivalenz

4.2 Ambivalenz als „sensitizing construct“ nach Kurt Lüscher

Der äußere Ring umfasst die gedachte Ebene der lebensweltlichen Felder, die den „Nährboden der Entstehung von Ambivalenzen“ bilden (Lüscher, 2011: 384) und in denen sich ein Ambivalenzpotential unterschiedlicher Thematik und unterschiedlicher Ausprägung auffinden lässt, d.h. dass Ambivalenzerfahrungen unmittelbar erlebt werden können oder medial resp. auch virtuell vermittelt. Die damit gemachte Unterscheidung von „faktisch“ und „fiktiv“ kann auch für den daran anschließenden Ring mit dem Verweis auf den Logos der Sprache und die „Sprache(n)“ unterschiedlicher Art gelten. Denn Ambivalenzerfahrungen können in vielfältigen künstlerischen Weisen gestaltet, „fingiert“ werden – so auch in der Literatur, in der das Fingieren von Welt qua Erzählen das Fiktive hervorbringt (vgl. Iser, 1990). Es ist vor allem diese im Ambivalenz-Konstrukt intrinsisch angelegte Miteinbeziehung des Fiktiven, die für den von der Verfasserin gewählten Forschungszugang von Bedeutung ist. Denn wenn vom Ansatz her das Ambivalenzkonstrukt den besonderen Blick auf die literarisch „fingierten“, also fiktionalen Texte ermöglicht, dann scheint es als Analyseinstrument für das weitere Vorgehen geeignet. Bevor aber diese Reichweite ausgetestet wird, bedarf es noch der genaueren Erläuterung von Ambivalenz im Zusammenhang mit Identität und ihren Konstitutionsprozessen. Dem theoretischen Charakter des Begriffs folgend, wird Identität hier aufgefasst als die Möglichkeit, von seinem Selbst(-Bewusstsein) sowohl als Ich resp. als Wir appellativisch zu sprechen, gleichzeitig aber auch als die Möglichkeit, sich von anderen abzugrenzen. Diese Vorgänge sind in der Grafik im Innersten der Ringe, und damit im theoretischen Tiefenraum verortet.

Sie sind verknüpft mit den vier Dimensionen von Ambivalenzen, die hier in der aktiven Verbform von Lüscher als **Differenzieren**, **Vaszillieren**, **Signifizieren** und **Praktizieren** bezeichnet werden und damit auf die Praktiken des Umgangs mit Ambivalenz zielen. Diese Bereiche bilden die visuellen Eckpunkte eines ungleichseitigen Trapezes und sind miteinander durch gestrichelte Linien von unterschiedlicher Länge verbunden, die ihrerseits wieder jede auf ihre Art den Identitätsprozess tangieren und konturieren. Wie auch in Diagramm D 2 ist der

4. Das Forschungskonstrukt Ambivalenz

4.2 Ambivalenz als „sensitizing construct“ nach Kurt Lüscher

Identitätsprozess („Identitäten identifizieren“) nicht im Zentrum markiert, sondern ex-zentrisch (im Sinne von Plessners exzentrischer Positionalität (vgl. Bek, 2011; siehe auch Kap. 7.1), aber gleichwohl als integrierender Fokus konzipiert. Identitätsprozesse finden hier nach Ansicht der Verfasserin gewissermaßen einen bildlichen Ausdruck in der Metapher des Trapezkünstlers – vergleichbar einem Ich, das sich in der Höhe exponiert und zugleich in den Abgrund schaut und sich seiner Ausgesetztheit bewusst ist. Die Nummerierung ist konsequenterweise dem heuristischen Ansatz zuzuschreiben und daher nicht als Regelwerk zu verstehen. Auch eine Gewichtung der einzelnen Bereiche ist damit nicht ausgedrückt, denn sie sind für sich allein als Eckpunkte wirksam und doch miteinander verflochten.

So ist das Auffinden von bi-polaren bzw. die Reduktion auf fundamentale und strukturelle Gegensätze(n) von Widersprüchen im **Differenzieren** angelegt. Es ist ein Vorgang, der nicht ausschließend ist (in dem Sinne, dass eines zugunsten des anderen aufgegeben wird). Stattdessen wird in den Dualitäten der Lebenswelt Gemeinsames und Unterschiedliches ausfindig gemacht, vor dem Hintergrund eines dritten Gemeinsamen – wie angedeutet in Bleulers Aussage von der „Verwandtschaft“ der Gegensätze!

Die Besonderheit der nicht messbaren Zeiterfahrung von Ambivalenz, die Gleichzeitigkeit von Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft im Erleben von Ambivalenzen, wird von der Komponente des **Vaszillierens** (frz. *vasciller*; *vaciller*) repräsentiert: es beschränkt sich nicht mehr nur auf das Hin und Her des Oszillierens (wie in Diagramm D 2) , sondern es umfasst auch ein Zittern, ein Zögern, ein Zaudern und Innehalten mit seinen zeitlichen „Aussetzern“, ein Schweben oder Balancieren (vgl. Lüscher 2013, 2014). Diese Akzente des Zeiterlebens sind nicht nur als kurzes Aufmerken gedacht, sondern können sich auf Ereignisse sowie auf Um- und Einbrüche im Lebenslauf erstrecken.

4. Das Forschungskonstrukt Ambivalenz

4.3 Wie kann die Ambivalenz-Heuristik genutzt werden?

In der Komponente des *Signifizierens* wird den Sachverhalten, den Handlungsweisen und der (eigenen) Lebenserzählung eine (neue) Bedeutung innerhalb und außerhalb der unmittelbaren Situation zugewiesen.

Im Bereich des *Praktizierens* werden die drei anderen Komponenten Differenzieren, Vaszillieren, Signifizieren in den Blick genommen und überprüft, inwieweit diese in der Praxis das Potential der Ambivalenzen wirksam werden lassen im Hinblick auf mögliche Alternativen und Widerstände.

Im Durchkreuzen aller vier Dimensionen entsteht nun die Gesamtdynamik eines bislang unbekanntes Bewegungsmusters wechselnder Geschwindigkeiten. Es umfasst Beschleunigung oder Entschleunigung, Stillstand und Überschlag, in der die Erfahrung von Ambivalenzen sich als „eine prozessual erstreckte Gegenwärtigkeit“ (Lüscher, 2016: 126) jenseits linearer Zeitvorstellungen in ihrer Eigenzeitlichkeit behauptet und den offenen Identitätsprozess mitkonturiert.

4.3 Wie kann die Ambivalenz-Heuristik genutzt werden?

In einem breiten Forschungs- und Anwendungszusammenhang empfiehlt es sich, das Ambivalenzkonstrukt zu Rate zu ziehen; in dieser Arbeit wird es spezifiziert auf die Übergangssituation Verwaisung angewendet. Die in besagtem Übergang enthaltene prozessuale Struktur wurde in Kap. 3.1 in Visualisierung V 3 dargestellt. Während die darin erhobenen „Modi der Arbeit“ „EINARBEITEN – BEARBEITEN – VERARBEITEN“ konsekutiv orientiert sind, erstreckt sich der vierte Modus, der des DURCHARBEITENS, auf den gesamten Prozess der Verwaisungsarbeit und wird als intrapersonale Transformation im individuellen Entwicklungszusammenhang aufgefasst, die Parallelen aufweist zur Umwandlung im Sinne eines Selbst-Bildungsprozesses (vgl. Kap. 3.1). Da die Verschränkung mit Identitätsprozessen den zentralen Ausgangspunkt im Ambivalenzkonstrukt darstellt, wird dieses als Hilfsmittel für die Analyse der narrativen Beziehungserfahrungen im empirischen Teil in Anspruch genommen. Innerhalb dieses Anwendungszusammenhangs werden die vier Komponenten

4. Das Forschungskonstrukt Ambivalenz

4.3 Wie kann die Ambivalenz-Heuristik genutzt werden?

Differenzieren, Vaszillieren, Identifizieren und Praktizieren als „Beobachtungskategorien“ der Ambivalenzdynamik (Scheunpflug; Franz, 2016: 144) eingesetzt, um damit die Prozesse der Identitätssuche im Kontext des Elternsterbens in ihren konstruktiven und destruktiven, ihren affirmativen und negierenden Anteilen hoher Detail- und Tiefenschärfe herauszustellen. Diese Analyse muss aber in enger Abstimmung mit dem Untersuchungsmaterial selbst erfolgen. Daher bedarf es einer Sichtung und methodologischen Einordnung der literarischen Vorlagen, die Gegenstand des nächsten Kapitels ist.

5 Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.1 „Fallgeschichten“ als Erzählrahmen für Ambivalenz

5 Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.1 „Fallgeschichten“ als Erzählrahmen für Ambivalenz

Im vorherigen Kapitel wurde auf der heuristischen Ebene des Ambivalenzkonstrukts der Umgang mit Ambivalenzerfahrungen erörtert. Nun erfolgt die Reflexion des Transfers auf das Untersuchungsmaterial der literarischen Texte. Dies erfordert deshalb eine genauere Betrachtung, weil hier die Reichweite des Konstrukts zur Diskussion steht (vgl. Kap. 4). Daher erst noch ein Schritt zurück zu Bleuler:

Aus den von Bleuler, aufgeführten drei Bereichen des Auftretens von Ambivalenz – dem der Besonderung bzw. Abweichung (Devianz), dem der Norm(alität) und schließlich dem der Kunst (als Literatur) lässt sich ein einheitlicher diskursiver Zusammenhang entwickeln. Dafür soll sich im Folgenden die facettenreiche Textsorte der „Fallgeschichten“ als geeigneter Untersuchungsgegenstand erweisen. In ihnen wird neben den ‚klassischen‘ Zugängen aus den Wissenschaftsdisziplinen der Medizin und Rechtswissenschaft) sowohl sozialwissenschaftliches, als auch anthropologisches Wissen verhandelt, das aus Fremd- und Selbstbeschreibungen geschöpft wird. Unabhängig von ihrer jeweiligen Disziplin sind ihnen drei Merkmale gemeinsam: Das Ausgehen vom besonderen, weil auffallenden und auffälligen und deshalb erklärungsbedürftigen Einzelfall; die Beobachtung und schriftliche Dokumentation; außerdem die Einordnung dieses Sachverhalts in den jeweiligen theoretischen Rahmen (vgl. Wegmann, 2016). Es dominiert das Interesse an der theoretischen Erörterung möglicher Verallgemeinerung von *Einzelfällen* inklusive ihrer Typisierung, in dem der jeweils spezifische Fall einer vorhandenen oder neu erstellten Kategorie untergeordnet wird. Allerdings variiert die Zielsetzung je nach Disziplin und wissenschaftsspezifischer und -geschichtlicher Verortung.

Aus der Perspektive der Pädagogik erscheinen neben der Reflexion erzieherischen und sozialen Handelns vor allem die Einblicke in (Selbst-) Bildungsgeschichten und die damit verbundenen Entwicklungsprozesse von

5 Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.1 „Fallgeschichten“ als Erzählrahmen für Ambivalenz

Bedeutung (vgl. Fatke, 1995; Düwell; Pethes: 2014; Koller, 2014). Anhand dieser letztgenannten Aspekte (Bildungsgeschichten und entsprechende Entwicklungsprozesse) wird hier der Bezug zum Forschungsmaterial der Texte hergestellt. Denn als *Fallgeschichte* kann ein Text Ambivalenzen aus allen drei von Bleuler genannten Kontexten komprimieren und sie in einer Komplexität aufscheinen lassen, die in anderen Formen von Untersuchungsmaterial nicht in dieser Verdichtung möglich wäre. Sie verfügt damit über eine synthetisierende Funktion, ohne auf Ganzheit zu bestehen. Gleichzeitig macht sie auch auf neue Ambivalenzen aufmerksam, die durch die Komprimierung entstehen.

Die für diese Arbeit ausgewählten Texte zum Thema Tod der Eltern und Verwaisung Erwachsener werden nun vorläufig in den hier definierten Rahmen von Fallgeschichten eingeordnet, da es sich dabei um Todesfälle und narrative Ausarbeitung handelt. Ob sich tatsächlich alle in diesen Rahmen einpassen lassen oder diesen letztlich sprengen, wird die vergleichende Auswertung ergeben. Auf den ersten Blick behandeln diese Todesfallgeschichten das Sterben der jeweiligen Mütter und Väter mit seiner Vor- und Nachgeschichte aus der Perspektive der überlebenden Töchter und Söhne. Diese ‚verdichten‘ darin ihr individuelles, besonderes lebensweltliches Erfahrungswissen über den sie betreffenden Verlust. der jeweilige Text wird somit vom Bericht über ein Ereignis allgemeiner Relevanz wie ‚Alle Menschen sind sterblich‘ zu einer Fall-Geschichte, in deren Bezeichnung noch die semantische Verschränkung vom “Fallen als physischer Vorgang“ und tot sein anklingt (vgl. Wegmann, 2016: 14). So werden die hier untersuchten Fallgeschichten gewissermaßen zu Beispielen einer Selbst-Wissenschaft, in der der erlebte Fall auf eben nicht alltägliche Weise sichtbar gemacht, auf den Prüfstand gestellt, revidiert und ergänzt wird.

5 Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.1 „Fallgeschichten“ als Erzählrahmen für Ambivalenz

Der Text „Wunschloses Unglück“ von Peter Handke (Handke, 1972)¹⁴ über den Tod seiner Mutter, die sich mit 51 Jahren das Leben genommen hatte, greift explizit auf dieses Modell der Fallgeschichte zurück:

*Und ich schreibe die Geschichte meiner Mutter, einmal, weil ich von ihr und wie es zu ihrem Tod kam **mehr zu wissen** [Hervorhebung der Verf.] glaube als irgendein fremder Interviewer, der diesen interessanten Selbstmordfall mit einer religiösen, individualpsychologischen oder soziologischen Traumdeutungstabelle wahrscheinlich mühelos auflösen könnte, dann im eigenen Interesse, weil ich auflebe, wenn mir etwas zu tun gibt, und schließlich, weil ich diesen FREITOD geradeso wie irgendein außenstehender Interviewer, wenn auch auf andre Weise, zu einem **Fall** machen möchte (Handke, 1972: 10).*

Er skizziert darin als selbsternannter, weil sich dazu berufen fühlender Chronist das Leben einer Frau aus der südost-österreichischen Provinz in den Jahren 1921 bis 1972.

Nun ging ich von den bereits verfügbaren Formulierungen, dem gesamtgesellschaftlichen Sprachfundus aus statt von den Tatsachen und sortierte dazu aus dem Leben meiner Mutter die Vorkommnisse, die in diesen Formeln schon vorgesehen waren [...] Ich vergleiche also den allgemeinen Formelvorrat für die Biographie eines Frauenlebens satzweise mit dem besonderen Leben meiner Mutter; aus den Übereinstimmungen und Widersprüchlichkeiten ergibt sich dann die eigentliche Schreibtätigkeit (ibid.: 43).

In dieser Modellierung einer „Fallgeschichte“, wie sie Handke hier betreibt, verbindet sich das Wissen um und die Einfühlung in die Biographie der Mutter mit einer allgemeineren Einordnung des individuellen Todes mittels sozialhistorischer Reflexionen, die gleichzeitig eine Distanzierung bedeutet. Die Fragen nach dem Warum des Suizids, die intime Sympathie für ihre Entscheidung zum Suizid und die Zweifel an seinem Schreibprozess umkreisen die eigene

¹⁴ Handkes Text ist der erste bekannte Text, der nach dem Buch von Simone de Beauvoir die Thematik des Todes eines Elternteils aufgreift – in einer gesellschaftlichen Situation, in der ‚Privates‘ als Autobiographisches vorwiegend irrelevant bis nicht opportun eingeschätzt wurde (vgl. Mader, H. Das Ich als die Quelle des Irrationalismus. In: FAZ, 12.11.1974)

5 Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.1 „Fallgeschichten“ als Erzählrahmen für Ambivalenz

Selbstvergewisserung und nicht wie üblicherweise in autobiographischen Texten die Fragen nach der Zuverlässigkeit des Erinnerten und des Erinnerns. Als Impetus für die Beschreibung dieses privaten „Todesfalls“ bezeichnet der Autor sein (auto)biographisches Spezialwissen und gibt sich damit als Experte aus. Es ist das gefühlte Wissen über seine Mutter, das fallbezogenes theoretisches Wissen übersteigt, weil es auf der für ihn unverwechselbaren dyadischen Beziehung zu ihr beruht. Für diese Arbeit am Fall begibt er sich einerseits in die tatsächliche geografische Nähe, indem er in den gemeinsamen Herkunfts- und nunmehrigen Sterbeort der Mutter, die Heimat ihrer Familie, reist, und in die gefühlte Nähe durch seine Rechercharbeit anhand von Fotos und Briefen. Andererseits distanziert er sich immer wieder von Neuem vom persönlichen Involviertsein und begründet diese Haltung mit seiner Profession als Schriftsteller, aus der heraus er sich das Leben der Mutter aus der Vogelperspektive ansieht, es einem Gestaltungsvorgang unterwirft und damit zu einer fingierten Erzählung werden lässt. Aus dieser Doppeloptik heraus, in der sowohl Nähe als auch Distanz als gleichwertig (ambi-valent im ursprünglichen Sinn) erachtet werden, soll die Biographie zum Fall werden, der über die Lebensgeschichte hinausweist.

Ambivalenz wird darin auf den Ebenen aller drei eingangs genannten Bereiche evident: Das Abweichende, Besondere ist der Suizid der Mutter und die daraus entstehenden Fragen, Zweifel und Konflikte. Der (Normal-)Bereich im Sinne dessen, was (fast) allen Menschen früher oder später zugehörig ist, ist die Konfrontation mit dem Tod des Elternteils mit ihren affektiven Anteilen. Und schließlich konkretisiert sich die Ambivalenzerfahrung des Kunstschaffenden, des schreibenden „Dichters“ als ein Konflikt zwischen Fakt und Fiktion.

So vergleicht sich Handke zwar mit einem potentiellen Interviewer, aber nur um sich davon abzugrenzen, weil er sich mehr Kompetenz zuspricht als jenem und in seiner eigenen schriftlichen Darstellungsmethode eine Verbindung zwischen Außen- und Selbstbefragung modelliert, einer Art Interview mit sich selbst. In

5 Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.1 „Fallgeschichten“ als Erzählrahmen für Ambivalenz

diesen Selbstgesprächen¹⁵ findet der kommunikative Austausch der *Botschaften* im Sprecher selbst statt. Er ist darin zugleich Interviewer und Informant, der sein Weltwissen von außen mit einbringt: „[D]as Selbstgespräch ist das Produkt und der Reflex des Umgangs mit anderen; soziale Kommunikation ist nicht eine Wirkung des Selbstgesprächs. Hätten wir niemals mit anderen geredet und sie niemals mit uns, redeten wir niemals zu und mit uns selbst“ (Dewey, 1995: 171).

Als Urheber dieses Interviews spricht Handke bzw. der Erzähler mit einer sich vertrauten und einer „fremden“ Stimme, die er sich im und während des Schreibens erst aneignen muss. Der Dialog beider Stimmen wird zur Selbstbegegnung. Solange die „fremde“ Rede nicht zur eigenen geworden ist, werden das Selbstgespräch und seine Niederschrift in Gang gehalten. Diese Aneignungs- und Abstoßungsprozesse werden immer wieder neu unternommen und zeigen selbst nach Fertigstellung der verschriftlichten Fassung ihre Nicht-Abschließbarkeit, wie sie in Handkes Abschlusssatz im *Wunschlosen Unglück* zum Ausdruck kommt: „Später werde ich über das alles Genaueres schreiben“ (Handke, 1972: 99). Der Satz bildet zwar formal das Ende des Textes, aber nur das vorläufige Ende seiner Geschichte, indem er die Tür in die unbestimmte Zukunft des „Später“ aufstößt. Mit dieser Unabgeschlossenheit wird die Grenze des Erzählten markiert und zugleich damit die Grenze des Erzählbaren avisiert. Dieses liminale Erzählen lässt sich in eben jenem Schwellenraum ansiedeln, der in Kap. 3.1 als Turners „*liminal period*“ beschrieben wird. Turners Schwellenkonzept bezieht sich auf ein zeitlich begrenztes Schwellenkonzept, nämlich das einer Übergangssituation (vgl. Kap. 3.1). Währenddessen werden mit dem Reden und Schreiben an den Grenzen des Todes „emotionale Grenzgänge“ (vgl. Ebert et al. 2011) beschritten, die nicht zeitlich begrenzt sind, sondern künstlerisch eingefangen und festgehalten werden. Sie werden nicht aufgelöst und zeugen somit von der durchgängigen Ambivalenzanfälligkeit des Schreibprozesses.

¹⁵ Selbstgespräche werden hier verstanden im Sinn von Wygotskis entwicklungspsychologischer Sicht. Nach dieser ist das „innere Sprechen“ ein „psychisches Werkzeug“, das zuerst vom Kind ergriffen wird, um sich seine eigene innere Welt damit aufbauen zu können. Es bleibt als Wechselwirkung zwischen intrapsychischen und interpsychischen Prozessen auch im Erwachsenen bestehen (vgl. Utler, 2016; Werani, 2011).

5 Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.1 „Fallgeschichten“ als Erzählrahmen für Ambivalenz

Eben diese thematisiert Handkes *Fallgeschichte*, wenn er als Erzähler den inneren Widerstand gegen sein eigenes Vorgehen konstatiert: „[...] *dieses Mal gelingt mir das Distanznehmen nicht. Nur von mir kann ich mich distanzieren, meine Mutter wird und wird nicht, wie ich sonst mir selber, zu einer beschwingten und in sich schwingenden, mehr und mehr heiteren Kunstfigur*“ (Handke, 1972: 44). Es hat den Anschein, als wersetze sich die Mutter einer kodifizierenden Recherche, als wehrte sie sich dagegen, von ihrem individuellen Schicksal abstrahiert und zur Kunstfigur umgestaltet zu werden. Letztlich ist es nicht die Mutter, sondern ist es das innere Arbeitsmodell als die Repräsentation seiner Bindung an die Mutter, das ihn zögern und zaudern lässt, das Individuelle zum allgemeinen Fall werden zu lassen.

Das Individuelle zu berücksichtigen heißt für den Schreibenden, die vielen kleineren und größeren Besonderheiten, die Idiosynkrasien der Mutter in seine Sprache zu übersetzen, sich selbst aber dabei außen vor zu lassen. Dies bedeutet, im Schreibprozess permanent Entscheidungen zu treffen, darüber, was er aus seiner privaten, ja intimen Kenntnis schreiben darf und soll. Wie detailliert sollen Vorbereitungen und Durchführung des Suizids beschrieben werden, welche Details über Verwandtschaftsbeziehungen. Welche spezifisch lokalen Kenntnisse dürfen eingespeist werden in seiner „*Formuliermaschine*“? (Handke, 1972: 10). Wie viel Faktizität ist notwendig, um seinem Anspruch auf die Darstellung eines allgemeinen Falls gerecht zu werden? Wieviel Abweichung vom Dokumentarischen, referentiell Verbürgten und wieviel Veränderung, mit dem das Erzählte in die Richtung des Fiktionalen rückt, ist möglich oder notwendig? Ein exaktes Bestimmen der Grenze ist unmöglich und führt zum Zögern und Zaudern. Darin wird ein Modus der Ambivalenz zwischen Fakt und Fiktion erkennbar, wie es die Komponente des Vaszillierens beschreibt (vgl. Kap. 4). Dieses setzt letztendlich den Apparat der *Formuliermaschine* außer Kraft, lässt aber aus dem bearbeiteten Fall und dem dazugehörigen Material eine „literarische Fallgeschichte“, eine Erzählung, entstehen. Die hybride Gemengelage von „*fiktionalem und faktuellem Erzählen, von Norm und Abweichung, von Finden und Erfinden einschlägiger*

5 Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.1 „Fallgeschichten“ als Erzählrahmen für Ambivalenz

Tatbestände“ (Wegmann, 2016: 17) verleiht der Erzählung damit den Status einer **Autofiktion**. Als solche bezeichnet Zipfel (2009:286) in der Rezeption Doubrovskys (Doubrovsky, 1977)¹⁶, dem Schöpfer des Begriffs, eine Schreibpraxis, in der *„zwei in der Regel als gegensätzlich betrachtete Konzepte zusammengebracht [werden]: das der Autobiographie bzw. des autobiographischen Erzählens und das der Fiktion bzw. des fiktionalen Erzählens“*.

5.1.1 Zur Ambivalenz der Lektüre: Lesen als Verwandlung

Die weitere Differenzierung dieses Begriffs der Autofiktion verbindet die Schaffensseite der Erzähler*innen mit der Lektüre durch die Leser*innen. Produktion und Rezeption korrespondieren hier miteinander. Denn so wie die Autoren das ambivalente Hin und Her zwischen Fakt und Fiktion gestalten, obliegt es auch den Leser*innen, aus der Verunsicherung des Lesevorgangs heraus eine Haltung zum Text zu entwickeln. Ob demnach also die beschriebenen bzw. erzählten Sachverhalte als referentiell verbürgt angesehen werden oder als fingiert, ob sie als „Roman“ oder „Autobiographie“ eingeschätzt werden, liegt in der Macht der Leser*innen. Zipfel zufolge wird *„...der Leser gerade durch das Hin und Her zwischen dem einen und dem anderen auf die Spezifik der beiden Pakte [dem der Referenz und dem der Fiktion, Erg. d. Verf.] aufmerksam gemacht...“* (Zipfel, 2009: 306).

Diese Entscheidung gilt aber nicht von Anfang bis Ende, sondern kann laufend wechseln und ist letztendlich nicht aufzulösen. Es bleibt bei *„einer oszillierenden Ungewissheit zwischen autobiographischer und fiktionaler Lesart“* (Wagner-Egelhaaf, 2013: 12); diese verhindert auch die klare Grenzziehung zwischen Leben und Text.

Eine weitere Facette dieser ambivalenzaffinen Vorgänge beim Lesen deckt Aleida Assman im Motiv des *Kippens* und der Kippfigur auf, die sie in der Lektüre des Romans von Thomas Lehr (Lehr, 1993) entdeckt. Die Romanfigur beschreibt darin sein Erleben während des Lesens als Übergang von der Schrift zum Bild: *„Ein*

¹⁶ Doubrovsky erläutert seinen Begriff der ‚autofiction‘ erstmalig in seinem Roman „Fils“ von 1977.

5 Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.1 „Fallgeschichten“ als Erzählrahmen für Ambivalenz

*zweites Mal las er die Schilderung – mit genau dem gleichen Gefühl, wie durch einen Zauberschlag in ein mächtiges leuchtendes Bild einzutreten. Er las nicht mehr, er sah!“ (Assmann, 2012: 10; Herv. d. Verf.). Assmann interpretiert dieses imaginative Leseerlebnis „[...] als Moment des Kippens, [das] von dem Autor als eine Art Epiphanie-Erlebnis dramatisiert wird“ (ibid.: 235). Das hier zitierte gefühlte Eintreten in eine Romanszene (in der Doppeloptik eines *Mise en abyme*, also eines Bildes im Bild) käme – so Assmann – einem neuen Zustand gleich. Es ist einmal eine Figur des Romans, die eine Verwandlung erfährt, zum anderen ist es aber auch der Lesende, den eine Erleuchtung überkommt, indem er „[d]as Lesen einer ganz normalen Textpassage ..., als rite de passage‘ erlebt“ (ibid.: 239). Damit wird an das Leben im und als Text appelliert, das den Leser herausfordert. Mit und in dieser Autofiktion (und der Autofiktion generell) entsteht ein ambivalenzaffiner Raum, in dem „... die unauflösliche Verschränkung von Leben und Text einerseits das Leben im Licht des Textes wahrnehmbar macht und andererseits die Textproduktion als Teil des beschriebenen Lebens begreift“ (Wagner-Egelhaaf, 2003: 12). Mit dieser Engführung von Leben und Text aber wird das, was auf den ersten Blick als eine vornehmlich literaturwissenschaftliche Gattungsfrage erscheint und somit für die Forschungsfrage dieser Arbeit von sekundärer Bedeutung ist, relevant für den Autor. Beispiel dafür kann der Eintrag des Autors Nicola Bardola gelten, der im Anhang ‚Biografie eines Buches‘ zu seinem als „Roman“ bezeichneten Text „Schlemm“ (vgl. Kap. 6 und 7) schreibt:*

Ich hatte das Gefühl, trotz der Romanform, trotz der veränderten Namen und der Ergänzungen – oder vielleicht gerade Dank aller dieser Verfremdungseffekte – keine Lügen [...] im Text stehen gelassen zu haben. Ich hatte mich als Luca [der Name der Erzählerfigur im Roman, Erg. d. Verf.] aus mir selbst ausgetrieben, was schmerzhaft war und was vielleicht eine Qualität des Textes ausmacht. ...Nachdem ich nämlich – wie von den Testlesern gefordert – bis zur Selbstaufgabe ehrlich und direkt gewesen war, ergänzte ich Erfundenes (Bardola, 2007: 11 f.).

5. Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.2 Das Kippbild als Ergänzung des Ambivalenzkonstrukts

Die hier angesprochenen produktiven und rezeptiven Akte des Oszillierens sowie des Kippens¹⁷ (und Umschlagens vom einen zum anderen) zeugen davon, dass Literatur Ambivalenzen bewusst erzeugen und diese auch an die Leser*innen vermitteln und ihnen übertragen kann (vgl. Lüscher et al., 2018: 13 f.). Damit ist aber noch nicht gesagt, ob das Ambivalenzkonstrukt als heuristisches Instrument für Ambivalenzerfahrungen sich auch auf den Bereich des Fiktiven anwenden lässt. Insofern gilt es zu prüfen, wie die hier beschriebene Form des Oszillierens und *Kippens* und das damit assoziierte *Kippbild im Verhältnis* zum sensitiving construct Diagramm von Lüscher (vgl. Kap. 4.2) einzuschätzen ist. Handelt es sich dabei nur um eine andere Benennung, eine Variante des Oszillierens und Vaszillierens oder wird das Ambivalenzkonstrukt damit erweitert? Im letzteren Fall kann es – so die Ansicht der Verfasserin – eine Engführung zwischen der Ebene des deutenden Lesens, der des selbsterfindenden Schreibens und den zwischen den beiden stattfindenden Veränderungsprozessen anschaulich machen.

5.2 Das Kippbild als Ergänzung des Ambivalenzkonstrukts

Richtet man den Blick auf die Wissenschaftsgeschichte der Psychologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts, lässt sich eine Konjunktur der sogenannten Inversions- und Vexierbilder¹⁸ als Forschungsgegenstand und -beispiel verzeichnen. Sie zeigt Parallelen zur schon zitierten Beschreibung Bleulers von Ambivalenz als „*eine[r] doppelte Wertung, die naturgemäß meist eine gegensätzliche ist*“ (Bleuler, 1979: Abs. 85ff.) Diese zeitliche Koinzidenz der systematischen Erfassung von Phänomenen wie Kippbild und Ambivalenz wird im gegenwärtigen Ambivalenz-

¹⁷ Jürgen Gunia macht auf den speziellen Zusammenhang von Kippfigur und Literatur bei Wolfgang Iser aufmerksam. Iser sieht das „kaleidoskopartige Gleiten und Kippen der Bewusstseinsinstellungen [...] als (imaginäre) Selbstkonstitution des Subjekts“. Dies wird vorwiegend durch Literatur evoziert. (Vgl. Gunia, 2000: 48)

¹⁸ Bildliche Darstellungen, die je nach Blickweise als zwei unterschiedliche Inhalte gesehen werden können.

5. Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.2 Das Kippbild als Ergänzung des Ambivalenzkonstrukts

Diskurs¹⁹ zusammengedacht und emphatisch formuliert mit der Forderung: „*Nur als Kippbild wird Ambivalenz sichtbar und manifest!*“ (Junge, 2013: 9). Wie kommt es zu der erstaunlichen Wiederbelebung dieser beiden Phänomene in unterschiedlichen Disziplinen wie Philosophie, Literaturwissenschaft, Medienwissenschaft, Kunstwissenschaft und Gestaltpsychologie? Junge vermutet, das wiedererwachte Interesse am „*Faszinosum der Kippfigur*“ (ibid.) liege in der dem Kippbild zugeschriebenen Multi-Funktionalität, die im „*Diskursuniversum [einer] privativ akzentuierte[n] Kategorie der Ambivalenz*“ (ibid.: 14) ihre besondere Tauglichkeit zur Komprimierung komplexer Situationen beweise.

Das hier avisierte Kippbild rekuriert auf die semantisch-ambivalenten Bilder, die (nur) eine Kategorie der multistabilen Wahrnehmungsbilder bilden. Mit diesem Begriff beschreibt die Gestaltpsychologie (resp. Ganzheitspsychologie) jenen irritierenden Wahrnehmungszustand, in dem die Betrachter*innen eines Bildes mehreren Möglichkeiten der Sichtweise – und damit einer unterschiedlichen Festlegung – ausgesetzt werden oder sich selbst ihm ausgesetzt fühlen. Nach der Theorie der Gestaltpsychologie wird dieser visuelle Vorgang durch die Gestaltgesetze wie z.B. die Figur-Grund-Trennung unterstützt. Neurobiologisch gewendet geht es um das „...*Problem, wie aus der Vielzahl gleichzeitig verfügbarer neuronaler Impulse diejenigen ausgewählt und zusammengefasst werden, die sich als konstitutiv für ein kohärentes Perzept erweisen können*“ (Singer, 1997: 44). Um nun diesen auf kognitive Orientierung konzentrierten Konflikt zu lösen, müssen sie sich (un)aufgefordert entscheiden, in welcher Position sie die visuellen Merkmale zu einer Gestalt anordnen und sie damit stabil machen. Sobald die Betrachter*innen wissen, dass es zwei Deutungsmöglichkeiten gibt, können sie zwischen ihnen wechseln – allerdings nicht spontan, sondern nur gezielt. Der Entscheidungskonflikt bleibt erhalten, selbst

¹⁹Als Beleg für die aktuelle Wiederbelebung hier der Hinweis auf die Tagung zur Kippfigur Ordnung / Störung an der TU Dresden, Nov. 2017 (TU Dresden); ebenso der Forschungsschwerpunkt Kippbilder / Multistable Figures am ICI Berlin (ICI Berlin).

5. Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.2 Das Kippbild als Ergänzung des Ambivalenzkonstrukts

wenn eine Bildfestlegung auf der Retina fixiert wird, um Einflüsse von Augenbewegungen auszuschalten. Allenfalls kann trainiert werden, welche Möglichkeit präferiert wird – so die entsprechenden Ergebnisse zur „perceptual ambiguity“ einer Untersuchung der Arbeitsgruppe „Physik kognitiver Prozesse“ an der Technischen Universität Chemnitz (TU Chemnitz).

Um die Parallelität des Konflikts der optischen Wahrnehmung beim Kippbild mit dem emotionalen Zwiespalt der Ambivalenz zu verdeutlichen, ziehe ich das bekannte Beispiel der Boring/Hill-Illustration mit dem Titel „My Wife and my Mother-in-Law“ heran, weil es, semantisch mehrdeutig, einen Aspekt des familialen Generationenbezugs aufgreift.



Illustration 1: 'Boring figure'
(Wright, 1992)

Der Cartoonist W.E. Hill veröffentlichte die Zeichnung 1915 in der Satirezeitschrift *Puck* mit dem Titel „*My Wife and My Mother-in-Law*“. Später veränderten Psychologen wie Robert W. Leeper und Edwin Garrigues Boring die Zeichnung und nutzten sie zu Diagnostik-Zwecken²⁰, wodurch sie dann als „Boring-Figure“ in den 30er Jahren bekannt wurde.

Obwohl es sich dabei nicht um ein Beispiel der Gruppe der „Figur-Grund-Bilder“, (wie z.B. dem „Rubinschen Becher“) handelt, in denen das Bild zum Blickwechsel

²⁰ Eine Variation dieses verwandtschaftsbezogenen Kippbildes, das ebenfalls zu diagnostischen Zwecken genutzt wurde, entwickelte der Psychologe G.H. Fisher, in dem er die Erweiterung von zwei Deutungsmöglichkeiten auf drei vornahm: Im selben Bild enthalten bzw. zu entdecken sind nun außer Mutter und Tochter auch der Vater (Fisher, 1968: 541 - 557).

5. Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.2 Das Kippbild als Ergänzung des Ambivalenzkonstrukts

zwischen Vorder- und Hintergrund auffordert, bildet auch beim Beispiel der „Boring-Frauen“ (und bei allen anderen semantisch mehrdeutigen Bildern) der Hintergrund jenen Kontrast, vor dem sich die Darstellung der Frauen erst konstituiert. In diesem multistabilen Bild haben dieselben Flächenpartien zweierlei Bedeutung, und auch deren Verhältnis zueinander ist nicht festgelegt. Diese Unbestimmtheit erzeugt die sogenannte *semantisch-visuelle* Ambivalenz. Einerseits irritiert das Bild durch seine Offenheit, zugleich verlangt es nach Festlegung, löst einen Wechsel zwischen ästhetischer Emotion und der Bewegung des Blicks aus. Die Betrachter*Innen interpretieren das Bild entweder als junge Frau oder als alte Frau. Es ist unmöglich, beide Sichtweisen gleichzeitig einzunehmen. Jeder wahrgenommene Bildteil und die damit verbundene Bedeutungssetzung ist eine Reduktion. Allerdings wird der Blick auf bestimmte Partien durch die Konturenführung unterstützt, indem er bedeutungsverwandte Bildregionen zusammenführt und in Richtung Identifizierung und Stabilisierung weiterleitet. Semantisch spielt die Kombination von Alt und Jung mit dem Motiv der Veränderung durch das Altern, indem das Bild der jungen Frau mit dem einer alten Frau verschränkt wird und so das zukünftige Aussehen prognostiziert wird. Mit seiner Wahlmöglichkeit zwischen Alt und Jung beschränkt sich dieses Kippbild auf ein Entweder-Oder. Somit wäre das Kippbild als Anschauungsmodus von Ambivalenz dem Konzept des Ambivalenzkonstrukts unterlegen, weil es eine bipolare Logik repräsentiert, die eben genau nicht das kreative Potential von Ambivalenz aufweist.

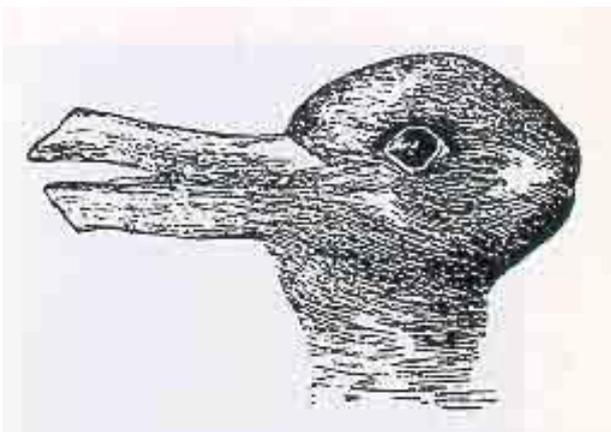


Illustration 2:
'Duck_Rabbit'
(Jastrow, 1899)

5. Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.2 Das Kippbild als Ergänzung des Ambivalenzkonstrukts

Ähnlich verhält es sich beim Kippbild von Ente (duck) und Hase (rabbit), das der Psychologe Joseph Jastrow 1899²¹ eingeführt hatte. Auch hier existieren nur zwei Möglichkeiten, nämlich die, das Bild einmal als Entenkopf oder als Hasenkopf zu sehen. Folgt man allerdings der Auffassung und Analyse von Ludwig Wittgenstein, der sich intensiv mit Inversionsfiguren beschäftigte,²² ergeben sich andere Konsequenzen. Er unterzieht speziell das Kippbild „Dubitt“ einer philosophisch-psychologischen Reflexion und kommt dabei zu Ergebnissen, die dazu veranlassen, das Kippbild als Anschauungsmodus für fiktive Ambivalenzphänomene zu prüfen.

5.2.1 Das Potential des Kippens

In der visuellen Wahrnehmung muss sich der*die Betrachter*in dieser Kippfigur auf Ungleichzeitigkeit beschränken und sieht nacheinander das Bild entweder als Hase oder als Entenkopf. Die Irritation besteht in der Verunsicherung, dass sich von einem Moment auf den anderen alles ändert, obwohl sich nichts ändert, aber nicht vorherzusagen ist, wann dieses Kippen eintritt (vgl. Fries, 2012: 27).

Die Zusammenziehung der jeweils für sich sinnvollen Bildelemente „Hase“ bzw. „Ente“ – also die Gleichzeitigkeit – gelingt nur annähernd im Medium der Sprache, in der das Kunstwort „Dubbit“ als Kombination von Duck und Rabbit die Gleichzeitigkeit interpretiert. Der Verzicht auf diese Synthetisierung wird allerdings aufgewogen durch das dem Kippvorgang zugeschriebene aktive Potential, das ihm Wittgenstein zuschreibt. Er konzentriert sich in seinen phänomenologischen Studien zur Jastrow-Zeichnung auf den Aspektwechsel – das ist das „Sehen als“ – und bestimmt ihn zum entscheidenden Dreh- und Angelpunkt. *„[W]ir können die Illustration einmal als das eine, einmal als das andere Ding sehen. – Wir deuten sie also, und sehen sie, wie wir sie deuten“* (Wittgenstein, 1984: S. 519).

²¹ Ähnlich wie bei der Boring/Hill-Illustration „My Wife and My Mother-in-Law“ gibt es auch zur Dubbit Abbildung Vorläufer Zeichnungen (vgl. Kihlstrom, John F.).

²² Sara Fortuna sieht Wittgensteins Interesse für Kippbilder in deren Status als „Zwischenglieder“ begründet, die „Zusammenhänge“ sehen lassen. (Wittgenstein bezeichnet die Bilder konsequent als Inversionsfiguren, nicht als Kippfiguren.) (Fortuna, 2012: 44).

5. Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.2 Das Kippbild als Ergänzung des Ambivalenzkonstrukts

Es ist eben jener Moment des Kippens, des Umschlagens, des „*Umschnappens*“ (Wittgenstein, 1984: S.183/1022.) selbst, den Wittgenstein als Moment zwischen der Sichtweise der Figur als Ente und der Sichtweise als Hasen heraushebt. Diesem Augenblick schreibt er Erlebnischarakter zu, dessen Ausdruck ein Ausruf ist: „*Jetzt ist es ein [...]*“ (Wittgenstein, 1984: S.375/171). Dieser Ausruf ist „*ein Ausdruck der Wahrnehmung und des Seherlebnisses. [...] Er verhält sich zum Erlebnis ähnlich wie der Schrei zum Schmerz*“ (Wittgenstein, 1984: S.421/549), denn der Ausruf, der sich uns „*entringt*“, ist als performative Äußerung zu verstehen und besitzt somit einen eigenen Standort und Stellenwert. Er belegt ihn mit dem Ausdruck „*aufleuchten*“, weil er eine Überraschung, ein Erstaunen birgt, das für einen Bruchteil von Sekunden die Zeitwahrnehmung verändert und mit der Einsicht einhergeht, dass es zwei Sichtweisen gibt, dass also sowohl Hase als auch Ente gesehen werden können (hier zeigt sich auch die Nähe zur dem als „*Epiphanie*“ bezeichneten Erlebnis des Lesens in der Auffassung von A. Assmann, vgl. Kap. 5.1.1).

Anders als bei dem Boring-Beispiel, in dem die Polaritäten *alte Frau – junge Frau* von vornherein eine unterschiedlich wertende Tendenz suggerieren, stellen die beiden Tierköpfe gleichursprüngliche, also ambi-valente/gleich-gültige Gegensätze dar. Mit dem Sehen von zwei Möglichkeiten ist es aber nicht getan: Das Entscheidende ist die intensive Qualität des Erlebens von „*[D]as Seltsame ist eigentlich das Staunen; das Fragen ‚Wie ist es möglich!‘. Der Ausdruck davon ist etwa: Dasselbe und doch nicht dasselbe*“ (ibid.: S.376/174). Dem Entweder-Oder des zeitlichen Hintereinander wird damit ein Sowohl-als-auch eingeschrieben. Dieses Erleben ist nach Wittgenstein ein Zugewinn an Möglichkeiten. Es schafft „*ein gesteigertes Bewusstsein für die temporale Struktur von Aufmerksamkeitsprozessen*“ (Abbt, 2012: 16). Es ist ein Augenblick, vergleichbar mit dem Umschlagmoment eines Doppelpendels, indem unklar ist, nach welcher Richtung hin es ausschlagen wird. In diesem Moment des gedehnten Dazwischen entsteht in den Betrachter*innen aus der ursprünglichen Irritation eine Bereitschaft sich nun eine gleichwertige Mehrdeutigkeit statt der strikten Opposition

5. Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.2 Das Kippbild als Ergänzung des Ambivalenzkonstrukts

zuzugestehen. Das Sehen des Kippbildes – erst nur auf den Wahrnehmungsvorgang der Gestalterkennung konzentriert, also auf die bloße Perzeption – wird durch das Phänomen des Aspektwechsels zur orientierenden und aneignenden sinnlichen Erfahrung zwischen Ich und Welt, die die eigene Haltung verändert und demnach auch die Möglichkeit einer Transformation beinhaltet.

Wittgensteins Einschätzung des Kipp-Erlebens bezieht sich auf die subjektive Seite der Wahrnehmung, auf ein ästhetisches Empfinden. Dieser Subjektivität folgend, grenzt er das Potential des Kippbildes ein, indem er das Erleben des Aspektwechsels an Bedingungen knüpft: Voraussetzung dafür ist, dass die Betrachter nicht „aspektblind“ seien, sondern sich sensitiv auf dieses Erleben und den Veränderungsmoment einließen. Allerdings kann seiner Ansicht nach, das erforderliche Gespür für das Aspektsehen durch Erziehung und Training entwickelt werden.²³

5.2.2 Kippbild und Persönlichkeit

Die sich bei Wittgenstein andeutende Abhängigkeit des „Sehens als“ bzw. Deutens eines Kippbilds von der Persönlichkeit findet sich diagnostisch ausformuliert in der differential-psychologischen Untersuchung von Helge Paulus (Paulus, 1974). Sie stellt den Konnex zwischen Kippbild und Ambivalenz her. Ausgehend von einer Korrelation zwischen Emotionalität und der Wahrnehmung der Kippfigur (vgl. Hartmann; Heiß, 1962) untersucht er diese am Beispiel der Abbildung der „Boring-Frauen“, indem er die Präferenz der Wahl bzw. der Seh-Option im Zusammenhang mit dem „*Einfluss emotionaler Variablen*“ testet. Die Ergebnisse belegen nach Paulus die „*Bedeutsamkeit der optischen Inversion in Abhängigkeit der Verfassung*“ insofern, als die Gruppe der „*depressiv Verstimmtten [...] sich im Vergleich zur Gesamtstichprobe eindeutig weniger weigern, die alte Frau in der Erstwahrnehmung zu erfassen*“ (Paulus, 1974: 51 f.). Der Ausdruck „weigern“ bezieht sich darauf, dass es offensichtlich Einstellungen, Erfahrungen und Gefühle der Versuchspersonen gibt, die andere Sichtweisen

²³ Vgl. dazu die Studie von Gopnik und Rosati zum Erkennen der Doppeldeutigkeit am Beispiel der Jastrow-Zeichnung Hase/Ente (Gopnik; Rosati, 2001).

5. Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.2 Das Kippbild als Ergänzung des Ambivalenzkonstrukts

ablehnen, indem sie das „Schöne“ bevorzugen; d.h. die Betrachter verweigern sich einem Perspektivwechsel und damit auch der Akzeptanz eines anderen, „hässlichen“ Bildes. Paulus beruft sich an dieser Stelle auf ältere Untersuchungen mit Kipp-Bildern von Erika Frenkel-Brunswick, in denen „...*hochgradig ambiguitäts-intolerante Versuchspersonen [...] mit Vorliebe für Vertrautheit, Festhalten am Herkömmlichen, Tendenz zu SW-Lösungen [...] gekennzeichnet [sind]. Ambiguitäts-Intolerante treffen in mehrdeutigen Situationen schneller Entscheidungen [...], um die Ungewißheit zu vermeiden und aus ihrer Unsicherheit herauszukommen*“ (Frenkel-Brunswick, 1996: 26). „Unsicherheit“ wird bei Paulus nicht negativ gewertet, sondern als positiv herausgestellt: Das Akzeptieren der Mehrdeutigkeit lässt Rückschlüsse über die Befähigung einer Person zur sogenannten „Ambiguitätstoleranz“, die, wie in Kap. 4 bereits erörtert, wieder verstärkt als relevante Einstellung diskutiert wird.

Eltern als Kippfiguren

Wittgenstein betont die „*temporale[n] Struktur von Aufmerksamkeitsprozessen*“ (Abbt, 2012: 16), und legt besonderes Augenmerk auf die Überraschung darüber, *was* doch möglich ist, also den Moment des Erstaunens. Darin zeigt sich eine strukturelle Ähnlichkeit mit dem Zaudern, Balancieren und Innehalten des Vaszillierens. Zeitliche Verzögerungen und Stockungen in Form retardierender Momente, wie schon beim Vaszillieren in Kap. 4 beschrieben, kann es auch im Erstaunen im Moment des Aspektwechsels geben. In der zeitlichen Ausdehnung werden die Veränderungsprozesse, das Neu-Konturieren von Identität wie unter einem Vergrößerungsglas sichtbar. Damit können auch autobiographische Übergangsprozesse genauer, systematischer betrachtet werden.

Außerdem verfügt das Kippbild nach Ansicht der Verfasserin nicht nur als Bild, sondern auch übertragen auf Texte und ihre spezifische Bildhaftigkeit, über die besondere Qualität, Ambivalenz als Erweiterung der eigenen Möglichkeiten zu erfahren. Denn im Transfer auf die Narrationsebene wird ein reversibles Bild sichtbar, das den fragilen Charakter des Verwaisungsprozesses insofern evident

5. Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.2 Das Kippbild als Ergänzung des Ambivalenzkonstrukts

macht, als es immer wieder zwischen Eltern und Kindern hin und her kippt. So lässt sich die Situation des unmittelbar bevorstehenden resp. erlebten Todesfalls als ein *Kippen*²⁴ aus dem Korsett des Alltags beschreiben. Dies löst eine Beschäftigung mit dem als Repräsentation vorhandenen Beziehungs- bzw. Bindungsmuster Eltern-Kind(er) aus. Als dieses innere Vorstellungsbild lässt sich statt eines festen „*scripts*“ ein multistabiles Bild, eben ein Kippbild annehmen, in dem die repräsentierten inneren „Bilder“ der toten Eltern mit denen der (noch) lebenden Eltern sich in einem ständigen Umkippen-Prozess befinden.²⁵ Die biographische Gestaltbildung in Form der narrativen Konstruktion der elterlichen Figuren folgt der autobiographischen Erinnerung mit all ihren Lücken und Verfremdungen. Im Schreibprozess betrachtet das Kind sein Elternteil im aktuellen und vergangenen Zustand. Indem die Söhne und Töchter diese Zustände zusammenbringen, produzieren sie in ihren Texten unterschiedliche Vexierbilder (Kippbilder). Sie generieren Ambivalenz-Erfahrungen, die in der suchenden Bewegung des Abgleichens biographischer und autobiographischer Erinnerungskonstruktionen mal Vater oder Mutter, mal sich selbst sichtbar machen. Dazu zählt auch das Kippeln zwischen der autobiographischen Referenz und ihrer Fiktionalisierung. Details aus dem Leben der Eltern und eigene autobiographische Kindheits- und Jugenderinnerungen wechseln von der konstatierenden Bestandsaufnahme „*So war es*“ in den Frage-Modus „*Kann das wirklich so gewesen sein?*“ Ebenso werden aber auch die Leser*innen durch den Wechsel von mehr und weniger eindeutigen Konstellationen zum mehrfachen umswitchen herausgefordert, d.h. ins beständige „Kippeln“ versetzt. Im Lesen der Wörter geraten diese in Bewegung, weil sie sich mit anderen Wörtern und

²⁴ Als sprachlich-semantische Korrektur müsste man hier das Verb kippen umwandeln in das Verb **kippeln**. (Für diesen Hinweis danke ich Insa Fooker.) Denn das **Kippen** ist mit seinen zwei Positionen – z.B. der ruhenden und der schrägen Lage – auch auf ein Ent-oder Weder festgelegt und lässt somit das Dazwischen außer Acht. Anders beim Verb **kippeln**, das in seiner semantischen Nähe zum *Schaukeln* der Bewegung dazwischen großen Raum zugesteht, der auch von Unregelmäßigkeiten geprägt sein kann.

²⁵ Vergleichbar ist dieser Vorgang der „Interaktion zwischen einer gestalteten Erinnerungseinheit und einer gestalteten Gegenwartseinheit“ (Rosenthal, 1995: 84).

5. Überlegungen zur Anwendungspraxis

5.2 Das Kippbild als Ergänzung des Ambivalenzkonstrukts

deren Bedeutungen verbinden und aus diesem Leseprozess heraus entstehen in den Leser*innen wiederum eigene Kipp-Figuren von Eltern und Kindern.

Zusätzlich kippen bislang verlässliche Bindungsqualitäten, die Sicherheit der Beziehung gerät ins Unsichere. Die Konturierungsprozesse finden statt zwischen dem Vordergrund der aktuellen Situation im Erwachsenenalter und dem Hintergrund der Kindheit. Die lange Beziehungsdauer öffnet nunmehr den Blick des erwachsenen Kindes für seinen Tiefenraum von Erfahrungen, der Ordnungen und Sicherheiten ins „Kippen“ bringt. Die aktuelle Gefühlslage – besetzt von Wut, Trauer und/oder Scham –, wird in der narrativen Bearbeitung in Beziehung gesetzt mit der Bewertung der emotionalen Hintergrundtönung der bislang gelebten Beziehung. In dieser erlebten Ausnahmesituation wird nun durch den aktiven Prozess des Schreibens Erinnerungsmaterial aus der Kindheit aktualisiert (vgl. Fooker, 2001: 253ff.).

In diesem Umgestaltungsprozess kann es zu „positiven Umdeutungen“, z.B. der Idealisierung der Eltern kommen. Ebenso ist es aber auch möglich, dass alte, immer schon bekannte Beziehungskonturen festgeschrieben, eingraviert, ja einzementiert werden. Es kann aber auch zu jenem von Wittgenstein beschriebenen Moment des Erstaunens kommen, in dem alte und neue Perspektiven auf das Elternbild als das „Aufleuchten des Aspekts“ erlebt werden, in dem beide Sichtweisen gleich-gültig sind und damit auch das innere Bild verändern. Dieser Vorgang ermöglicht es, sich in die Eltern einzufühlen und sich gleichermaßen von ihnen zu distanzieren. Es entstehen Überschreibungen und Neueinschreibungen, die die Art und Weise, wie Töchter und Söhne von den Eltern und von sich sprechen, als einen Akt des Prozesses der Identitätskonstruktion erkennbar machen.

6 Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.1 Der eigene Forschungszugang.

6 Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.1 Der eigene Forschungszugang. Die Wahl der Methode und Rückfragen an das Ausgangsmaterial

Wie in Kapitel Eins dargelegt, basiert das theoretische Erkenntnisinteresse dieser Arbeit darauf, über autobiographisch grundierte Texte Zugang zu individuellen Erfahrungen von Ambivalenz innerhalb des Verwaisungsprozesses zu gewinnen. Diese Zielsetzung legt ein qualitatives Vorgehen nahe, das sich einerseits eng an das vorhandene Untersuchungsmaterial bindet, andererseits darin Neues ausfindig machen will und kann. Bevor diese Fragen erörtert werden, muss die Wahl der Methode mit dem Ausgangsmaterial der Untersuchung in einen kritischen Zusammenhang gebracht werden.

Als „Daten“ werden in der qualitativen Forschung zum einen *„Ergebnisse von Forschungshandlungen [...] in aufbereiteter Form“* verwendet, wie beispielsweise Transkriptionen von Interviews, zum anderen werden „Daten“ als *„Sammelbegriff [...] für Dokumente wie Tagebücher, Briefe, Memoiren, Zeitungen, Photographien, Gemälde“* (Hülst, 2009: 283) verstanden. Zwar werden in dieser Aufzählung von Dokumenten literarische Texte nicht explizit genannt, doch gilt auch für diese Spezies, dass die Daten nicht erhoben werden müssen, sondern in enger Abstimmung mit dem Forschungsfeld ausgewählt werden müssen.

Für die vorliegende Untersuchung beschränkt sich dieser Vorgang auf die Zusammenschau einer von der Verfasserin erhobenen Anzahl von literarisch gefassten Erzählungen über den Verwaisungsprozess, die für den Buchmarkt publiziert wurden. Unter der Bezeichnung „literarisch“ wird hier im Anschluss an Lamarque und Olsen (Lamarque/Olsen, 1994) angeknüpft an ein weites Verständnis von Literatur als sozialer Praxis. „Literatur“ wird darin bestimmt durch die Wertschätzung und Umsetzung zweier Dimensionen, nämlich die der kreativ-imaginativen, die auf den ästhetischen Aspekt abzielt, sowie der hier besonders interessierenden mimetischen Dimension, in der es um die

6 Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.1 Der eigene Forschungszugang.

„Darstellung eines Inhalts von allgemein menschlichem Interesse“ geht; denn „was literarische Texte darstellen, betrifft die Leser in ihrem wesentlichen Menschsein“ (Zipfel, 2001: 321). Dieser Einordnung von Literatur folgend, wird der literarisch-kulturspezifische Kontext von Literaturkritik bzw. literaturwissenschaftliche Kriterien für die Analyse des Untersuchungsmaterials deshalb als sekundär erachtet, weil es in pragmatischer Absicht darum geht, aus den Texten selbst die verschiedenen Umgangsweisen mit dem Todesfall und der damit verbundenen Erfahrung der Verwaisung zu entschlüsseln. Das bedeutet, dass die Analyse der ausgewählten Todesfallgeschichten auf die jeweilige Textgrundlage beschränkt wird. Das hat zur Konsequenz, dass biographisches Wissen über die Autor*innen sowie etwaige einschlägige Veröffentlichungen der Schriftsteller*Innen zum Thema Tod sowie mögliche Vorwegnahmen der speziellen Thematik in anderen (vorausgehenden oder nachfolgenden) Schriften der Autor*innen nicht für das Aufschließen der Texte herangezogen wurden. Poetologische Selbstaussagen wurden nur berücksichtigt, soweit sie autoreferentiell in den Texten bzw. Paratexten enthalten sind (vgl. Kap.7.5 Bardola). Dieses Reduktionsverfahren bedeutet aber nicht die Ausblendung der ästhetischen, kreativ-imaginativen Dimension von Literatur im Sinne einer bewussten Ignorierung.

Aus thanatologischer Perspektive sind literarische Texte – vergleichbar mit anderen künstlerischen Bearbeitungen – als Beispiele „*expressiver Orientierungsmuster*“ des Feldes Sterben und Tod einzuordnen, in denen intensive Emotionen bearbeitet bzw. umkodiert werden (vgl. Feldmann, 2004: 19). So nennt Wittkowski ausdrücklich literarische Quellen wie S. de Beauvoirs „Ein sanfter Tod“ als Möglichkeit, Einblicke in „*das intuitive Alltagsverständnis des Sterbens als Übergang*“ (vgl. Wittkowski, 2011: 35) zu gewinnen und bescheinigt den Aussagen bedeutsamer Anderer das Potential wichtiger Aufschlüsse über das Sterben (vgl. dazu Bednarz, 2003). Die Vorzüge literarischer Texte in dieser relevanten Situation hebt auch Doehlemann in seiner These über Verwaisung (vgl. Kap. 2.2.) hervor, wenn er sagt, er nutze „*belletristische*

6 Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.1 Der eigene Forschungszugang.

Literatur²⁶“, weil „Schriftsteller [...] als feinfühligere Datenverarbeiter von den Sozialwissenschaften meist übersehen werden“ (Doehleemann, 1987: 185). Die Begründung dieser Wahl ist in den Augen der Verfasserin inkonsequent. Denn einerseits greift Doehleemann auf literarische Texte zurück, weil sie Aufschluss über individuelle Sinnkonstruktionen versprechen, andererseits sieht er methodische Schwierigkeiten, wie sich diese sensible Aufarbeitung durch Literaten empirisch adäquat erforschen ließe (Doehleemann, 1987: 185 f.) Damit verweist er indirekt auf eine Unsicherheit im Umgang mit diesen Quellen. Diese zeitlich weit zurückliegende Einschätzung Doehleemanns ist auf der methodologischen Ebene zu relativieren durch die Ergebnisse der empirischen Literaturpsychologie, wie sie u.a. von Norbert Groeben (1972; 1999) umfänglich vorliegen. Zudem ist seit des „narrative turn“ (vgl. Polkinghorne; 1988; 1998,) der grundsätzliche Stellenwert von autobiographischen Erzählungen als kulturpsychologisches Untersuchungsmaterial enorm angewachsen. Demzufolge nehmen narratologische Studien unterschiedlicher Methodik, die auf der Etablierung des „homo narrans“ (vgl. Lehmann, 2007) bzw. des „homo narrator“ (vgl. Bösch 2009) beruhen, immer größeren Raum ein (vgl. Straub 2010, Lucius-Hoene, 2010) Darunter findet sich mittlerweile eine größere Anzahl von interdisziplinären Studien zu dem Themenkomplex der erlebten resp. erzählten Krankheitsgeschichten und ihrer Bewältigung (vgl. Lucius-Hoehne, 2002).²⁷ Forschungsergebnisse zum Thema Tod und Sterben, die sich jedoch explizit auf literarisches Textmaterial beziehen und dieses in die sozialwissenschaftliche Auswertung integrieren, sind nach dem Kenntnisstand der Verfasserin nach wie vor rar. Als eines der wenigen Beispiele sei hier genannt die thanatsoziologische Studie von Matthias Hoffmann „*Sterben? Am liebsten plötzlich und unerwartet. Die Angst vor dem sozialen Sterben*“ (Wiesbaden 2011). Hinsichtlich der

²⁶Umgangssprachlich meint Belletristik „Lesestoff mit mehr oder weniger künstlerisch/ästhetischem Anspruch“ (Rusch, Literatur in der Gesellschaft. 1993). Die Verwendung des Begriffs beschränkt sich weitgehend auf den Buchmarkt.

²⁷ Das E-Journal DIEGESIS bezeichnet sich als die erste interdisziplinäre Zeitschrift für Erzählforschung. Darin finden sich u.a. zwei aufschlussreiche Themenhefte, die sich mit „Krankheit erzählen“ beschäftigen (DIEGESIS).

6 Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.1 Der eigene Forschungszugang.

Begründung der Aufnahme dieses (zusätzlichen) Quellenmaterials begnügt er sich allerdings mit der Empfehlung des Autors Lars Gustafsson, der Poesie als eine „Erkenntnisquelle der Soziologie“²⁸ bezeichnet. Die aus unterschiedlicher soziohistorischer Provenienz herangezogenen Texte der Autoren Gottfried Benn²⁹, Leo Tolstoi³⁰ und Philip Roth³¹ belegen nach Meinung des Verfassers das „soziale Sterben“, das im Fokus seiner Untersuchung steht. Die ausschließlich inhaltsbezogene Lektüre lässt Fragen der Darstellungsweise bzw. der Methode der Literaturverwendung unberücksichtigt. Anders verhält es sich bei Hyden und Brockmeier (2008), die in dem Band „Health, Illness and Culture“ (2008) einen kulturpsychologischen Zugang zur Thematik wählen. Die Sammlung von Aufsätzen enthält explizit auch solche Texte, in denen literarisch gefasste Erfahrungen zu Sterben und Tod als „Broken Narratives“ (Frank, 2008) reflektiert werden, weil sie sich im Grenzraum des Erzählbaren, im „liminal space“ (vgl. Turner, Kap. 3.1) bewegen. Mit diesen Beiträgen wird der Fragehorizont insofern erweitert, als damit auch die Bedingungen dieses liminalen Erzählens thematisiert werden.

Unabhängig von den genannten oder anderen Beispielen, verbleibt der Hauptteil einer interdisziplinären Auswertung literarischer Quellen jedoch in der Disziplin der philologischen Narratologie beheimatet. Für diese Arbeit wurden gezielt der Versuch unternommen, die ausgewählten Daten in dem von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss 2010 entwickelten Forschungsstil „Grounded Theory Method“ (GTM) zu behandeln. Aus Sicht der Verfasserin sprechen dafür folgende Gründe: Das Ausgangsmaterial besteht aus veröffentlichten literarischen Texten mehr oder weniger bekannter Schriftsteller*innen. Die in ihnen sedimentierten und reflektierten Erfahrungen erscheinen in Form von erzähltechnisch dargestellten subjektiven Deutungen, die ihrerseits wieder von der forschenden Verfasserin ausgewertet werden. Dieses doppelseitige Verfahren in einem

²⁸ Lars Gustafsson in einem Vortrag in Trier am 8.11.2007. Zitiert nach Hoffmann, M. 2011).

²⁹ Gottfried Benn, Die Krebsbaracke. (1912) Gedichte. Frankfurt/M.2006.

³⁰ Leo Tolstoi, Der Tod des Iwan Iljitsch. (1886) Stuttgart 2006.

³¹ Philip Roth, Mein Leben als Sohn. Eine wahre Geschichte. 11.Auflage München, 2008.

6. Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.2 Samplebildung

prozessualen und variablen Verfahren offenzulegen, ist in der GTM möglich, weil es Phänomene der Lebenswelt in ihren vielschichtigen Kontexten erkennbar macht. So verzahnt der Ansatz der vorliegenden Arbeit die Erlebensperspektive der Autor*innen, die um die Sachperspektive ergänzt wird, indem die faktualen (Alter, Geschlecht etc.) und soziokulturellen Unterschiede benannt und berücksichtigt werden, mit der Interpretationsperspektive der Verfasserin dieser Arbeit.

Ein weiterer Grund für die Wahl der GTM besteht in einer thematischen Nähe zum Thema, da die Basis-Untersuchung, die das Forschungsprogramm der „Grounded Theory“ begründete, aus dem Bereich der Thanatologie stammt. Wie bereits in Kap. 3.1 erläutert, wählten die Autoren Glaser & Strauß das „Sterben in medizinischen Institutionen“ (Glaser; Strauß, 1974), einen bis dato in der Forschung vernachlässigten sozialen Bereich, als ihr Forschungsfeld. Dabei ging es ihnen darum, die Kommunikationsstruktur der Zielgruppe der Sterbenden u.a. auch mit den Angehörigen transparent zu machen. Anlass für diesen Forschungszugang waren die persönlichen Erfahrungen von Sterben und Tod der Eltern der Autoren: der Mutter von Anselm L. Strauß sowie des Vaters von Barney G. Glaser (vgl. Legewie; Schervier-Legewie, 2004). Darüber hinaus sind es eben diese Autoren, die Übergangsprozesse in ihrer Verschränkung von individuellem Lebenslauf und sozialer Regulierung theoretisch modelliert haben (vgl. Welzer, 1993: 18; siehe dazu auch Kap. 3.1).

6.2 Samplebildung

Von den eingangs erwähnten über 50 zugänglichen Texten wird im Rahmen dieser Arbeit nur ein kleiner Teil analysiert. Von vornherein ausgeklammert wurden Fälle von Demenz, weil dabei eine spezifische Dynamik berücksichtigt werden müsste. Ebenso ausgeschlossen wurden Fälle des gewaltsamen Todes einschließlich des Suizids, sowie der plötzliche Tod, da in diesen Fällen in der Regel der Sterbeprozess verborgen ist.

6. Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.2 Samplebildung

Eine Zwitterposition nimmt das Beispiel Handke ein. Seine Erzählung über den Suizid seiner Mutter wurde nicht in den Untersuchungskorpus aufgenommen, wurde aber aus methodologischen Gründen eingeführt (vgl. Kap. 5.1), weil sich dieser Text auf der Ebene der selbstreflexiven, poetologischen Auskünfte als aufschlussreich erwies.

Die weitere Auswahl entsprach folgenden Kriterien: Das erste formale Kriterium bildete die Eingrenzung auf das Alter der Söhne und Töchter und dessen Festlegung auf das mittlere Lebensalter. Hinsichtlich des zeithistorischen Rahmens wurde die erste Position der Reihenfolge auf den vielzitierten Referenztext von Simone de Beauvoir aus den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts festgelegt. Die übrige Textauswahl sollte in ihrer Konzentration auf die Entstehungszeit der 90er und Nullerjahre zum einen die anhaltende Relevanz als auch die Aktualität der Thematik belegen. Die Herkunftsländer der Autor*innen wurden auf Deutschland (1), Österreich (1), Schweiz (2), Frankreich (3) und USA (1) begrenzt. Wo es sich im Original nicht um deutschsprachige Texte handelt, wurde nur die Übersetzung herangezogen und Nuancen der Originalsprache und deren Übertragung ins Deutsche dementsprechend nicht berücksichtigt, aber in Einzelfällen in die selbstkritische Anfrage der Forscherin einbezogen – so zum Beispiel im Fall Beauvoir. Die Berücksichtigung des soziokulturellen Hintergrunds zum Zwecke der Kontextualisierung wurde auf die unmittelbar sich aus dem Text zu erschließenden Angaben beschränkt, insofern sie sich als mitbestimmend für den Diskurs erwiesen. Zur ersten Kontrastierung wurden die Geschlechterbeziehungen (a) Sohn – Mutter, b) Sohn – Vater, c) Tochter – Mutter, d) Tochter – Vater herangezogen. Eine gleichmäßige Verteilung dieser Konstellationen im Untersuchungskorpus wurde zwar angestrebt, musste aber aufgegeben werden, da sich herausstellte, dass in etlichen der in Frage kommenden Vater-Tochter-Texte sich im Hintergrund eine Missbrauchsthematik andeutete, die – ebenso wie die anderen Ausschlusskriterien „Demenz“ und „gewaltsamer Tod“ – den Rahmen der Forschungsfrage gesprengt hätten. Schließlich wurden nachstehende Texte in den Untersuchungskorpus aufgenommen:

6. Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.2 Samplebildung

Tabelle 3: Untersuchungskorpus (eigene Darstellung)

1	Simone de Beauvoir, Ein sanfter Tod (1964)	T/M
2	Verena Stefan, Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter (1993)	T/M
18	Hermann Kinder, Um Leben und Tod. Erzählung (1997)	S/M
31	Nicola Bardola, Schlemm. Roman (2005)	S/Eltern
32	Noëlle Châtelet, Die letzte Lektion (2005)	T/M
35	Josef Winkler, Roppongi. Requiem für einen Vater (2007)	S/V
40	David Rieff, Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage von Susan Sonntag (2009)	S/M
49	Emmanuele Bernheim, Alles ist gut gegangen (2014)	T/V

Die Einteilung in Fallgruppen wurde gemäß dem Kriterium Todesarten gewählt und dabei zwischen (1) Krebserkrankungen, (2) assistierter „Sterbehilfe“ und (3) sonstige Krankheiten unterschieden. Diese Auswahl folgte nicht einer statistischen Verteilung innerhalb der Gesamtliste der Texte, sondern orientierte sich an Gesichtspunkten, die zur Aktualität der jeweiligen Thematik beitragen:

- (1) Die Zahl der Krebserkrankungen steigt weltweit nach wie vor deutlich an (www.aerzteblatt.de). Sie beanspruchen Geltung als Inbegriff des Krankseins und eines bedrohlichen Endes. Bezogen auf den Zeitraum, den die Auswahltexte abdecken, stellen Krebserkrankungen die am häufigsten zu verzeichnende Todesart dar.
- (2) Die assistierte „Sterbehilfe“ als selbstverantwortete Wahl der Todesart wiederum stellt eine vergleichsweise neue und seltene Möglichkeit dar, behauptet sich aber zunehmend auch im literarischen Diskurs.
- (3) Neben diesen beiden eher spektakulären Todesarten wurden die beiden Todesfälle zu einer dritten Gruppe zusammengefasst, bei denen die Todesursache mit längerer Krankheit zu tun hat und/oder der Altersschwäche geschuldet ist.

Aus diesen drei Fallgruppen ergab sich die Anordnung der Textanalysen, innerhalb derer sie nach dem Entstehungsjahr gereiht wurden.

6. Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.3 Datenaufbereitung

Diese Anordnung ist auch in der Aufstellung der Übersichtstabellen eingehalten. Sie enthält Stammdaten sowie weitere Angaben zum soziokulturellen Hintergrund, soweit diese aus den Textgrundlagen hervorgehen.

6.3 Datenaufbereitung

Das Vorgehen in dem gewählten Forschungsstil der GTM vollzieht sich auf verschiedenen Ebenen der Interpretation und orientiert sich hier im Wesentlichen an den Darlegungen von Boehm, Legewie und Muhr (Boehm et al., 1992); Jaeggi (Jaeggi, 1998); Mey (Mey, 1999); Böhm (Böhm, 2000), sowie Mey und Mruck (Mey; Mruck, 2011). Methodisches Kernstück der GTM ist der Kodierprozess, für den ein spezieller, weil „*sensibler*“ (Glaser; Strauss, 1967: 1). Umgang mit den Daten erforderlich ist, der in mehreren Schritten (offenes, axiales und selektives Kodieren) erfolgt, für die wiederum aber keine feste Abfolge vorgeschrieben ist. In ihm geht es nicht darum, vorab festgelegte Hypothesen und Erklärungsmuster zu beweisen, sondern die Lesarten so zu strukturieren, dass die im Text vorhandenen Konzepte und die dahinterstehenden Dimensionen erstens ausfindig und zweitens verdichtet werden können. Das *Öffnen* der Texte ist ein aufschließendes, dichtes Lesen (vgl. „*close reading*“ u.a. bei Nünning, 2004). Darin wird die eigene Ambivalenz gegenüber den Texten bewusst berücksichtigt, die sich aus dem Kontext der Forschenden nährt. Im beständigen Wechsel von Lesen und Fragemodus gehen Annahmen und Vorkenntnisse sowohl aus persönlicher Erfahrung als auch das theoretische Vorwissen zum Forschungsgegenstand (vgl. Strauss; Corbin, 1996) in die Analyse ein und konstituieren dadurch eine Beziehung zwischen Forscherin und Text, die sich aber im Laufe des Prozesses immer wieder verändert.

Im Folgenden wird die konkrete Vorgehensweise für die vorliegende Arbeit dargestellt.

Im Gegensatz zu den Empfehlungen von Mey (Mey, 1999: 176) wird vor dem eigentlichen Kodieren kein vorläufiger Gesamteindruck des Textes festgelegt, der als Motto für die weitere Analyse fungieren soll. An Stelle des Mottos wird auf

6. Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.3 Datenaufbereitung

den jeweiligen Buchtitel zurückgegriffen sowie ein „Plot“ des Textes erstellt, der die Handlungsstruktur skizziert und durch die Kurzbeschreibung des psychosozialen Kontexts ergänzt wird. Die für das Kodieren notwendige Segmentierung des Textes entspricht der Einteilung in Kapitel oder sonstigen Gliederungen der deutschsprachigen Veröffentlichungen. Die für den ersten Schritt des *offenen Kodierens* empfohlenen allgemeinen W-Fragen (vgl. Boehm, 2000) wurden durch das Kontextwissen (siehe Kap. 1.2) und das theoretische Hintergrundwissen zu Übergangskonzeptionen und zum Ambivalenz-Konstrukt (siehe Kap. 3 & 4) angereichert. Auffallende (Text-)Phänomene wie eine spezielle Metaphorik und sonstige Stilmittel wie auch typographische Besonderheiten wurden ausfindig gemacht, mit ähnlichen und gegensätzlichen verglichen und führten als Indikatoren zu den ersten abstrahierenden Begriffen, den *Kodes*. Darunter versteht man diejenigen sprachlichen Zeichen, die in der Gestalt der ausgewählten Wörter und Wortfolgen auf dahinterliegende Konzepte verweisen und damit die individuelle Handlungslogik der Autor*innen erhellen. Die Formulierung der Bezeichnungen für die aufgefundenen Kodes stammt zum einen von der Verfasserin, es handelt sich demnach um „konstruierte Kodes“ im Gegensatz zu den wörtlichen Zitaten der Autor*en, die als sogenannte „*In-vivo-Kodes*“ vermerkt werden. Begleitend dazu wurden Notizen (Memos) zu verschiedenen Zeitpunkten erstellt, in denen Reflexionen zu den analysierten Textstellen festgehalten wurden. Die ergiebigsten Kodes des offenen Kodierens wurden in einer Kodeliste geordnet und standen als Kategorien-Material für das *axiale Kodieren* zur Verfügung. Die geschilderte prozesshafte Vorgehensweise der Untersuchung ist nachstehend beispielhaft in einem Auszug dargestellt. Es handelt sich um Textpassagen aus dem Roman von Verena Stefan, weil dieser Text im Arbeitsprozess als erstes Fallbeispiel untersucht wurde.

6. Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.3 Datenaufbereitung

Tabelle 4: Kodierungsbeispiel Verena Stefan (eigene Darstellung)

Seitenzahl, Textstelle	Kodier-Memos	Kode = Indikatoren Konzepte Kategorien
<p>S. 9 <i>Sie sitzt am Haupt des Tisches. Unter dem hellen Lampenlicht leuchtet das Bündnerfleisch dunkelrot von der Farbe geronnenen Blutes. ...Es ist reich gewesen, sagt sie unvermittelt. Drei Paar Augen schauen erschreckt hoch, bereits gerötet, mit Augenwasser gefüllt...</i></p>	<p>Eröffnung beginnt mit der Vorstellung der Sitzordnung. Die Mutter hat den VORSITZ</p> <p>Die drei Menschen (welche?) haben schon Vorahnung. Wie wird das Thema angekündigt? Durch einen prägnanten Satz der Mutter.</p> <p>Abendmahl-Symbolik Blut – Essen: Blut als Hinweis auf bevorstehenden Tod?</p>	<p>Ordnung</p> <p>Antizipation eines Abschieds</p> <p>„Es ist reich gewesen“ (In vivo Kode)</p> <p>Lebensmotto</p> <p>Übergangsmodus: Eintritt in die Trennungsphase. Konsequenzen noch unklar.</p>
<p><i>...sie trägt den türkisfarbenen Morgenrock aus Frottee... ...Morgenrock gehört zwischen zwei Zustände, zwischen Rückzug und In-Erscheinung-Treten ...Die alarmierten Gesichter haben sich wieder von ihr abgewandt.</i></p>	<p>Vertraute Modalitäten des Gebrauchs der Kleidung; auch Indikator für Präsenz und Absenz, aber auch für Sonderstatus Krankheit? Was kommt auf alle zu?</p> <p>Wodurch alarmiert? Durch die plötzliche, abrupte Nachricht, dass die Mutter bereits aus der Retrospektive über ihr Leben spricht.</p>	<p>Lebenslauf/Habitus</p> <p>Schwellensituation</p> <p>Zwischenraum</p> <p>Als erstreckte Gegenwärtigkeit (Vergangenheit-Gegenwart –Zukunft)</p>
<p>S. 10 <i>Die Tischordnung ist verändert. Im alten Haus...unten am Tisch... Aber jetzt sitzt er unten am Tisch....</i></p> <p><i>Sie und er leben mit den Möbeln der Eltern... Der Große Schrank, der</i></p>	<p>Sitzordnung kann nicht mehr eingehalten werden.</p> <p>Rollentausch zwischen den Eheleuten aber „nur“ aus Krankheitsgründen</p> <p>„Ordnung der Dinge“ (Gegenstände)</p>	<p>Ordnungsbezirke der Einrichtung. Änderung der Machtverhältnisse. (Statuswechsel)</p> <p>Ordnung als Lebensprinzip</p>

6. Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.3 Datenaufbereitung

Seitenzahl, Textstelle	Kodier-Memos	Kode = Indikatoren Konzepte Kategorien
<i>Sekretär, der Spieltisch, die Standuhr bestimmen auch hier die Räume. Ihre Familie hat in ihrem Erbe gelebt...</i>		
S. 18 <i>Sie will nicht wie ihre Mutter werden, niemals will sie im Haushalt untergehen.</i>	Abgrenzung der Tochter von der Lebensform der Mutter	Identität/Alterität
S. 71 <i>Ich lasse die Tränen rinnen... Du sagst mir so viele schöne Dinge. Sie wehrt es nicht wie sonst mit aller Kraft ab. Sie stellt es fest. Eine andere Frau kommt zum Vorschein.</i>	Emotionsausdruck Tränenweinen; Veränderung der Mutter verändert auch Beziehung Mutter – Tochter	Transformation
S. 112 <i>Selten hat sie Schmerz gezeigt. Wenn sie die Fassung verloren hat, wirkte sie eher verstört und in ihrer Verstörung abwesend und unerreichbar.</i>	Gemeint hier emotionaler Schmerz: steht für Aufgabe des (kulturellen) Lebens	Schmerzdimensionen
S. 115 <i>Mami. So kann ich sie nicht mehr ansprechen. Mami, mit zwei m zärtlich ausgesprochen als Mammi, bindet stärker als jedes andere Wort. Die Wortkapsel Mami ist aufgesprungen. Das Fürsorgesystem Mami ist herausgefallen samt einem Schwall kindlicher Erwartungen und Wunden. Einmal entschlüpft mir einer ihrer Eigennamen.</i>	Ende oder Veränderung der Mutter-Tochter Beziehung? Aus der Bezeichnung für die Rolle wird der Eigename. Warum darf er nur insgeheim verwendet werden? Warum ist die Mutter für sie nur Fürsorgesystem? Es dominieren Enttäuschungen. Positive Erfahrungen der Nutzung	Rolle Perspektivwechsel Biographie – Autobiographie; Mutterschaftskonzept Transformationsprozess: Emanzipation Ambivalenter Sorgehabitus

6. Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.3 Datenaufbereitung

Seitenzahl, Textstelle	Kodier-Memos	Kode = Indikatoren Konzepte Kategorien
<i>Greteli.</i>	dieser Fürsorge werden nicht erwähnt.	
S. 139 <i>Vierzehn Tage später wird ihr mit der Post ein Dokument zugestellt werden. Sie wird erfahren, daß die Mutter einen Monat vor ihrem Tod ein Testament geschrieben hat...</i>	Ende des Gleichheitsprinzips der Kinder: individuelle Anerkennung der Tochter; Ablehnung des familiären Konzepts und doch Beharren auf Traditionslinien des Erbes	Über- und Weitergabe der Dinge
S. 129 <i>Nun liegt sie frisch gewaschen im Bett, das Kinn mit der Mullbinde hochgebunden, damit sich ihr Mund schließen kann. Die Präsenz im Raum verdichtet sich sekundlich. Ich kann nicht sagen die Präsenz meiner Mutter, obwohl es sich gewohnheitsmäßig zuerst so denkt und sagt. Aber wer wäre das jetzt, meine Mutter?</i>	Beschreibt unterschiedliche Formen von An- und Abwesenheit	Differenziert und signifiziert die Polarität Verwandlung in die Leiche; Übergangsmodus Austritt
S. 131 <i>Die Schwägerin kommt für die erste Nacht der Totenwache</i>	Sachverhalt: Traditionelle Aufbahrung zu Hause, Unterstützung durch Grenzgängerin aus der Familie	Trennung von der Leiche

Als erstes Ergebnis des offenen Kodierens folgt hier auszugsweise eine Aufzählung derjenigen Codes, die als Indikatoren für Konzepte Geltung beanspruchen.

6. Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.3 Datenaufbereitung

Materialität und Ordnung der Dinge | Polarität Haushalt-Schreiben | Schreiben und Lesen als Widerstand | Räumliche Grenzen und ihre Überschreitung | Rekonstruktion der mütterlichen Biographie – soziokultureller Hintergrund: verlorene Bildungschancen und Kriegserfahrungen | Traditionslinien der Mutter | Familie als Ideal und Gespenst | Biographische Umbrüche: Adoleszenz der Tochter als Bedrohung | Vergleich Kriegssituation mit Krieg im Elternhaus | Transformation des Mutterbildes: Ende der Abwehr | Antizipation des eigenen Hinterbliebenenstatus | Veränderung des körperlichen Erscheinungsbildes | Aberkennung des Eigensinns | nachgetragene Anerkennung | Übergabesituationen der Dinge | Protest gegen die geplante Verteilung

Für den Vorgang des axialen Kodierens wurden die bisherigen Kategorien durch Vergleiche mit weiteren fruchtbaren Textstellen um ihre Achsen erweitert und deren Beziehungen zueinander herausgearbeitet. In dieser Phase wurde die Suchheuristik des Ambivalenzkonstrukts (siehe Kap. 3.1, Visualisierung V 3) mit ihren Koordinaten *Strukturen, Prozesse, Sachverhalte, Konsequenzen* – vergleichbar dem von Glaser/Strauss vorgeschlagenen „Kodierparadigma“ (vgl. Legewie, 2004) – eingesetzt, um damit nochmal den Abgleich von Ambivalenzerfahrung und dem Übergangsprozess der Verwaisung zu explorieren. Daraus ergaben sich Kodierfamilien, indem z.B. alle Codes zum Aspekt *Ordnung* zusammengefasst wurden sowie deren Beziehungskonstellationen untereinander. Schließlich wurden die bislang erstellten Kategorien in einem letzten selektiven Schritt zu den vier Dimensionen des Ambivalenz-Diagramms *Differenzieren, Vaszillieren, Signifizieren und Praktizieren* (siehe Kap. 3.1.3, Visualisierung V 2) in Beziehung gesetzt.

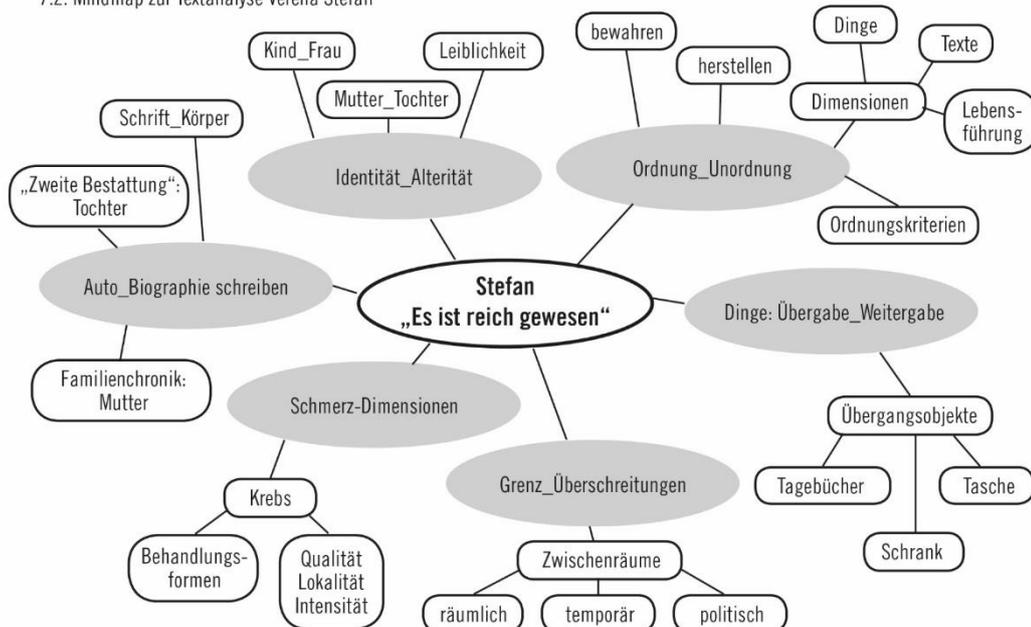
Die Ergebnisse dieses Abstraktionsvorgangs repräsentieren als **Kernkategorien** das Phänomen Schwellenraum Elterntod. Die stufenweise Kategorisierung vom Kode bis zur Kernkategorie ist hier allerdings nicht im Modus deduktiver Regeln intendiert. Vielmehr sollen die Kernkategorien eine „*psychologische Gestalt*“ (Jaeggi, 1998: 15) skizzieren. Sie sind in dem Begriffsnetz visuell als Mindmap zusammengefasst. Zum Vorzug der Netzstruktur zählt, dass Querverbindungen

6. Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.3 Datenaufbereitung

möglich sind und damit die Dynamik des Geschehens angedeutet werden kann. Während in der schematischen Darstellung des Phasenmodells (siehe Kap. 3.1.2, Visualisierung V 1) der Abschluss eindeutig markiert ist, indem er mit der Wiedereingliederung „endet“, zeigt das nachstehend abgebildete visuelle Ergebnis der axialen Kodierung eine Offenheit insofern, als sich die sechs Kernkategorien **Grenzüberschreitungen | Dinge: Übergabe – Weitergabe | Schmerzdimensionen | Identität – Alterität | Auto-Biographie | Ordnung_Unordnung** nicht auf eine lineare, im Sinn einer chronologischen Abfolge übertragen lassen. Daher werden diese Visualisierungen jeweils als Vorspann zu den einzelnen Textanalysen im folgenden Kapitel 7. zugeordnet.

7.2. Mindmap zur Textanalyse Verena Stefan

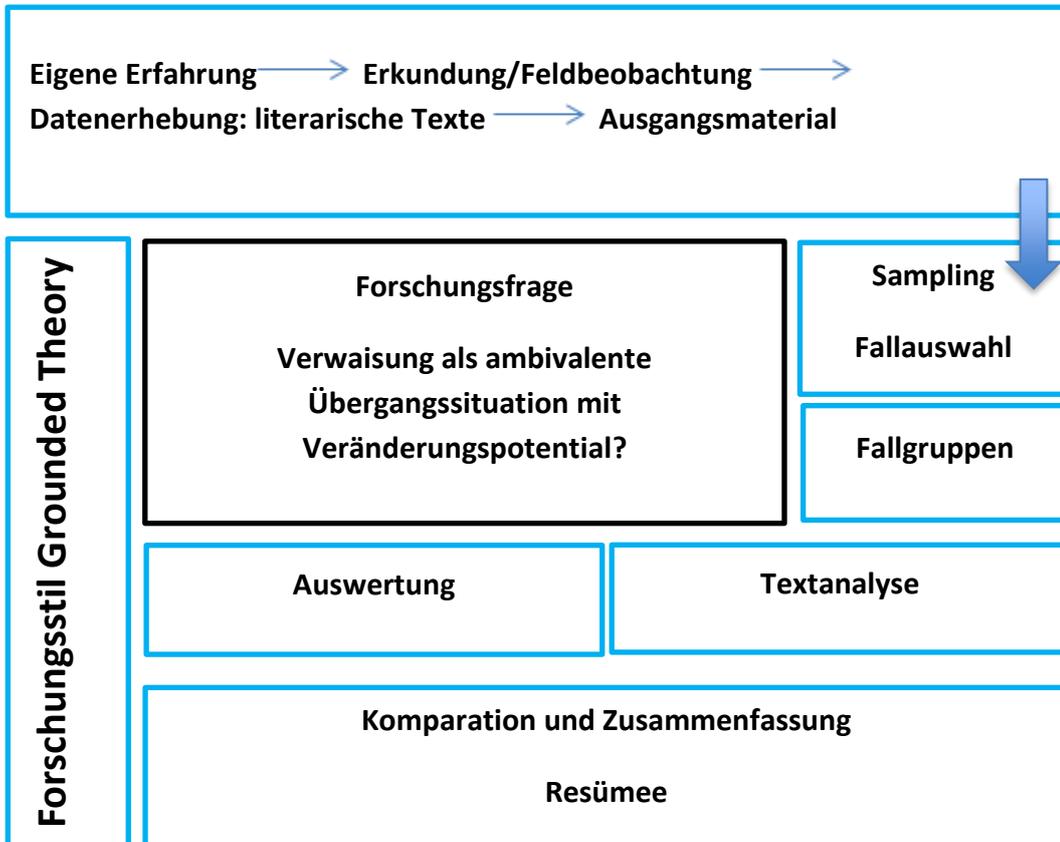


Mindmap 0: Beispiel Verena Stefan (eigene Darstellung)

6. Methodische Zugänge und Forschungsdesign

6.3 Datenaufbereitung

Abschließend lässt sich das Forschungsdesign wie folgt darstellen:



V 4: Forschungsdesign (eigene Darstellung)

Das bisher entwickelte Forschungstableau wird nun in die Praxis der Auswertung überführt. Zu besserer Orientierung ist den folgenden Textanalysen in Kapitel 7. eine Übersicht mit den (lebensgeschichtlich) relevanten Daten der Autoren und ihrer Protagonisten vorangestellt. Jede darauffolgende Einzelanalyse wird eingeleitet mit dem Mindmap, dem visualisierten Ergebnis der schrittweisen Kodierung.

7 Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7 Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod:
Textanalysen. Evidenzen der Ambivalenzerfahrungen und ihre Modi der Umgangsweisen

Texttitel+ Autor Erscheinungsort /- datum Soziokulturelle Verortung	Literarische Gattung / Einordnung der Textsorte	Gender/Alter	Todesart Tatsächliches Todesjahr Sterbeort	Räumliche Entfernung Kinder/Eltern (Wohnort)	Familiales Setting: Ehe-/Lebenspartner des Elternteils //des Sohns/der Tochter Kind(er) des Autors/der Autorin Weitere Familienangehörige	Bildungs- differenz Elternteil / Sohn /Tochter
1.EIN SANFTER TOD Simone de Beauvoir 1968 Reinbek b. H. [„Une Mort très douce“ Paris 1964] Frankreich	Ohne Angabe Autobiographische Referenzen im Text	Tochter 50 Mutter 78	Krankheit: Krebs 1963 Krankenhaus	Beide Paris Tochter auf Reisen	Mutter: verwitwet, Tochter: Lebenspartner; kinderlos 1 Schwester	Mutter: keinen Beruf, kein Studium Tochter: Studium
2. ES IST REICH GEWESEN. Bericht vom Sterben meiner Mutter Stefan, Verena 1993 Frankfurt/M. Schweiz / Deutschland	Untertitel: Bericht Autobiographische Referenzen im Text	Tochter 42 Mutter 80	Krankheit: Krebs 1989 Eigene Wohnung	Schweiz / Deutschland	Mutter: verheiratet, Vater: einige Jahre älter als die Mutter, gesund; Tochter: Lebenspartnerin, kinderlos 3 Brüder, Schwägerinnen, Enkelkinder	Mutter: kein Studium Tochter: Abitur, Ausbildung in Heilberuf

7 Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

<p>3. TOD EINER UNTRÖSTLICHEN. Die letzten Tage der Susan Sonntag</p> <p>David Rieff</p> <p>2009 Frankfurt/M.</p> <p>[2008 New York]</p> <p>USA</p>	<p>Ohne Angabe</p> <p>Autobiographische Referenzen im Text</p>	<p>Mutter 71</p> <p>Sohn 52</p>	<p>Krankheit: Krebs</p> <p>Krankenhaus</p>	<p>Beide New York</p>	<p>Mutter: Lebenspartnerin, Vater: tot, Sohn: Single</p> <p>kinderlos</p> <p>Keine Geschwister</p>	<p>Mutter: Studium, Schriftstellerin; Sohn: Studium, Journalist</p>
<p>4. DIE LETZTE LEKTION</p> <p>Chatelet, Noëlle</p> <p>2005/2007 Köln</p> <p>[2004 Paris]</p> <p>Frankreich</p>	<p>o. A.</p> <p>Autobiographische Referenzen im Text</p>	<p>Mutter 90</p> <p>Tochter</p> <p>50 plus</p>	<p>Assistierte „Sterbehilfe“ 2003</p> <p>Eigene Wohnung</p>	<p>Beide Paris</p>	<p>Mutter: verwitwet Tochter: verwitwet; wieder verheiratet</p> <p>ein Sohn</p> <p>Mehrere Geschwister</p>	<p>Mutter: Hebamme</p> <p>Tochter: Studium, Dozentin an der Universität</p>
<p>5. SCHLEMM</p> <p>Nicola Bardola,</p> <p>2007 München</p> <p>Schweiz Italien</p>	<p>Roman</p> <p>Autobiographische Referenzen im Begleittext</p>	<p>Sohn Anfang 40</p> <p>Eltern 70/75</p>	<p>Assistierte „Sterbehilfe“ 2000</p> <p>Schweiz / eigene Wohnung</p>	<p>Italien / Schweiz</p>	<p>Eltern: verheiratet, Sohn verheiratet</p> <p>eine Tochter</p> <p>ein Bruder, Schwägerin, 2. Enkel in Erwartung</p>	<p>Mutter: keine Berufsausbildung; Vater: Lehrer;</p> <p>Sohn: Musiker</p>

7 Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

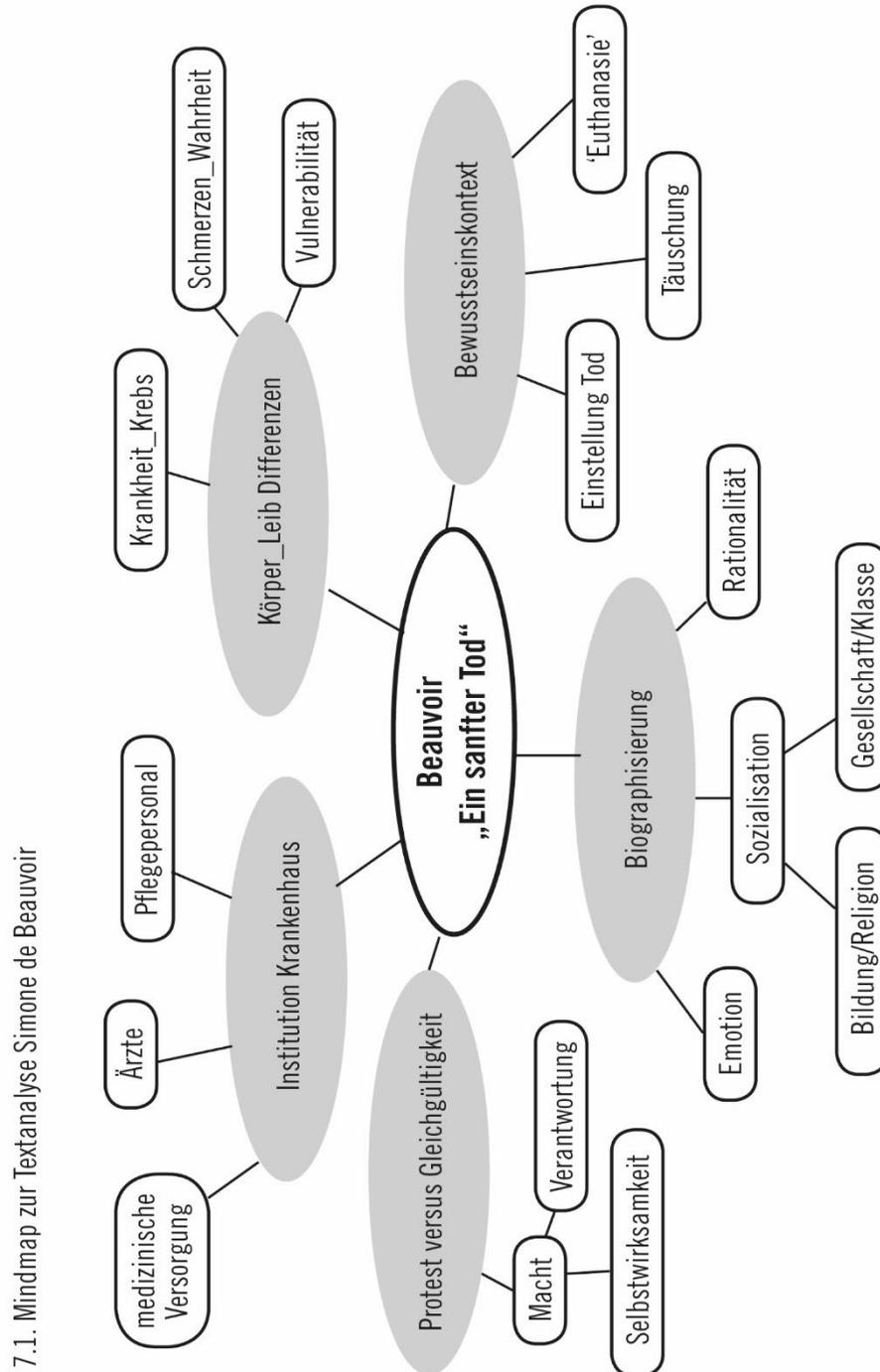
<p>6. ALLES IST GUT GEGANGEN</p> <p>Emmanuele Bernheim</p> <p>2014 Berlin</p> <p>[2013 Paris]</p> <p>Frankreich</p>	<p>Ohne Angabe</p> <p>Autobiographische Referenzen im Text</p>	<p>Vater 88</p> <p>Tochter 58</p>	<p>Assistierte „Sterbehilfe“</p> <p>Wohnung des „Sterbehilfe“-Vereins in der Schweiz</p>	<p>Beide Paris</p>	<p>Vater: verheiratet, aber getrennt lebend, Tochter: Lebenspartner</p> <p>kinderlos</p> <p>ein Schwester, ein Enkelkind</p>	<p>Vater: Kunst-händler</p> <p>Tochter: Schriftstellerin</p>
<p>7. ROPPONGI. Requiem für einen Vater.</p> <p>Josef Winkler</p> <p>2007 Frankfurt/M.</p> <p>Österreich Indien Japan</p>	<p>Requiem</p> <p>Autobiographische Referenzen im Text</p>	<p>Vater 99</p> <p>Sohn 53</p>	<p>Hochaltrigkeit</p> <p>Im eigenen (Bauern-)Haus</p> <p>Österreich</p>	<p>Österreich.</p> <p>Sohn auf Fernreisen</p>	<p>Vater: verheiratet</p> <p>Sohn: verheiratet</p> <p>zwei Kinder</p> <p>eine Schwester, zwei Brüder, weitere Enkelkinder nicht erwähnt</p>	<p>Vater: Bauer</p> <p>Mutter Bäuerin</p> <p>Sohn: Höhere Handelsschule</p>
<p>8. UM LEBEN UND TOD</p> <p>Hermann Kinder</p> <p>1997 Hamburg</p> <p>Deutschland (Thüringen)</p>	<p>Erzählung</p> <p>Keine autobiographischen Referenzen im Text</p>	<p>Mutter 80</p> <p>Sohn um die 50</p>	<p>Darmverschluss</p> <p>Altersheim</p>	<p>Nicht konkret benannte Bundesländer in Ost und West</p>	<p>Mutter: verwitwet</p> <p>Sohn: geschieden</p> <p>ein Sohn</p> <p>ein Bruder, Schwägerin, Enkelkind</p>	<p>Mutter: kein Beruf</p> <p>Sohn: Ausbildung Verwaltungsangestellter</p>

Tabelle 5: Übersichtstabelle mit lebensgeschichtlichen Daten (eigene Darstellung)

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

7.1. Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.



Mindmap 1: Simone de Beauvoir (eigene Darstellung)

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

Innerhalb des Untersuchungskorpus kommt dem Text von Simone de Beauvoir eine programmatische Position zu. Begründen lässt sich das nicht nur mit der Bekanntheit der Autorin und dem Erscheinungsjahr 1963, also lange vor Ariès „*Studien zur Geschichte des Todes*“ (Ariès, 1976) und anderen Veröffentlichungen, die das Thema Sterben in den gesellschaftlichen Blick gerückt haben. Vielmehr ist es die Anlage des Textes selbst, die Linien vorgibt, Breschen schlägt und damit Diskurse anstößt, die den persönlichen Todesfall hinter sich lassen und in einen größeren Bezugsrahmen stellen. Damit erreicht er eine Verschränkung von individueller Erfahrung und gesellschaftspolitischer Reflexion in einer Zeit, in der dem Autobiographischen keine Relevanz zukam. Die nachhaltige Rezeption dieses Buches weist ihn als Referenztext nicht nur für die Schriftsteller*innen der Eltern-Nekrologe aus (siehe Übersicht), sondern auch für all jene Diskussionen und Publikationen, in denen es um den Umgang mit der Krankheit Krebs in medizinischen Institutionen geht.

Plot:

Während eines Rom-Aufenthalts der Ich-Erzählerin, die sich gleich zu Beginn als Simone de Beauvoir outet, wird ihre Mutter nach einem Sturz in ihrer Wohnung ins Krankenhaus eingeliefert. Der konservativen Behandlung des Oberschenkelhalsbruchs folgt eine dringlich notwendige Darmoperation, nach der die Ärzte die Töchter mit der Diagnose Krebs konfrontieren. Vor der Mutter wird die Tumorerkrankung geheim gehalten und während der folgenden sechs Wochen die Illusion einer Genesung aufrechterhalten. Die erzählte Chronologie des Ablaufs der Erkrankung bis zu ihrem Tod wird unterbrochen durch reflexive Einschübe aus der Sicht der Tochter. In diesen rekonstruiert sie die Biographie der Mutter, ruft sich die Familienkonstellation in Erinnerung und unterzieht das Verhältnis Mutter-Tochter einer kritischen Revision.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

Kontext der Lebenssituation:

Die 55-jährige kinderlose Tochter SdB lebt allein in Paris als selbständige und erfolgreiche Schriftstellerin, unterbrochen von vielen politisch motivierten Reisen, die sie meist mit ihrem Partner, Jean-Paul Sartre unternimmt. Die ebenfalls kinderlose jüngere Schwester Poupette lebt mit ihrem Mann im Elsass. Die schon seit mehr als zwanzig Jahre verwitwete Mutter (77 Jahre) lebt seit dem Tod ihres Mannes in einer Atelierwohnung in Paris. Sie stammt ursprünglich aus großbürgerlichen und begüterten Verhältnissen, die sich aber durch missglückte wirtschaftliche Transaktionen sowohl des Vaters als auch des Ehemannes radikal änderten, sodass sie ein verhältnismäßig bescheidenes Leben führen musste. Ihre Anstrengungen, als Witwe beruflich Fuß zu fassen, beschränken sich auf den ehrenamtlichen Bereich, sodass sie statt vom Ehemann nun von der Tochter SdB finanziell abhängig ist, die damit auch die Rolle des Haushaltsvorstandes übernommen hat. Die Beziehung Mutter-Tochter wird unter anderem durch häufige gemeinsame Mahlzeiten aktiv gelebt. Die soziale Einbettung ist dicht und strukturiert: Es besteht guter Kontakt zu Verwandten (Großnichten, Schwester). Darüber hinaus verfügt die Mutter über einen großen Freundes- und Bekanntenkreis, der großteils aus dem katholischen Milieu kommt, dem sich die Mutter als ehemalige Klosterschülerin nach wie vor zugehörig fühlt. Auch zu den Nachbarn haben sowohl Mutter als auch Tochter gute Kontakte.

Eintritt | Einarbeiten

- **Nachricht von der Erkrankung /dem Unfall:**

Die Nachricht vom Unfall der Mutter wird der Tochter durch den Nachbarn telefonisch mitgeteilt und die Hilflosigkeit der Situation der unter Aufbietung aller Kräfte zum Telefon kriechenden Mutter rekonstruiert. Trotz der guten Nachbarschaft hat kein Austausch der Wohnungsschlüssel stattgefunden, sodass die benachrichtigte Freundin die Wohnungstür aufbrechen lassen muss. Der Vorfall wird unter Nennung von Datum und Uhrzeit als ein besonderes Ereignis

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

festgehalten und bildet die Eröffnung der Chronik. Sofort nach ihrer Heimkehr am nächsten Tag besucht die Tochter die Mutter im Krankenhaus und wird von dieser mit Vorwürfen über fehlende Kommunikation in den letzten zwei Monaten konfrontiert.

▪ Trennung von den anderen:

Der Schwellenraum des Übergangs ist zu Beginn dicht mit Verwandten, Bekannten und Freunden besetzt. Die Nachricht vom Krankenhausaufenthalt wird unter ihnen sofort kommuniziert und mit zahlreichen Anrufen und Besuchen, mit Blumen und Geschenken beantwortet. Als sich der Zustand der Mutter verschlechtert, erhält auch die Tochter viele Briefe ihrer Leser*innen, die offensichtlich aus den Medien über die Situation informiert sind. Der Vorgang der Trennung wird in diesem Fall also nicht durch Verschweigen vollzogen, sondern die Separierung entsteht durch die besondere Hervorhebung der moribunden Person und ihrer Situation. Der Grenzgang und die Selektion derjenigen, die ihn gegen Ende hin mitgehen, vollziehen sich sukzessiv, in Abhängigkeit von der Verschlechterung des Zustands. *„An der Tür hing jetzt ein Schild: Besuche verboten. Bonbons [...] Bücher in die Wandschränke geräumt [...] keine Blumen mehr [...] sondern Flaschen, Glasbehälter und Reagenzgläser“* (Beauvoir, 1964: 49).

Das Verhalten der Töchter resp. Schwestern während der Krankheit ist von Solidarität geprägt; die Rollen sind verteilt, ohne dass besondere Aushandlungen vorgenommen werden müssen. Beide müssen konkrete Trennungen von ihren Partnern managen: Die Schwester trennt sich vorübergehend von ihrem Ehemann und kommt nach Bekanntwerden der Krebs-Diagnose unverzüglich nach Paris und wohnt bei Freunden; SdB muss geplante Reisen mit ihrem Partner Sartre organisieren bzw. vorzeitig abbrechen, erfährt aber durch ihn auch Unterstützung. Die Trennungssituation sorgt zugleich auch für ungewohnte Nähe: Beide Töchter sind oftmals gleichzeitig im Krankenzimmer der Mutter, übernachten in den letzten Wochen auch bei ihr. Für SdB ist es allerdings eine fiktive Nähe von der anderen Seite der Grenze, denn *„Mama glaubte uns ganz*

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

nahe bei sich, aber wir stellten uns bereits jenseits ihrer Geschichte“ (ibid.: 64). Mit den Krankenschwestern kommt es zu Solidarisierungen: Durch den intensiven Umgang werden sie von der Mutter sehr genau wahrgenommen und charakterisiert und ihr sozialer Status im Krankenhausgefüge registriert: „[...] *die Schwestern verfügten weder über eine Dusche noch über einen Waschraum“* (ibid.: 81). Für einen Einzelfall wird auch pragmatisch Verantwortung übernommen, indem „[...] *die Mutter [der Krankenschwester, Erg.d.Verf.] erlaubte in ihre Atelierwohnung zu ziehen“* (ibid.: 66).

Performanz | Bearbeiten

- **Auseinandersetzung mit der Diagnose:**

Zwei Wochen nach der Einlieferung ins Krankenhaus werden auf Grund ihres schlechten Allgemeinzustandes weitere Röntgenuntersuchungen gemacht, die schließlich den Verdacht auf Krebs ergeben. Nach Abwägung kontroverser Überlebensperspektiven und im Hinblick auf einen drohenden Darmverschluss, entscheiden sich die Ärzte für eine sofortige Operation, über die sie die Patientin aber nicht aufklären: „[...] *Man wird ihr nicht sagen, daß sie operiert wird, sondern daß sie nochmal geröntgt werden soll.“* (ibid.: 31). Mit dem Hinweis auf ihre persönliche Entscheidungshaltung in einer vergleichbaren Situation – „...ginge es um meine Mutter...“ – rät eine ältere Krankenschwester den Töchtern von der Operation ab: „*Lassen sie sie nicht operieren“* (ibid.: 31) – ein Ratschlag, der sich SdB im Gedächtnis einprägt und fortan bis zum Tod der Mutter immer wieder als Gegenmodell auftaucht. Die OP bestätigt den Tumorverdacht als „...*Krebs schlimmster Art“* (ibid.: 33). Der Konflikt hinsichtlich der Entscheidung für oder gegen die Operation ist damit vorerst beigelegt. Nach der Diagnose der Letalität der Erkrankung gerät SdB an den Rand einer „*Nervenkrise“* (ibid.: 33). Diese Erfahrung läuft ihrer Vorannahme zuwider, der Tod der Mutter werde sie – analog zu ihrer Gefühlslage beim Tod des Vaters (ibid.: 34) – nicht erschüttern. Die Situation des bevorstehenden Todes setzt das geltende Beziehungsschema

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

außer Kraft, sie wird geradezu zum Objekt von Weinkrämpfen. Sowohl die beschreibenden als auch die analytischen Vorstellungen, die sich die Tochter von der Mutter bzw. über ihre Beziehung zur Mutter gemacht hat, fallen in sich zusammen. Die wortgewandte Schriftstellerin gerät an die Grenze des Sagbaren.

▪ Aufklärung über die finale Lebenssituation:

Der Eingriff bzw. die Erkrankung wird in stillschweigender Übereinkunft von Verwandten und Ärzten als Bauchfellentzündung dargestellt und kommuniziert. Befürchtungen über aufkommende Zweifel bei der Patientin werden beiseite gestellt mit dem Hinweis: *„Machen Sie sich darüber keine Sorgen, es findet sich schon etwas; es findet sich immer etwas. Und der Kranke glaubt einem immer“* (ibid.: 50). Der Bewusstseinskontext der hier praktizierten Täuschung (vgl. auch Kap. 7.3 Rieff) verstärkt die Distanz zwischen Elternteil und Tochter. Durch die kurzzeitige Besserung und die darüber geäußerte positive und stolze Überlebensstimmung der Mutter fühlt sich SdB darin bestärkt, die Tatsachen auch weiterhin zu verschweigen. Sie und auch die Schwester sind davon überzeugt, der Mutter gegenüber die Illusion vom Gesundwerden weiterhin aufrechterhalten zu müssen. Gemeinsam entwerfen sie Zukunftspläne für die Mutter, die vom Altersheim bis zu einem Leben bei der jüngeren Tochter im Elsass reichen. Gleichwohl sieht SdB sich in einer negativen Rolle: *„Als allwissender böser Geist wußte ich, was gespielt wurde [...]“* (ibid.: 64). Auch noch in den letzten Tagen, in denen die Mutter immer wieder von Schmerzattacken gepeinigt wird, hält die Tochter die Aussicht auf Genesung aufrecht: *„[...] man werde sie viel schlafen lassen, bis ihre Wunden zugeheilt seien“* (ibid.: 91).

▪ Verantwortung für die medizinische Versorgung und Pflege:

Von Anfang an befindet sich die Mutter in einer privilegierten Versorgungssituation. Vom Krankensaal des Aufnahmekrankenhauses kommt sie auf Fürsprache eines Bekannten sofort in ein Einbettzimmer einer Klinik mit hochangesehenen Ärzten, die die Mutter der prominenten Tochter auch bevorzugt behandeln. Die Macht der Institution Klinik sowie der Ärzte wird von

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

der Tochter klar benannt. Die „Herren“ Ärzte werden anfänglich als Elite bezeichnet und der einfachen Patientin krass gegenübergestellt. Wirkliches Interesse wird ihnen abgesprochen: *„Doktor J., Professor B. und Doktor T., parfümiert, geschniegelt und gebügelt, beugten sich herablassend über diese schlechtfrisierte, etwas verwahrloste alte Frau: ‚Herren‘“* (ibid.: 23). Im Verlauf des Krankenhausaufenthalts kommt es dann zu einer Differenzierung der Ärzte in technikbesessene Experimentatoren und in solche, die in den Augen der Tochter Anteil am Schicksal der Mutter nehmen. Geschultes Pflegepersonal ist sowohl tagsüber als auch nachts ausreichend vorhanden, zusätzlich wird eine Privatschwester engagiert, die der Patientin nachts die Hand hält. Die Töchter unterstützen die Pflege von Beginn an mit kleinen Hilfestellungen. Die Anstrengungen der für SdB ungewohnten Konzentration auf den Zustand der Mutter, auf die Beziehung zu ihr sowie das fremde Krankenhausumfeld erhöhen ihre Vulnerabilität: *„Mit Grippe und Fieber ging ich nach Hause. Beim Verlassen der überheizten Klinik hatte ich mich [...] erkältet [...]“* (ibid.: 52).

Die dichte Beschreibung der Ausstattung der Krankenzimmer, der medizinischen Gerätschaften wie z.B. der Infusions-Apparaturen sowie der Behandlungsszenarien vermitteln den Leser*innen ein genaues Bild von der medizinischen Versorgung am Ende der sechziger Jahre. Die als aufwendig und sorgsam beschriebene Pflege kann das Leiden der Patientin nur sporadisch lindern. Die Rückmeldung über die empfundene Schmerz-Linderung ist abhängig von der jeweils agierenden Krankenschwester. Damit liefert die Erzählerin indirekt einen Beweis für die kulturelle Überformung der Empfindung (vgl. Hermann/ Meyer, 2006). Zudem wird an der Praxis der Schmerzbehandlung das Fehlen einer Palliativmedizin zur damaligen Zeit deutlich.

▪ Begleitung des Sterbeprozesses:

Da nach Ansicht der Ärzte der weitere Verlauf zeitlich nicht abzuschätzen ist – *„Was eintritt und wann es eintritt, ist völlig ungewiss. Dieser Zustand kann aber auch Monate dauern“* (Beauvoir, 1964: 64) und auch die Mutter ihre Reisepläne unterstützt, fährt die Tochter zwei Wochen vor dem Tod mit Sartre nach Prag,

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

von wo aus sie nach vier Tagen per Telegramm zurückbeordert wird. Von da an sind SdB und ihre Schwester kontinuierlich am Bett der Mutter; die Abwehr der Mutter gegen die Nachtwache von SdB – „*Du, du machst mir Angst [...]*“ (ibid.: 77) – reaktivieren in ihr die problematischen Aspekte ihrer Beziehung.

Zum Erstaunen der Freundinnen lehnt die Mutter konsequent den Besuch eines Geistlichen ab und verzichtet gegen ihre Gewohnheit auf ihre vertrauten religiösen Praktiken, obwohl diese zentraler Bestandteil ihrer Identität waren: „*Für sie aber war die Religion Angelpunkt und eigentlicher Kern ihres Lebens: die Schriftstücke, die sich in ihren Schubladen befanden, haben uns das bestätigt*“ (ibid.: 101).

Als der eigentliche Todeskampf eintritt und SdB von ihrer Schwester benachrichtigt wird, lässt sie sich von einem Verwandten ihres Schwagers nachts „*mit Höchstgeschwindigkeit*“ ins Krankenhaus bringen. Diese Eile wird in auffälliger Weise unterbrochen durch einen Besuch in einer Kneipe in der Nähe der Klinik, in der sie eine Tasse Kaffee trinken. Im Garten kommt ihnen die Schwester entgegen und konfrontiert sie mit dem bereits eingetretenen Tod. Wie mit der Verzögerung vermutlich intendiert, wird die Konfrontation mit der Sterbenden vermieden. Die letzten Lebensstunden lässt sich SdB von ihrer Schwester in einer Bar berichten – die Vermeidung des Wiedersehens in der Sterbestunde wird von SdB nochmals begründet mit der Angst, die sie damit bei der Mutter hervorgerufen hätte.

▪ Trennung von der Leiche | Bestattung:

Im Krankenzimmer konstatiert sie, dass ein Austausch stattgefunden hat: Die Mutter als Person ist verschwunden, stattdessen nur noch deren Leiche anwesend. „*Derart wenig überraschend und derart unvorstellbar war dieser Leichnam, der an Mamas Stelle auf dem Bett lag. [...] ...Sie war es noch und war für immer verschwunden*“ (ibid.: 97). Das von einer Mullbinde wie von einem Rahmen eingefasste Gesicht entspricht dem Vorgang der Verwandlung der Toten in ein Bild.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

Die weiteren Beschreibungen des Umgangs mit der Toten zeugen in ihrer nüchternen Art durchaus von der Trauerkultur der damaligen Zeit (vgl. Aries, 2002). Die Versorgung und Ausstattung des Leichnams für die Beerdigung wird der Krankenschwester überlassen, wobei zusätzliche Mittel wie z.B. private Kleidung zur Unterstützung einer Repräsentation der Toten bewusst vermieden werden. *„Ich dachte nicht daran, Mama ein Kleid und Schuhe anzuziehen, als ginge sie zum Essen in die Stadt, und ich glaubte auch nicht, dass sie es gewünscht hätte.“* (ibid.: 97). Die Vorbereitung der Beerdigung wird rasch und sachlich erledigt. Gewählt wird ein durch Zufall entdecktes Beerdigungsinstitut. Als einziger Schmuck für die Trauerfeier wird ein Blumenstrauß bestellt; Kranz und Kreuz werden abgelehnt. Formale Schwierigkeiten mit dem Besitz der Familiengruft verlängern die Aufbahrungszeit. Ein Wiedersehen mit dem Leichnam in der Aufbahrungshalle lehnt SdB aber ab. Die Konfrontation mit dem leeren Bett beim letzten Besuch in der Klinik schockiert sie und führt ihr gleichzeitig das Alltägliche des Sterbens im Krankenhaus vor Augen. Aus Furcht vor der Zeremonie der Beerdigungsfeier nimmt SdB Beruhigungsmittel. Im Leichenwagen sitzt sie neben dem Sarg, einer *„Art metallener Munitionskiste“* (ibid.: 111). Die Beerdigung der Mutter wird als *„Generalprobe für die eigene“* erlebt (ibid.: 111). Die Trauerfeier findet im Beisein der Verwandten und vieler Bekannter in der Kapelle des Friedhofs statt. Die bestellten Blumen bleiben versehentlich im Leichenwagen zurück. Die Ansprache des Geistlichen bewertet sie als *„seltsam und traurig“*, ohne sie weiter zu kommentieren. In der nachträglichen Reflexion über den Umgang mit der Trauer betont sie ihre Loslösung von diesbezüglich einheitlichen Mustern und Kodierungen zugunsten einer Individualisierung. *„Jeder muss zusehen, wie er auf seine Art in der Verwirrung seiner Gefühle zurechtkommt“* (ibid.: 110). Trotz des Bemühens um einen nüchternen Umgang mit dem Abschied, konzidiert sie sich emotionale Betroffenheit, als der komplette Name der Toten genannt wird: *„diese Worte erweckten sie wieder zum Leben; sie stellten die Gesamtheit ihres Lebens her, von der Kindheit bis zur Ehe, zum Witwentum, zum Sarge; Françoise de Beauvoir:*

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

diese zurückgezogene, so selten mit Namen genannte Frau wurde zur Persönlichkeit“ (ibid.: 112). In der Anrufung des Namens während des Rituals wird für SdB Sinn generiert, der ein Frauenleben von der Kindheit bis zum Tod durchzieht. Das von SdB eingestandene Gefühl, „*von Rührung übermannt*“ (ibid.: 112) zu werden, weist hier nicht auf eine religiöse Wiederbekehrung hin, sondern auf die genuin performative Kraft des Trauerrituals (vgl. Wulf, 2014: 38). Mit dem Schluss der Trauerfeier ist die Beerdigung für die Gäste abrupt beendet; keiner geht mit zum Grab. SdB weiß nicht, wohin der Leichenwagen fährt. Erst beim Ausräumen des Krankenzimmers findet SdB in der Schreibmappe der Mutter ihren Wunsch nach einer einfachen Bestattung ausgedrückt: „*Ich möchte ein ganz schlichtes Begräbnis. Weder Blumen noch Kränze. Aber viele Gebete*“ (Beauvoir, 1964: 113). SdB zeigt sich befriedigt darüber, diesen letzten Willen erfüllt zu haben, ohne diesen expliziten Wunsch zu kennen.

Austritt | Verarbeiten

- **Trennung von den Dingen:**

Die zurückgelassenen Gegenstände erinnern an die von den Töchtern immer vorgespülte Aussicht auf Verbesserung, auf eine Rückkehr ins Leben etc.

*Wir wollten an ihre engsten Freunde Andenken verteilen. Angesichts ihrer Basttasche mit den Wollknäueln und einer unvollendeten Strickarbeit, ihrer Schreibunterlage, ihrer Schere, ihres Fingerhutes überkam uns die Rührung. Bekanntlich üben ja die Dinge eine große Macht aus; in ihnen versteinert sich das Leben und ist darin gegenwärtiger als in irgendeinem seiner Augenblicke. **Verwaist** [Hervorhebung von der Verf.] und unnützlich lagen sie auf meinem Tisch und warteten darauf, sich in überflüssigen Plunder zu verwandeln oder eine andere Bestimmung anzunehmen (ibid.: 109).*

Besondere Aufmerksamkeit kommt dem Morgenrock zu, der vor dem Tod die weiche, samtige, rote Hülle für die Person der Mutter bildet. Sie trägt ihn bei ihrem Unfall, er ist die ganze Zeit in der Klinik sichtbar, er stößt SdB ab. Nun erscheint er ihr als schäbig. Sie will ihn umtauschen gegen einen anderen, einen

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

luxuriösen. Sie wünscht sich für die Mutter eine andere Hülle und meint damit vielleicht auch sie selbst als Person. Auf ihren Fahrten ins Krankenhaus sieht sie in den Schaufenstern der Modemacher " *...Filzhüte, Westen, Seidentücher, Schuhe und Halbstiefel von lächerlicher Eleganz. Dahinter lagen schöne flauschige Morgenröcke in zarten Farben; ich dachte: `ich werde Mama einen kaufen, als Ersatz für ihren roten Morgenrock`" (ibid.: 87). Der Plan wird nicht umgesetzt, der Tausch gelingt nicht – der Morgenrock bleibt in der Klinik zum Entsorgen. Welche Dinge SdB behält, wird nicht erwähnt. Die verwaisten Dinge erhalten keine neuen Bezugspersonen und werden nicht von ihr adoptiert.*

▪ Angliederung: „Zweite Bestattung“ – Wiedereintritt Re-Integration

Der Textkorpus von insgesamt 120 Seiten ist in acht Abschnitte gegliedert, die weder mit Kapitelnummern noch Überschriften versehen sind; einzig die Satzanfänge sind durch Versalien hervorgehoben. Die Reihenfolge der Abschnitte folgt grundsätzlich dem Verlauf des Geschehens, das aus der Sicht der Ich-Erzählerin weitgehend im Imperfekt wiedergegeben wird.

Dediziert ist das Buch der zwei Jahre jüngeren Schwester Héléne, genannt Poupette. Dem Text selbst vorangestellt als Motto sind Gedichtzeilen des walisischen Lyrikers Dylan Thomas. Er hatte das Gedicht im Jahr 1953 aus Anlass des Todes seines Vaters geschrieben, der – fast erblindet – mit achtzig Jahren gestorben war.

*„Geh nicht so schweigsam in die Nacht,
Nein, brennen soll das Alter,
Wenn der Tag sich neigt,
Wüte, ja wüte gegen das Sterben des Lichts“*

Obwohl sie den Tod des eigenen Vaters nicht als bemerkenswerte Situation oder besonderen Traueranlass sah, stellt Beauvoir den Nachruf eines Sohnes auf seinen Vater an den Anfang ihres Nekrologs auf ihre Mutter. Sie leiht sich den Imperativ dieser Totenklage, um daraus den Impuls für ihren eigenen Protest gegen den Tod zu gewinnen. Die Perspektivierung, die mit dieser Zutat zum Textkorpus, diesem Paratext, vorgenommen wird, stellt von vorneherein klar,

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

dass der Titel „*Ein sanfter Tod*“ konterkariert werden soll, indem zum Widerstand gegen Tod und Sterben aufgerufen wird. Die motivische Berufung auf einen Schriftstellerkollegen kann als Versuch gesehen werden, das eigene biographische Schreiben zu legitimieren und damit die Differenz zwischen Klagen und Protestieren zu verringern.

Zur Textsorte wird keine Angabe gemacht, eine Gattungsbezeichnung fehlt. Das Wissen der Leser*innen um den autobiographischen Bezug wird vorausgesetzt. Evident gemacht wird er durch referentielle Bezüge wie die Nennung von Namen und Daten, die im weiteren Verlauf des Textes immer wieder auftauchen. Die dokumentarische Struktur des Textes wird unterstrichen durch die Einordnung der Nachricht vom Unfall der Mutter. Die Nennung des Datums des 24. Oktobers 1963 und der Uhrzeit erweckt gleich zu Beginn den Eindruck, dass es sich um die Chronik eines sich ankündigenden Todes handelt. Akribisch werden die einzelnen Wochentage in der Zeitspanne vom Unfall bis zum Tod benannt, denen kleinere oder größere Veränderungen zum Guten oder Schlechten zugeordnet werden.

Ambivalenzdynamik im Übergangsprozess Verwaisung:

Transformation | Durcharbeiten

Folgende Kernkategorien ergaben sich aus der selektiven Kodierung:
Bewusstseinskontext Sterben und Institution Krankenhaus | Körper-Leib-Differenzen | Protest vs. Gleichgültigkeit und Biographisierung

Bewusstseinskontext Sterben und Institution Krankenhaus:

„Nun', sagte ich zu ihr, ‚du hast dir das Bein gebrochen und wirst am Blinddarm operiert'. Sie hob den Finger und flüsterte geradezu stolz: ‚Nicht am Blinddarm, sondern am Bauchfell'“ (Beauvoir, 1964: 49).

Das anfängliche Ringen um eine Entscheidung für oder gegen die Operation und die sich aus der ersten Täuschung ergebenden weiteren Vorspiegelungen

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

falscher bzw. unwahrer Diagnosen und Zukunftsaussichten halten den Konflikt in seiner ganzen Bandbreite von kognitiver, affektiver und voluntaristischer Dimension über den gesamten Sterbeprozess hindurch aufrecht. In einer Parallelisierung mit der Mutter benutzt auch sie für sich „Krebs“ als Metapher für ihren quälenden, wuchernden Zwiespalt: *„Und auch an mir fraß der Krebs: das schlechte Gewissen. ‚Lassen Sie sie nicht operieren.‘ Und ich hatte nichts verhindert“* (ibid.: 63). Nachträglich spitzt sie im Gespräch mit ihrem Partner Sartre die Entscheidungslage auf *„Operation oder Euthanasie“* (ibid.:63) zu – also auf eine grundsätzliche ethische Entweder-Oder-Situation, die als solche gar nicht real existierte, denn „Euthanasie“ stand in dieser Kliniksituation gar nicht zur Debatte (zur damaligen Zeit wurde dieser Begriff sowohl in Frankreich als auch in Deutschland noch synonym für „aktive Sterbehilfe“ verwendet). Sie bereut ihre Schwäche, ihren fehlenden Widerstand, mit dem sie ihrem eigenen moralischen Anspruch nicht gerecht wird und wird von Sartre freigesprochen:

Von der gesellschaftlichen Moral besiegt, hatte ich meine eigene Moral verleugnet. ‚Nein‘, hatte Sartre gesagt, ‚Sie sind von der Technik besiegt worden, und das war verhängnisvoll.‘ So ist es. Man gerät in ein Räderwerk, ohnmächtig gegenüber der Diagnose, den Vermutungen und Entscheidungen der Spezialisten. Der Kranke ist ihr Eigentum geworden: den soll ihnen erst mal jemand entreißen! (ibid.: 63).

Die Konfliktbeilegung erfolgt hier durch die moralische Entlastung durch ihren Lebenspartner, indem er die individuelle Situation auf die institutionelle Ebene verschiebt. Ambivalenz wird damit aber nicht praktiziert – der Konflikt beschränkt sich auf eine einseitige Kausalität. In dieser Situation Ambivalenz zu praktizieren, würde aber eben „die Suche nach Alternativen provozieren“ (Lüscher, 2016:127), indem zu der Bipolarität von Überleben/Weiterleben und Tod auch das Sterben als eigener Prozess anerkannt würde.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

Körper-Leib-Differenzen:

„...und Mitleid zerriss mich“ (Beauvoir, 1964: 34).

In der Beschreibung des Leidens der Mutter folgt die Ich-Erzählerin einer tradierten philosophischen (cartesianischen) Auffassung von der Zweiteilung in Körper und Geist, allerdings nicht im Sinne einer gleichursprünglichen Dualität, (vgl. Kap. 4), sondern als Stufenfolge, einer Über-Unterordnung: Der Körper wird von seiner animalischen Seite gesehen, der Geist als das Überhöhende. Die Tochter konstatiert die einstige Schönheit des mütterlichen Körpers, aber auch seine Zerstörung durch die Krankheit, die ihn zum Wrack macht: *„...die Außenseite ihres Körpers: ihr wunder Leib, die Fistel, die Absonderungen, die aus ihr kamen, die blaue Farbe ihrer Epidermis, die Flüssigkeit, die aus ihren Poren trat... [...] Mit ihren fast gelähmten Händen konnte sie ihren Leib nicht betasten [...]“* (ibid.: 86).³²

Die semantische Tragweite der Körper-Leib-Beziehung wird im Laufe des Aushaltens des Sterbeprozesses immer deutlicher als grundsätzliche Ambivalenz von „Körper-Leib“ erkennbar. In der Beschreibung des Erlebens dieser existentiellen Randsituation gewinnt die philosophisch-anthropologische Unterscheidung von „Körper-Haben“ und „Leib-Sein“ (vgl. u.a. Plessner, 1928: 294) als gleichursprüngliche Pole ihre Brisanz. Diese Differenz macht den grundständigen Konflikt deutlich: *„Der Mensch liegt eben mit seinem Körper in Streit, auch wenn er weiß, daß es sein eigener Leib ist, der ihm dazwischen kommt“* (ibid.: 294). Körper und Leib sind in dieser Sichtweise in ihrer Wertigkeit nicht über- resp. untergeordnet, sondern konstituieren darin die Zweideutigkeit des Menschen. Sie bedingt eine grundsätzliche Ambivalenz, die sich im wechselhaften Umgang als unendliches Spiel von Körper und Leib erkennen lässt (vgl. Bek, 2016: 197 ff.). Der Körper als Teil unserer vergesellschafteten Natur, vergegenständlicht zu dem

³² Die alternierenden Bezeichnungen ‚Körper‘ und ‚Leib‘, die hier in der Übersetzung eventuell als Synonym verwendet werden, um sich nicht zu wiederholen, könnten auch eine phänomenologische Differenzierung als Hintergrund haben, die dem intensiven Gedankenaustausch der Ich-Erzählerin mit ihrem alten Studienfreund, dem Phänomenologen Merleau-Ponty entspringt. Für ihn stellt der Körper nur das „verarmte Abbild“ des Leibes dar (Merleau-Ponty: 490, zit. in Fuchs, 2000: 136).

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

Objekt, das man selbstverständlich besitzt, erforscht, behandelt und die leibliche Existenz, die für das subjektive Erleben des Inneren steht. Dass beide Sichtweisen ineinander verschränkt sind, wird hier an dem Gewährwerden der Nacktheit der Mutter und dem Umgang damit deutlich. Diese ist für die Tochter SdB ein Tabu, das sie seit ihrer Kindheit mit dem „*Doppelcharakter des Heiligen und des Anstößigen*“ (Beauvoir, 1964: 21) konnotiert hat, in dem sich das Bild der verehrungswürdigen, fern jeder sinnlichen, irdischen Lust existierenden Mutter mit dem einer schwachen, den animalischen Kräften nachgebenden Frau vermengt. Für den nackten Körper der Mutter gilt das Verbot der Berührung – ja vermutlich unter den damaligen Sozialisationsbedingungen auch dessen Anschauung. In indirekter Bezugnahme auf die „klassische“ Konjunktion von Tabu und Ambivalenz verliert das Tabu unter den Bedingungen der fortschreitenden Krankheit seine Kraft und seine Doppeldeutigkeit schwindet: „...*ihre Nacktheit störte mich nicht mehr: das war nicht mehr meine Mutter, sondern ein armer gequälter Körper...*“ (ibid: 59). Solange die Nacktheit der Mutter noch ein Tabu war, mit seinem changierenden Denk- und Imaginationsraum für die Tochter, besaß er irritierenden Charakter: nunmehr stört sie die Nacktheit nicht mehr, weil sie in dieser nur noch die leidende Hülle wahrnimmt. In genau dieser Phase aber, da sie einerseits den Körper als Wrack sieht, offenbart sich ihr die Mutter in einem neuen Licht, da sie sich von dem durch Sozialisation erworbenen Benehmen befreit: In einer äußerst schmerzbehafteten Pflegesituation widerspricht die Tochter den Krankenschwestern und sagt zur Mutter: „*Du kannst dich auch ohne Bettpfanne erleichtern; sie werden die Bettwäsche wechseln, ... ‚Ja‘, meinte sie; mit gerunzelten Brauen und entschlossener Miene warf sie wie eine Herausforderung den Satz hin: ‚Tote machen ja auch ins Bett‘*“ (ibid: 60). Mit diesem Kommentar macht die Mutter selbst auf ihr Leiberleben aufmerksam: Sie nimmt ihre Körperlichkeit auch als destruierte in Besitz und verhält sich mit ihren leiblichen Empfindungen dazu, indem sie ein tabuisiertes Verhalten in einer an den Witz grenzenden Bemerkung einer überraschenden Auflösung zuführt (vgl. Fuchs, 2000: 147). Für die Tochter

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

kennzeichnet dieser Moment eine positive Veränderung: *„Bei ihr, der großen Geistgläubigen, war es auch ein Beweis von Mut, daß sie sich mit solcher Entschiedenheit zu unserer Tierhaftigkeit bekannte.“* (Beauvoir, 1964: 60). Ähnliche Situationen veranlassen sie schließlich zu einer positiven Umdeutung des Krankheitsgeschehens, nach der die Mutter durch ihren leidenden Körper frei wird von den *„Hirngespinsten, von denen ihr Kopf voll war“* (ibid.: 20) und nun eine ursprüngliche Autonomie praktiziert:

Meine Mutter hingegen war tief in ihrer spiritualistischen Ideologie befangen; doch hegte sie für das Leben eine animalische Leidenschaft, die der Quell ihrer Beherrschung war und die sie, als ihr Körper ihr zur Belastung wurde, an die Wahrheit heranbrachte. Sie befreite sich von den Klischees, die verdeckt hatten, was ihr an Aufrichtigem und Gewinnendem eigen war (ibid.: 100).

In dieser Beurteilung ist nun nicht mehr der Geist übergeordnet, sondern Natur (als Animalisches) und Kultur (als Sozialisation) sind ineinander verschränkt. Diese indirekte Anerkennung der Ambivalenz von Körper und Leib gilt vorerst nur der Mutter. Für sich selbst erlebt sie das Leiden ihrer Mutter als extreme Verunsicherung, die die Ordnung und die Hierarchie von Ratio und Gefühl gefährdet. Die gewohnte Bezugnahme auf ein distanzierendes Bewusstsein greift nicht mehr und sie erschrickt über die eigene emotionale Überwältigung: *„Bis zu dieser Nacht hatte ich all meine Schmerzen verstanden: selbst wenn sie mich übermannten, erkannte ich mich in ihnen wieder. Diesmal entzog sich die Verzweiflung meiner Kontrolle: jemand anders weinte in mir“* (ibid.: 34). In dieser Situation des Weins wird nun auch für sie selbst ihre Körper-Leib-Ambivalenz evident.

Phänomenal erkennbar wird das für sie am Bild des Mundes. Die Körperöffnung, die als Organ für Nahrungsaufnahme synonymisch für Lebenserhalt und Lebenslust steht, außerdem Mitkonstituens des Sprachvermögens ist, zeigt sich für sie nun *„verzerrt, entstellt“* (ibid.: 14 f.). Aus dem Mund fallen die Worte *„wie*

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

zähflüssige Tropfen“ (ibid.: 18), und er erscheint als ein gieriger „Vampirmund“ (ibid.: 86).

Ich erzählte Sartre vom Munde meiner Mutter, wie ich ihn am Morgen gesehen, und von allem, was ich daran abgelesen hatte: verdrängte Eßgier, fast unterwürfige Demut, Hoffnung, Bedrängnis und eine Einsamkeit – die des Todes, die ihres Lebens –, die sich nicht zu erkennen geben wollte. Auch mein eigener Mund, so sagte er, gehorche mir nicht mehr: ich hätte meinem Gesicht das meiner Mutter aufgesetzt, und ob ich wollte oder nicht, ich ahmte seine Bewegungen nach. Ihr ganzes Wesen und ihr ganzes Dasein verkörperte sich darin, und Mitleid zerriß mich (ibid.: 33).

Der Schmerz selbst ist nicht mehr zu verbalisieren, flieht in den bildlichen Vergleich des Zerreißens. Das Mitleid, von dem nicht zu sagen ist, ob es ihr oder der Mutter gilt, trennt, „zerreißt“ das Band zwischen Mutter und Tochter. Wurde das Mitleid vielfach als Bindeglied zwischen Naturzustand und Zivilisation erachtet (vgl. u.a. Rousseau, 1984), scheint es hier keine vermittelnde Kraft zu besitzen, wohl aber legt es eine Facette der Ambivalenzerfahrung von Identität frei. Hatte sich die Erfahrung des Fremden in ihr bereits im Weinen angekündigt, wird diese nun noch gesteigert zum inneren Zerreißen. Es bedeutet in dem Moment den akuten Verlust der eigenen Mitte, aus der heraus sie bislang das Zusammenspiel von Körper und Leib, von „I‘ and ‚me““ als ihre Identität ausgehalten und gestaltet hat (vgl. Lüscher/Fischer, 2014: 86). Genau in dieser Situation des gefühlten Verlusts des Ich entsteht zugleich ein Zwischenraum der Beziehung, in dem plötzlich eine Verschmelzung mit der Mutter spürbar wird. Erkennbar wird diese in der mimetischen Angleichung der Mimik an die Mutter, wie sie für den Partner ersichtlich wird. Im Moment der größten Ähnlichkeit, der Aufhebung der Differenz zwischen Mutter und Tochter ist es nun das Mitleid, das ihr Ich zerreißt und zugleich darin Alterität aufleuchten lässt – die Erfahrung markiert den endgültigen Abschied der Kindheit und den Beginn der neuen Lebensphase der verwaisenden, erwachsenen Tochter.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

Protest vs. Gleichgültigkeit und Biographisierung:

Anhand dieser von der Ich-Erzählerin konstatierten Gegenüberstellung von zwei Gefühlsvarianten lässt sich eine weitere Veränderung der Beziehung herausarbeiten. Mit dem Aufruf zum Wüten gegen das „Sterben des Lichts“, das sich die Autorin als Motto gewählt hat, eröffnet sie die Protestnote gegen den Tod selbst. Nicht zuletzt wählt sie den Titel des Buches „Ein **sanfter** Tod“ (Herv. d. Verf.) als trotzig Festschreibung eines von ihr als grausam und brutal erlebten Sterbeprozesses. Den Tod sieht sie nicht als Endpunkt einer natürlichen Entwicklung, sondern urteilt: *„Alle Menschen sind sterblich: aber für jeden Menschen ist sein Tod ein Unfall und, selbst wenn er sich seiner bewusst ist und sich mit ihm abfindet, ein unverschuldeter Gewaltakt“* (Beauvoir, 1964: 120).

Mit derselben agnostischen Schärfe, die aus dieser theoretischen Formulierung spricht, reflektiert sie auch die Umkehrsituation: Sie erwägt in ihrer Phantasie die Gewalt des Todes, der erlitten wird, in autonome Handlungen umzuleiten, indem sie die Mutter erschießt oder erwürgt. Damit würde sie die anonyme Macht des Todes ent-machten und selbst den Vollzug übernehmen. Es sind ihre Gedanken, die sie alsbald als „romantische“ Ideen verwirft. In diesem versuchten Aufstand ihrerseits gegen den Tod erkennt sie rückblickend den früheren Kampf zwischen sich und ihrer Mutter wieder, der seit der Verkehrung der Machtverhältnisse, die sich durch die finanzielle Abhängigkeit der Mutter von ihr ergeben hat, beigelegt worden war. Im erbitterten Widerstand der Mutter gegen das Sterben erkennt sie die vitale Kraft von deren Emotionen. Als diese Kraft abnimmt und der Protest somit erlahmt, ist die Mutter irritiert über ihre eigene neue Gleichgültigkeit, in der sie weder Scham noch Zuneigung empfindet: *„...ich schäme mich nicht mehr, ich weiß nicht, ob ich noch jemanden gern habe...“* (ibid.: 94). Ausgerechnet in dieser Situation der „Gleich-Gültigkeit“ entdeckt SdB nach den langen Jahren der Entfremdung wieder Gefühle für die Mutter:

Ihr Gemüt war jetzt ganz lahmgelegt: die Erschöpfung hatte ihr alles geraubt. Und doch hatte mich keine ihrer herzlichen Äußerungen so sehr angerührt wie die, mit der sie ihre Gleichgültigkeit erklärte. Früher hatten

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

die traditionellen Formeln und konventionellen Gesten ihre wirklichen Gefühle verdunkelt, deren Wärme ich an der Kälte ermessen konnte, die ihr Fehlen in ihr hinterließ (ibid.: 95).

Das Eingeständnis der Mutter, Emotionen auszudrücken, wird von der Tochter als positive Einsicht empfunden. Hatte sie ihre Beziehung zur Mutter mit all den dazugehörigen Verpflichtungen bislang als eher banal eingeschätzt und diese Qualität auf der Skala der Emotionen als gleichgültig eingestuft – „Normalerweise dachte ich mit Gleichgültigkeit an sie“ (ibid.: 115) –, ist es nun eben jene Gleichgültigkeit der Mutter, die die Tochter zu rühren vermag. Mit Gleichgültigkeit ist hier das Absehen von gefühlsmäßigen Bewertungen gemeint. Die Tochter ist erleichtert, dass durch deren Wegfallen darunter eine Wertigkeit erkennbar wird, die von außengesteuerten, klischeehaften Bemessungen frei ist und die nicht mehr nach dem binären Schema „entweder – oder“ hin urteilt, sondern Raum lässt für ein Dazwischen, das sich als Zugewinn zeigt. Diesen Zugewinn am Verständnis von Gleich-Gültigkeit entwickelt nun auch die Tochter, indem sie für sich einen Perspektivwechsel vornehmen kann – den Blick der gleichgültigen distanzierten Forscherin zu erweitern durch den anderen Blick der Tochter, die Rührung zulassen kann.

Resümee:

Die Ich-Erzählerin beschreibt die letzten sechs Lebenswochen ihrer Mutter in einer Form zwischen dokumentarischer Genauigkeit und autobiographischer Vergewisserung. Dabei umkreist sie die Themenfelder tödliche Krankheit und menschenwürdiges Sterben, den Sinn des Todes und die Rolle der Religion und der damit verbundenen Rituale. Sie skizziert die Gestaltung eines Frauenlebens und die (un)mögliche Trauer um den Verlust derjenigen Person, die der Fragenden das Dasein mitermöglicht und dieses mitverschuldet hat – ihrer Mutter –, sowie die sich verändernde Beziehung zu dieser. In der biographischen Annäherung an die Mutter entwickelt Simone de Beauvoir zwar Verständnis für deren Sozialisation, auffälliger Weise reflektiert sie ihren eigenen Sozialisationsprozess jedoch nicht. Dies gilt auch für die Beziehungsdynamik zwischen den

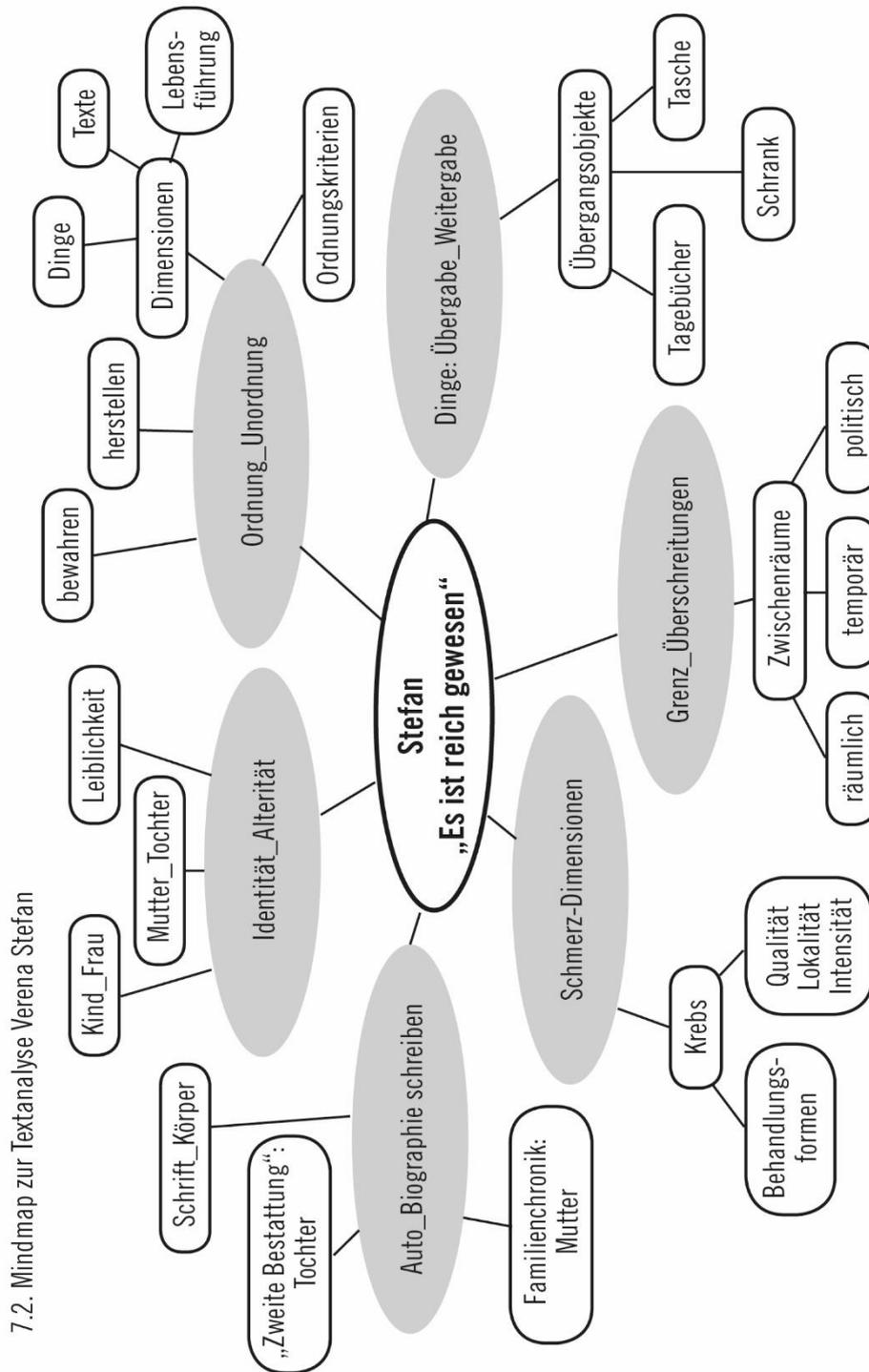
7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.1 Simone de Beauvoir: Ein sanfter Tod.

beiden, in der sie die positiven Veränderungen der Mutter wie etwa das Loslassen von Vorurteilen registriert: *„Die Veränderungen, die sich während der Krankheit an Mama vollzogen, machten meine Reue noch bitterer“* (ibid.: 117). Ihr eigener Veränderungsprozess zeigt sich hier überdeckt von einer moralischen Beurteilung, dem Schuldgefühl, die Mutter lange vernachlässigt zu haben. Am Ende aber überwiegt der positive Eindruck der Bewältigung, den sie mit ihrer Schwester teilt: *„...[wir] hatten [...] so schien uns, all das wiedergutmacht“* (ibid.: 106). Mit dieser vorsichtigen Bewertung des für sie selbst lebensgeschichtlich relevanten Prozesses der Verwaisung wird letztendlich die Spannung zwischen Bewältigung und Transformation beibehalten. Die „Wiedergutmachung“ erscheint als die Erledigung einer Aufgabe, die man nun abhaken kann, und Veränderungen werden vornehmlich an der Mutter registriert. Das geht zulasten des Bewusstwerdens, welche eigene Veränderungsmöglichkeiten sich für sie in dem Verwaisungsprozess ergeben haben.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.
 7.2 Verena Stefan: Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter.

7.2 Verena Stefan: Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter.



Mindmap 2: Verena Stefan (eigene Darstellung)

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.2 Verena Stefan: Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter.

Plot:

Die Ich-Erzählerin, die sich im Text mehrfach als die 1947 geborene Schriftstellerin Verena Stefan zu erkennen gibt, umkreist in ihrem Bericht, der im Paratext als solcher bezeichnet wird, die Lebensstationen ihrer 79-jährigen moribunden Mutter von deren Jugend bis zu ihrem Tod. In die Biographie der Mutter und die Nacherzählung ihres Ringens um ein eigenes Leben, das über das der Hausfrau und Mutter hinausreicht, sind Passagen des Aufwachsens der Tochter autofiktional hineinverwoben, die meist als Bestrebungen dargestellt werden, die den Harmonievorstellungen der Mutter zuwiderlaufen. Durch ihre Anführung wird der Prozess der Entfremdung zwischen Mutter und Tochter nachgezeichnet. Im Bericht dominiert die Beschreibung des schmerzvollen Sterbeprozesses der Mutter und der sich veränderenden Wahrnehmung der Tochter.

Kontext der Lebenssituation:

Die Tochter lebt als freie Künstlerin mit ihrer Partnerin auf der deutschen Seite des Bodensees. Die Mutter, eine Schweizerin, lebt mit dem gleichaltrigen Vater, einem gebürtigen Sudetendeutschen, in 59-jähriger Ehe in einer Zweieinhalbzimmerwohnung in ihrem Herkunftsort Bern. Zur Familie zählen zwei Brüder, beide Theologen, mit ihren eigenen Familien. Zum sonstigen Umfeld gehören die Nachbarn, der Hausarzt und Freundinnen der Tochter von damals und heute, aber keine Freunde der Eltern. Eine genauere Beschreibung der sozialen Rahmung fehlt.

Eintritt | Einarbeiten

- **Nachricht von der Krankheit / Trennung von den anderen:**

Zwei Wochen vor dem Tod der Mutter informiert diese selbst ihren Ehemann, die Tochter und deren Partnerin über die lebensbedrohliche Situation. Sie alarmiert die Beteiligten und trennt die einzelnen Angehörigen in die Besonderheit ihrer jeweiligen Beziehungsqualität. Die Nachricht über den

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.2 Verena Stefan: *Es ist reich gewesen*. Bericht vom Sterben meiner Mutter.

bevorstehenden Tod wird von der Mutter eingebettet in die emphatisch artikulierte resümierende Botschaft „*Es ist reich gewesen*“ (Stefan, 1993: 9). Diese Formulierung wird überhöht, indem sie im Rahmen eines Abendessens geäußert wird, währenddessen auch von Fleisch und Blut die Rede ist (vgl. *ibidem*) –, eine Überhöhung, die den Topos vom biblischen „letzten Abendmahl“ anklingen lässt. Diese Szene leitet den Beginn der Umwandlungsphase ein. Aus der gefühlten inneren Verpflichtung der Tochter, in dieser Abschiedssituation der Mutter nahe sein zu müssen, ergibt sich die temporäre Trennung von der Partnerin. Erstmals wird der Verwaisungsstatus als bevorstehende Möglichkeit in Betracht gezogen.

Performanz | Bearbeiten

- **Auseinandersetzung mit der Diagnose:**

Die Mutter ist schon seit längerer Zeit herzkrank, zusätzlich gehbehindert durch eine Wirbelsäulen-OP und leidet an einem Tumor im Endstadium. Die Entscheidung gegen den Krankenhaus-Tod wirft die Frage nach der Verantwortung der Angehörigen auf. Nach der endgültig letalen Diagnose erklären sich die Tochter, der Vater, ein Bruder und dessen Frau dazu bereit, der Mutter zu ermöglichen, die letzten Wochen zu Hause zu verbringen. Die Pflege wird von Tochter und ihrer Schwägerin, unterstützt von professionellen Krankenschwestern, übernommen.

- **Begleitung Sterbeprozess:**

Der Eintritt in die finale Situation wird von der Mutter selbst mit dem Bild des „*Sprungs*“ belegt, den sie zu tun habe und von dem die Tochter wünscht, dass sie dabei sein kann. Sie unterteilt die Erfahrung der letzten Lebenswochen in den „*sprechenden*“ (*ibid.*: 72) und in den *stummen* Abschied. Die Entscheidung für eine assistierte Sterbehilfe wird von der Mutter kurz erwogen, aber auf Grund ihrer religiösen Bindung verworfen. Obwohl sie einen langen Leidensprozess für sich ablehnt, sind die letzten Wochen davon gekennzeichnet. Die Intensität der

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.2 Verena Stefan: Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter.

letzten Lebenstage und -nächte erlebt die Tochter wie im Trancezustand (ibid.: 131).

▪ Trennung von der Leiche:

Tochter und Schwiegertochter, die Grenzgängerinnen des Schwellenraums, erkämpfen bei den Bestattern die Aufbahrung der Leiche im Sterbezimmer für drei Tage: „Wir wollen mit der Toten leben. Wir wollen es begreifen, was wir nicht begreifen können“ (ibid.: 134). Das „Wir“ ist weiblich: Die anstehenden Aufgaben sind hier ohne Ausnahme den Frauen zugeordnet; den Männern (Sohn und Vater) wird Unfähigkeit zur gegenseitigen Tröstung und Anteilnahme attestiert. Das Beerdigungsritual selbst wird nicht näher erläutert, wohl aber die Vorbereitungen: Die Mutter selbst hat vor dem Tod einen Bibeltext für die „Abdankung“ (ibid.: 74) ausgesucht, der das Erkennen des Menschen durch eine göttliche Instanz anspricht. Die Totenwaschung übernimmt Verena Stefan mit einer professionellen Helferin, ebenso das Ankleiden mit dem vom Bestatter gelieferten Totenhemd und ihren Lieblingssocken. Mit in den Sarg gibt die Tochter die bevorzugten Objekte wie die Lieblingspuppe der Mutter und die kleine Holzskulptur einer Göttin. Der für den Sarg vorgesehene Blumenschmuck kann als Hinweis auf Rollentausch und damit eine evtl. verbundene Transformation gelesen werden: die Tochter schmückt den Sarg mit heimischen Nelken, den Lieblingsblumen der Mutter, die von dieser als „Näglein“ im Wiegenlied von „Guten Abend, gut‘ Nacht“ in der Kindheit der Tochter besungen wurden.

Austritt | Verarbeiten

▪ Trennung von den Dingen:

Innerhalb der Vielzahl der Dinge des mütterlichen Wohnbereichs gewinnen hinsichtlich der Übergabe-Weitergabe drei Objekte besondere Bedeutung: ein Schrank und eine Handtasche – also beides Behältnisse, „Container“, die in der familiär tradierten und normativen Geschlechterordnung als weiblich konnotiert

7. **Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.**
7.2 **Verena Stefan: Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter.**

sind, sowie die Sammlung der Tagebücher der Mutter – ebenfalls ein „Container“ für gelebtes und ungelebtes Leben.

▪ **Angliederung: „Zweite Bestattung“ | Wiedereintritt**

Der Textkorpus umfasst insgesamt 150 Seiten, die in neun Abschnitte gegliedert sind. Der Untertitel „**Bericht** vom Sterben...“ (Herv. d. Verf.) klassifiziert den Text als nüchtern-objektiv wiedergegebene Krankengeschichte von allgemeinem Interesse; die Spezifizierung „meiner Mutter“ wiederum betont den persönlichen Erfahrungskontext. Die Dauer des erzählten Übergangsprozesses erstreckt sich insgesamt auf den Zeitraum von zwei Jahren. Mittels Rückblenden erfolgt die Ausdehnung der erzählten Zeit, bis diese die Lebenszeit der Mutter von der Jugend in der Vorkriegszeit bis zu den neunziger Jahren des 20. Jhds. umfasst. In der *Nachlese* des neunten Kapitels wird die Dauer des gesamten Schreibprozesses bis hin zur Veröffentlichung von der Berichterstatteerin mit vier Jahren angegeben, der Text wurde zunächst „*wie gewohnt von Hand geschrieben*“ (ibid.: 53). Die Widmungen und das Motto stellen den Text in die Sozialisations- und Generationengeschichte weiblicher Bildung.

Ambivalenzdynamik im Übergangsprozess Verwaisung:

Transformation | Durcharbeiten

Als Kernkategorien ergaben sich im Hinblick auf die Ausdrucksformen der Ambivalenzerfahrung: **Grenzüberschreitungen | Ordnung – Unordnung | Dinge: Übergabe – Weitergabe | Identität – Alterität: Auto_Biographie | Schmerz-Dimensionen**

Grenzüberschreitungen:

Der Übergangsraum dieses Abschieds ist von konkreten Grenzerfahrungen geprägt, die sich über drei Dimensionen – räumlich, temporär und politisch – erstrecken. Die selbst erlebten oder vermittelten Konfliktsituationen von „Hüben und Drüben“ komprimieren sich für die Berichterstatteerin in dem Begriff der

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.2 Verena Stefan: Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter.

„Grenze“. Dazu zählen die Erfahrungen der Eltern, die durch den 2. Weltkrieg veränderten geographisch-politischen Grenzen zu überwinden, um aus der Tschechoslowakei wieder in die Schweiz, das Herkunftsland der Mutter einreisen zu können. Die Kriegserfahrung der Mutter ist noch immer wirksam in der Konzentration auf die Retrospektive: Erzählen kann sie nur die Vergangenheit, ihr Wortschatz ist von Ausdrücken aus der Kriegszeit durchsetzt.

Die räumliche Dimension der Grenze als Hin und Her zwischen Elternhaus und ihrem eigenen Leben jenseits des Sees wird der Tochter zunehmend zur Belastung. Das Pendeln zwischen ihrem Wohnsitz und dem Wohnort der Mutter wird von der Mutter immer wieder in die Zeitlichkeit gezwungen, indem sie nach einer klar definierten zeitlichen Aufenthaltsdauer fragt: „Wie lange kannst du bleiben?“ Nur die Fahrt über den See bietet kurze Entspannung: „*[A]uf dem See zwischen Meersburg und Kreuzlingen aufatmen...*“ (ibid.: 36). Den Zwischenbereich bildet somit das Gewässer, also etwas Fließendes und zugleich aber Begrenztes. Der See, der auch das Leben von Mutter und Tochter trennt, fungiert insofern als Zwischenraum für Ambivalenz, weil er Möglichkeiten aufschließt, die im Entweder-Oder sich verbieten würden: „*[W]eder in Deutschland noch in der Schweiz, weder am einen Ufer noch am anderen, überhaupt nicht an Land könnte es ihr und mir leichter fallen, ...zu erzählen und aus alten Schrecken Episoden zu machen*“ (ibid.: 79). Es ist der See und konkret der Aufenthalt auf einem schaukelnden und vibrierenden Dampfer, der hier als Schwellenraum Erfahrungen des **Vaszillierens** beschreibt: Das Aufatmen ist ein Luftholen, dehnt die Zeit, verzögert die Ankunft, Gestaltung von Ambivalenzen qua Schreiben wird als möglicher Ausweg genannt. Als dieser Zwischenraum, in dem vieles möglich ist, drängt er sich auch in gegenläufigen Bewegungen hinein in die Träume der Tochter: Sie will mit auf das Schiff, auf das zu gelangen sie ihrer Mutter geholfen hat, entscheidet sich aber dann doch dagegen, weil sie erkennt, dass es nicht das von ihr gewünschte Ziel ansteuert.

Nachts träume ich von einem großen weißen Überseedampfer. Er beginnt, aus dem Hafen hinauszugleiten auf das offene Meer, und zieht einen alten

7. **Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.**
7.2 **Verena Stefan: Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter.**

Lastkahn voller Briketts hinter sich her. Ich sehe fasziniert dem Beginn einer Bewegung zu. ...Ich springe ins dunkle Wasser des Hafenbeckens ...Nehmt mich mit! Nehmt mich mit! ...Nach wenigen Schwimmzügen weiß ich jedoch, dass es sich um eine ganz andere Reise handelt... (ibid.: 72).

Stattdessen kehrt sie zurück an Land, in ein großes Haus, in dem sich die Bewohnerinnen für ein Karnevalsfest schmücken. Die Versuche, die Grenzen zwischen Land und Meer, Leben und Tod zu überwinden, werden im Traum gemeistert. Antizipatorisch wird die Zukunft – das Leben ohne Mutter im veränderten Erwachsenenstatus – als Fest imaginiert.

Der zeitliche Grenzraum zwischen Leben und Tod wird von der Mutter im besagten Bild vom Sprung mehrfach beschworen: „*Von elf bis zwei, das ist ein Sprung*“ (ibid.: 73), wobei die Angabe der Uhrzeit ohne weitere Erläuterung bleibt. Es ist der Anspruch der Mutter an sich selbst, diese letzte Hürde zu nehmen. Für die Tochter stellt sie den Appell dar, ihrem Sterben Zeit zu geben: „*Der Sterbezeitpunkt wird ihr ganz eigener sein ...zwischen zwei Atemzügen...*“ (ibid.: 123). Sie will bei dem in seiner konkreten Dauer nicht absehbaren Sterbeprozess nicht nur dabeisein, das Sterben der Mutter nicht nur aushalten, sondern sie will ihn als einen der Zeitlichkeit enthobenen Zustand gestalten und damit dem Vaszillieren Raum geben.

Ordnung – Unordnung:

Das Erleben von Grenzen wiederholt sich für die Tochter in der Ordnung der Wohnung und der Objekte darin. Wohnzimmer und Küche sind durch die Einrichtung und die in den Räumen gelebte Praxis „weiblich“ und „männlich“ konnotiert. Diese Grenzziehung verweist auf die Sozialisationserfahrung der Mutter und die praktische Umsetzung der Machtverhältnisse im elterlichen Haushalt. Der hohe Stellenwert eines Ideals der Ordnung im Leben der Mutter ist in der akribischen Ordnung selbst der kleinsten Dinge ausgedrückt. Er äußert sich in ihren Bestrebungen, die vom Ordnen des Besitzes bis hin zum Ordnung machen im eigenen Leben reichen, als deren zentraler Punkt das ordnende

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.2 Verena Stefan: Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter.

Aufschreiben der Familiengeschichte zählt. In der Schwellensituation von Krankheit und Tod artikuliert die Mutter das heimliche Andere, den unerfüllbaren Wunsch nach Unordnung, die Freiheit verspricht: „...*weißt du, ich würde ganz ungeordnet leben, wenn ich mich nicht an einen Stundenplan halten müßte*“ (ibid.: 78). Ordnung und Unordnung werden hier von der Mutter als zweiwertige Dualität signifiziert. In der Kürze der ihr noch verbleibenden Zeit ist es für sie unmöglich, andere Möglichkeiten des Umgangs als die der strikten Gegenüberstellung herauszufinden und zu praktizieren. Zurück bleibt ein erschöpftes, ein monologisch-repetitives Sprachmuster: „*Von allen Wänden widerhallt, Ordnung Ordnung Ordnung. Das Machen ist längst kollabiert und zertreten. Ordnung plagt sie, eine höhnische Fratze*“ (ibid.: 31).

Dinge: Übergabe – Weitergabe:

In den Transferprozessen im Zusammenhang mit dem Ordnen des Erbes werden die stummen Objekte durch Erinnerungen und Erwartungen und dem damit verbundenen affektiven Bedeutungsüberschuss zum Leben erweckt. An den zwei Objekten *Schrank* und *Abendtasche* kristallisieren die interpersonellen Transferbeziehungen zu einem intrapersonalen Transformationsprozess (vgl. Fooker, 2016: 151 f.). Beide Beispiele folgen der Weitergabe-Logik des Objektwechsels im (Ver-)Erben – Schenken-Modus: Das Objekt bleibt dasselbe, aber die Protagonisten wechseln (vgl. Breuer, 2009: 39). Da es sich bei den folgenden Beispielen um die Darstellungsperspektive der Nachfolgerin geht, rücken die Modalitäten der Annahme und der Aneignung besonders in den Vordergrund und damit die Frage, welche Identitäts-Suchbewegungen diese Transfers bei der Empfängerin des Erbes auslösen.

Der große Schrank: Ein wertvolles Erbstück der Mutter, ist reserviert für *Frauensachen* (Stefan, 1993: 12). Neben Funktionsartikeln und Luxus (seidene Beutelchen in Pastellfarben) enthält er Arbeitsaufträge für die weiblichen Hände in vergegenständlichter Form von Material und Werkzeugen wie Strickzeug, Nähzeug, Schachteln mit Knöpfen, Nähseiden, Garne etc. Des Weiteren finden

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.2 Verena Stefan: Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter.

sich vor der Tochter geheim gehaltene Lektüren wie z.B. Verhütungsratgeber von Knaus/Ogino. In der Kindheit wird der Schrank zum Versteck- und Explorationsraum für die Tochter, in dem sie verschwinden kann. Seine Ausstattung, seine Düfte, die Farben seines Inhalts machen den Schrank zum „sicheren Hafen“ (vgl. Bowlby, 2003), zum „locus amoenus“ als einem idyllischen Ort ihrer Kindheit und zum Objekt der Begierde. Sie besetzt den Schrank als Übergangsobjekt für die primäre Bezugsperson (Winnicott, 1973), denn „[a]ls Mädchen war die Tochter ganz sicher, daß die Mutter so roch wie das Innere des Schrankes“ (Stefan, 1993: 137). Als dieser „persönliche Ort“ (Habermas, 1999) garantiert er Ruhe, Stabilität, Schutz vor Gefahr, Vertrautheit, er hält Fremdes fern, aber verspricht auch Zugang zum Fremden. So entfaltet der Schrank ein eigenes, Handlung motivierendes Kraftfeld (Lewin, 1926). Er wird als Territorium gesehen, d.h. es wird ein Anspruch darauf erhoben, sein Besitz gehört in die vom Kind erträumte Zukunft. Damit verfestigt das Mädchen seinen sozialen Status als weibliche Nachkommin, eignet sich ihn an, im Sinn einer Selbstermächtigung durch ein sich konstituierendes Subjekt. Die Überlegung der Mutter, den Besitz des Schrankes nach ihrem Tod unter den drei Kindern aushandeln zu lassen, widerspricht dieser Identifizierung, ihrem Begehren um ihre (geschlechtliche) Anerkennung. Sie fühlt sich in ihrer Identität bedroht, weil der Entzug dieses Liebesübergangsobjekts sie in „[d]as ambivalente Verhältnis von Subjekt und Macht“ (Koller, 2012: 59) zurückwirft: Die Bindung an die Mutter, die notwendige Unterwerfung unter die mütterliche Macht, hatte ihr erst den Zugang zum Schrank ermöglicht und damit zugleich ihr die Handlungsfähigkeit eröffnet, in den kindlichen Spielen über den Schrank zu verfügen. Nun entwickelt sie aus dieser Ambivalenz ihre Widerstandskraft gegen den drohenden Verlust des Objekts. Ihr Widerstand artikuliert sich im nachträglichen Ver- und Durcharbeiten des Sterbens der Mutter im Arbeitsmodus „Zweite Bestattung“, in dem das begehrte Objekt zum eigenen Narrativ wird. Dies bildet den Gegenstand eines eigenen (vorletzten) Kapitels, das auf der Erzählachse nach dem Tod der Mutter angesiedelt ist. Darin wird von der bisherigen Ich-Erzählung in den Modus einer Märchenerzählung in der 3.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.2 Verena Stefan: Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter.

Person gewechselt. In diesem Kapitel wird der Topos vom Märchenkönig, auf den sich die Mutter beruft, weil er alle drei Söhne gleich liebt, im Umerzählen dekonstruiert und damit eine neue Signifizierung vorgenommen:

Es war einmal eine Frau, die hatte zwei Söhne und eine Tochter. An einem Sohn hing sie über alle Maße, der andere war ihr lieb und teuer, und die Tochter war ihr nicht ganz geheuer... Eines Tages sagte die Frau, wenn ich einmal nicht mehr bin, sollen meine Kinder sich zusammensetzen und sich friedlich einigen, wer was bekommt; denn wir sind eine Familie. Aber dein Schrank, rief die Tochter entsetzt auf... Es ist doch ein Frauenschrank! Die Tochter weinte und schrie... und ging weg. Sie wollte nicht länger bei der Frau sein, die vergessen hatte, daß sie eine Tochter hatte“ (Stefan, 1993: 137f.).

Während die Mutter auf der Märchen-Wahrheit der unterschiedslos geliebten Kinder besteht und die friedvolle Verteilung des Erbes als Aufgabe für die nun erwachsenen Kinder versteht, ist dies aus Sicht der Tochter Ausdruck einer falsch verstandenen Elterngerechtigkeit. Es ist ein Ausweichen, mit dem sie mögliche Spannungen und Streit unter den Kindern vermeiden will, Ambivalenz nicht erkennen und aushalten will. Nach dem Tod der Mutter verändert sich der Blick auf den Schrank. Die Sicherheit weiblicher Identität ist in die Reserve gerutscht: *„Ratlos steht sie vor dem offenen Schrank und schaut auf die verwaisten Kleiderhüllen...“* (ibid.: 138). Die Ratlosigkeit wird kurze Zeit später aufgelöst: *„Vierzehn Tage später wird ihr mit der Post ein Dokument zugestellt werden... Es beginnt mit den Worten ‚Nach dem Tode meiner Mutter [...] und es scheint mir ein Schrank für eine Frau zu sein. Ich möchte ihn meiner Tochter Verena Stefan weitergeben...“* (ibid.: 140)

Direkt daran schließt sich der Abdruck der testamentarischen Erklärung der Mutter als Typoskript an, das den Übergabe-Transfer in einer eigenen Gestalt sichtbar macht. In dieser Übergabe-Geschichte findet die Ambivalenzerfahrung von Annahme und Ablehnung eine spezifische Gestaltung als Kippbild. Das Kippen zwischen einer neuen allwissenden (Märchen-)Erzählerperspektive und der autobiographisch-dokumentarischen Referenz mit dem Abdruck des

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.2 Verena Stefan: Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter.

handschriftlichen Schreibens, zwischen Märchen- und Traumsequenzen und der realistischen Fortsetzung des Berichts, weicht schließlich einem Kippen, in dem aus konkurrierenden Handlungsmöglichkeiten neue Spielräume erkennbar werden. Sie enthalten unterschiedliche, aber gleichwertige Vorstellungen von Gerechtigkeit und Geschlechterrollen, Identität und Alterität.

Die Abendtasche: Im Gegensatz zum Übergabekonflikt um den Schrank, in dem die Tochter begehrt, das Objekt zu erhalten, findet sich das Begehren etwas weiterzugeben – und damit der affektive Gehalt der Schenkung – auf Seiten der Mutter. Einige Wochen vor ihrem Tod übergibt ihr die Mutter eine abgegriffene schwarzlederne Abendtasche. Anders als beim Schrank, dessen Nutzung, Aneignung und Übergabe sich lebenslang hinzieht, erfolgt die Übergabe der Lacktasche in einer zeitlich gerafften Ausnahme-Situation, in der die Mutter, gezeichnet von Schwäche, ihr das Objekt mit Tränen in den Augen überreicht. *„Selten hat sie Schmerz gezeigt. ...Aber so, wie sie mir die kleine Tasche überreicht hat, mit Tränen in den Augen, das ist kaum vorgekommen“* (ibid.: 112). Die hochemotionale Situation erklärt sich die Tochter mit dem Verlust des kulturellen Lebens, das für die Mutter in der Tasche enthalten war. Die Tochter kann und will die Annahme des Objekts nicht verweigern, zumal sie sich als einzige mögliche Adressatin sieht. Der neue Besitz führt zu einer extrem wechselhaften affektiven Besetzung des Objekts Tasche. Es bedroht sie mit der Vorstellung des Modells einer für sie überkommenen und abgelehnten Lebensführung, zugleich ist in ihm doch auch die Mutter lebendig. Das ehemals körper-gebundene Objekt wird nunmehr zum wandernden, ortlosen Ding. Sie sucht vergebens mehrere Stellen, wo es bleiben kann; dann will sie es ganz weggeben (Mülltonne, Altkleidersammlung), holt es doch wieder heraus, hängt das Ding an die Wand. Die Tasche wird ihr unheimlich, wird zum magischen Objekt, das sie verbannen will. Sie entlarvt das Aussehen der Tasche als Fälschung und Imitat, indem sie die vorgeblichen Spuren des Organischen, die aufgeprägten organischen Tiermuster (Krokoleder) als künstlich einschätzt – so wie sie das „kulturelle“ Eigen-Leben der Mutter auch nur als ein nachgeahmtes sieht. Schließlich landet die Tasche auf

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.2 Verena Stefan: Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter.

dem Dachboden: „Soll sie auslüften unter dem Dach. Sollen alle Sätze aus ihr entweichen“ (ibid.: 110). Damit entpuppt sich die Tasche als metaphorisches Behältnis für Sätze, Sprache, den „Lebens-Text“ einer für die Mutter wichtigen Entwicklungsphase. Die Tochter aber will nichts mehr von der Mutter lesen. Vielmehr sucht sie in der Ablösung von der Mutter, im schreibenden Verarbeiten des Mutter-Sterbens, die Schriften der Mutter zu „töten“, indem sie die Lektüre der Tagebücher verweigert. Zugleich aber vergewissert sie sich in ihrem eigenen Schreiben, im Konstruieren ihrer Identität auch ihrer Herkunft von der Mutter: „Das Schreiben, könnte man sagen, durch welches ich mich selbst hervorbringen will, losgelöst vom anderen, aus dem ich stamme, wird durch die Unmöglichkeit, jenseits der singulären Mutter das grundsätzliche Herkommen aus dem anderen auszulöschen, zur unendlichen Aufgabe“ (Turnheim, 2010; zit. nach Knellessen, 2012: 98).

Identität – Alterität: Auto_Biographie

Das Schreiben des Berichts, der zugleich das Abfassen der „Zweiten Bestattung“ bedeutet, vollzieht sich im ständigen Hin und Her des Abgleichs zwischen der erzählten, rekonstruierten Biographie der Mutter und den von der Tochter autobiographisch erinnerten Wegmarken wie Pubertät und Adoleszenz. Sie sind geprägt von ihrem Aufbegehren, der Abwendung vom Lebensstil und der Lebensform der Mutter und dem Auffinden und Entgegensetzen einer anderen, ihrer lesbischen Lebensform. Der Übergangsprozess der Tochter, ihr Hineinwachsen in den Verwaisungszustand deutet sich an in der Veränderung der personalen Anrede „Mami. So kann ich sie nicht mehr ansprechen“ (Stefan, 1993: 115) zum Vornamen *Greteli* (ibid.: 115), nachdem die Mutter die Aufhebung der generationalen Differenz Mutter-Tochter schon zu Beginn der Abschiedsphase andeutet: „Mit Mutter-und-Kind, das ist ja nicht mehr so. Jetzt sind wir eher wie Schwestern“ (ibid.: 35). Das „eher“, diese Vermutung, in der sich ein Wunsch verbirgt, wird nicht mehr erfüllt. Stattdessen kommt es zur Statusumkehr – die Tochter übernimmt die Pflege der Mutter.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.2 Verena Stefan: Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter.

Prägnante Züge gewinnt diese Identitätsumschichtung im Beispiel des Anagramms, das dem Bericht als Prolog vorangestellt ist. Es greift den (auch titelgebenden) Satz auf „Es ist reich gewesen“, den die Mutter beim Eintritt in ihren Abschied resümierend äußert und den die Tochter als Losung ihres ganzen Lebens ansieht. Das Anagrammieren der Buchstaben dieses Satzes erzeugt neue Wortfolgen, die als Kapitelüberschriften eingesetzt werden. Die Verrückungen der Buchstabenfolge, das Eingreifen in die Kohärenz dieses (Ausgangs-)Satzes, indem aus den ursprünglich siebzehn Buchstaben eine Aneinanderreihung von neunmal siebzehn Wörtern entsteht, lässt in der dadurch ausgedehnten Lesedauer ein Vaszillieren erkennen. Es repräsentiert für die Tochter den eigenen Transformationsvorgang, indem sie die assoziationsreichen Begriffe und Wortschöpfungen als Essenz der mütterlichen Biographie in einer neuen Gestalt, einem neuen Schriftkörper, fasst.

Schmerz-Dimensionen:

Die Krankheit zum Tode, die sich im Körper der Mutter ausdehnt, führt zu einem Schwellenzustand – einem „*In Between*“ zwischen Leben und Tod; sie ist nicht krank, nicht gesund, sondern sterbend. Ein Zustand, in dem die Gleichursprünglichkeit von Körper und Leib und dessen Differenz (vgl. Bek, 2016) über den phänomenologischen Befund hinaus existentiell im Schrei zum Ausdruck kommt. Die Mutter beschreibt Schmerzen „*wie von frisch geschliffenen Messern*“ (Stefan, 1993: 58) im Kreuz, am Steißbein, im Unterleib, in der Leistenbeuge, unerträgliche Schmerzen – „*zum ersten Mal jammert sie*“ (ibid.: 31). Von der Tochter wird dieser Zwischenraum von Leben und Tod noch als Gestaltungsspielraum erlebt und beschrieben, im Sorgen und Kümmern um größtmögliche Linderung. Im Erleben dieses Dazwischen zeigt sich für die Tochter eine neue Facette der Mutter und deren Identität. Die Intensität der körperlichen Schmerzen verändert ihr gesamtes Erscheinungsbild. Die Tochter sieht die Mutter erstmals in ihrer Gebrechlichkeit (ohne Gebiss) bis zur Radikalität ihres Ausdrucks im Sterbeprozess – „*Ihr Gesicht ist wild geworden... ein entfesseltes Gesicht, unbeugsam*“ (ibid: 116). In den letzten Stunden wird schließlich dieser vorher als

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.2 Verena Stefan: Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter.

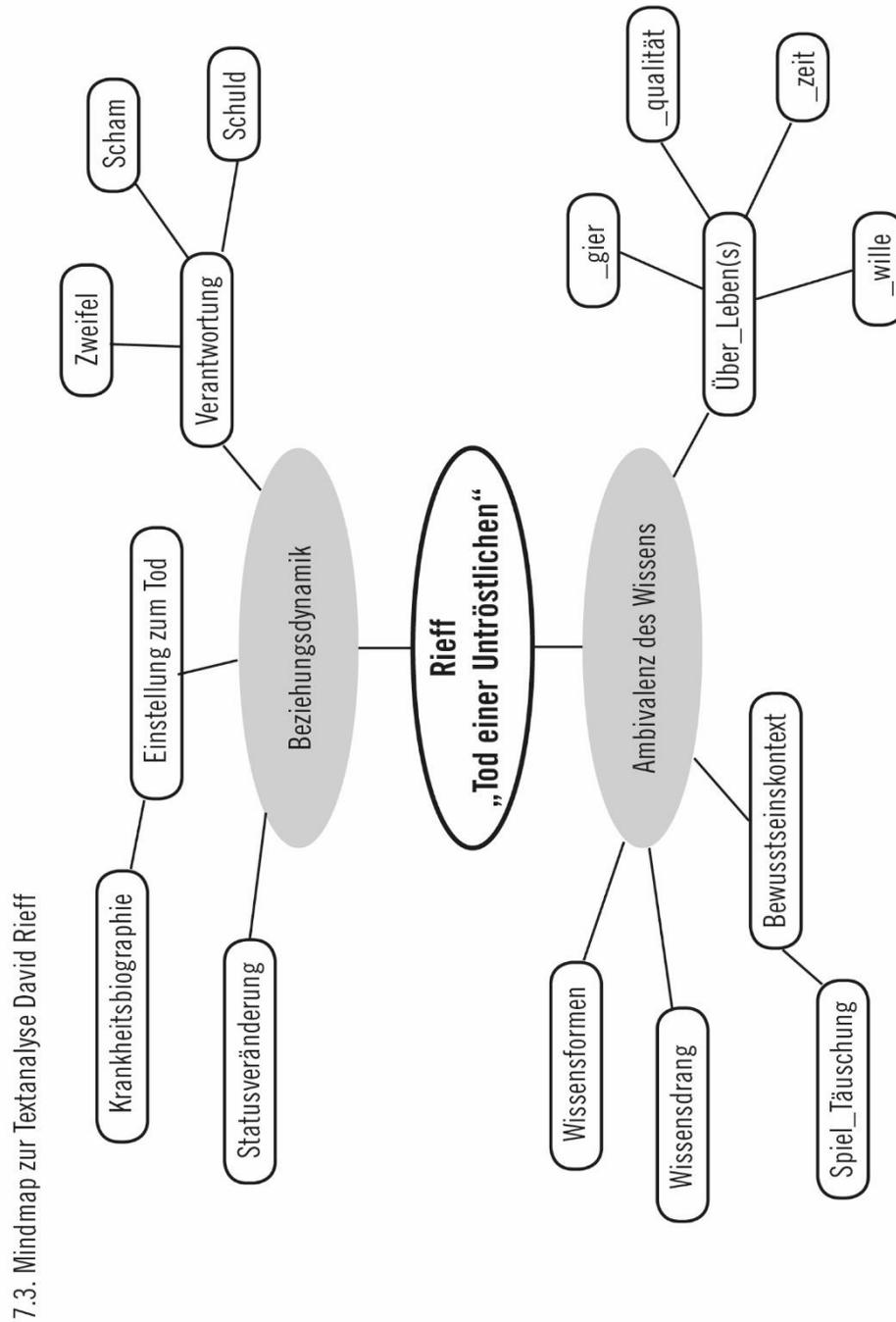
Zwischenraum erlebte Zustand, in dem ambivalente Gefühle noch Platz beanspruchen, zu einem anderen Raum, in dem jedes Oszillieren und Vaszillieren aufhört; denn *„Jedes hätte-ich-doch und hätte-sie-doch verschwindet“* (ibid.: 122). Eine letzte Differenz taucht auf im Anschauen der toten Mutter: Es schwankt zwischen dem vertrauten und dem nun davon losgelösten Bild ihres Gesichts. *„Die Zeit gerinnt in einem Lächeln, das auf ihrem erkaltenden Gesicht entsteht“* (ibid.: 131). Das hier beschriebene gleichursprüngliche Damals und Jetzt des Anblicks löst sich auf in der Zeitlosigkeit.

Resümee:

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass in diesem Text eine Veränderung der Beziehung zwischen Tochter und Mutter facettenreich beschrieben wird und somit auch die Möglichkeit der Transformation im und durch den eintretenden Verwaisungsstatus bestätigt wird. Die über viele Jahre andauernde Ablehnung der Werthaltungen der Mutter, die ihr fremd geworden sind, bricht auf und erweitert ihr Bild von der Mutter. Die Ambivalenzen, die sie rückblickend im Leben ihrer Mutter und ihrer Beziehung zueinander zu differenzieren und signifizieren vermag, korrigieren ihre bisherige Einschätzung und ermöglichen ihr den praktischen Umgang mit den Ambivalenzen in den Wochen der Krankheit. In ihrem Durcharbeiten kann sie dem Vaszillieren Raum geben, der sie Neues an der Mutter entdecken lässt wie z. B. die Erkenntnis, dass sich hinter der Norm der Ordnung ein anarchischer Freiheitswunsch auftut. Es wird ihr klar, dass es ein „Sowohl-als-auch“ gibt – auch wenn die Mutter diese Ambivalenz nicht mehr praktizieren kann, ist es die Tochter, die dies für sie tut. Insofern lässt sich von einem aktiven und kreativen Umgang mit Ambivalenz sprechen. Zugleich wird aber auch deutlich, dass der Tod selbst sich der Ambivalenz verweigert.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.
 7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.



Mindmap 3: David Rieff (eigene Darstellung)

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

Plot:

Der Ich-Erzähler, der sich schon in den Eingangssätzen als Sohn der Schriftstellerin Susan Sontag positioniert, beschreibt den Kampf seiner prominenten Mutter gegen den Ausbruch einer erneuten und schließlich letalen Krebserkrankung. Im Zentrum steht die Problematik des Wissens um die Krankheit und deren Konsequenzen für die Behandlung, die Bewusstheit der Todesnähe und das Faktum der Sterblichkeit. Sein Part in diesem ihrem letzten Lebensjahr ist ihr mit allen seinen Kräften beizustehen und trotzdem eine eigene Haltung zum Umgang mit der Krankheit und den damit verbundenen Konsequenzen zu entwickeln.

Kontext der Lebenssituation:

Der Sohn, Mitte fünfzig, vielreisender politischer Schriftsteller und Journalist, lebt ebenso wie seine Mutter in New York. Die 71-jährige Mutter, nach kurzer Ehe in ihrer Jugend seit vielen Jahren vom Vater des Sohnes geschieden, lebt zu dieser Zeit allein, unterstützt von einer Haushälterin, ist aber von einem großen Kreis ebenfalls arrivierter Freund*innen umgeben. Darüber hinaus verfügt sie über gute Beziehungen zu wichtigen Persönlichkeiten des Kulturlebens. Das konkrete Setting wie gesellschaftlicher Status und seine Ausdrucksformen im Lebensstil wie z.B. die Wohnlage, finanzielle Unabhängigkeit etc. wird nur angedeutet, denn eine grundlegende Kenntnis der Person Susan Sontag und ihrer Bedeutung wird beim Leser vorausgesetzt. So gibt es nur kurze Einlassungen über ihren beruflichen Werdegang und ihre Einstellung zu ihrer Herkunft aus den amerikanischen Südstaaten. Ihre atheistische Grundhaltung und Abgrenzung von der jüdischen Religion wird im Zusammenhang mit der Todesthematik immer wieder betont.

Deutlich markiert werden die Stationen ihrer Krankheitsbiographie: Der berichtende Sohn problematisiert die sozialisatorischen Bedingungen ihres Lebens mit Krebs seit 30 Jahren. Hinweise auf die Biographie des Ich-Erzählers fehlen; abgesehen von der Widmung des Buches an eine weibliche Bezugsperson bleibt auch seine familiäre Situation eine Leerstelle.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

Eintritt | Einarbeiten

▪ **Nachricht von der Erkrankung:**

Im März 2004 ist der Sohn gerade von einer beruflich motivierten und anstrengenden Reise in den Nahen Osten zurückgekehrt. In einem Telefonat mit seiner Mutter erfährt er von den verdächtigen Ergebnissen ihrer letzten Kontrolluntersuchungen, denen sie sich seit der Krebserkrankung vor sechs Jahren regelmäßig unterzogen hat. Ihrer Bitte um Begleitung zum Spezialisten am nächsten Tag kommt der Sohn bereitwillig nach. Beide vergewissern sich der Hoffnung, dass die Diagnose vielleicht falsch sei. Die trotzdem bestehende Angst vor einem nunmehr endgültigen Verlust überwindet er und findet, erschöpft von der Reise, in den Schlaf.

▪ **Trennung von den anderen:**

Die Trennung von den anderen erfolgt hier nicht durch das Wissen um oder das Geheimhalten der Krankheit als solches, sondern durch die Wissensdifferenz zwischen Patienten, den Laien und den Experten respektive den Ärzten. Mit dem gemeinsamen Besuch beim Arzt wird der Sohn zum ersten Mitwisser. Über seine Kommunikation im privaten und beruflichen Umfeld erfährt man nichts. Dieses Ausklammern von Interaktionen – sowohl im Verschweigen als auch im Reden – kann als Beleg für die von Turner beschriebene Unsichtbarkeit der Grenzgänger gelten. Es gibt einen großen internationalen Freundeskreis unterschiedlicher Weltanschauung, sowie einen engeren Kreis, der sich direkt um die kranke Haupt- und Bezugsperson schart und sich an der Fürsorge beteiligt. Eine besondere Stellung nimmt die Haushälterin ein, die als einzige Vertraute in „körperlichen Dingen“ gilt. Der Sohn nennt die Grenzgänger „Begleiter‘... (*wie ich uns im Stillen nannte*)“ (Rieff, 2009: 73). Sie wechseln sich in ihrer Präsenz ab, um die Angst der Mutter vor dem Alleinsein zu abzumildern: „*Es half ihr sehr, dass die Wohnung immer voller Menschen war*“ (ibid.: 61). Diese Begleiter vermögen, den Ernst der Situation durch eine disparate Fröhlichkeit ins Kippen zu bringen.

7. **Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.**
7.3 **David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.**

Performanz | Bearbeiten

- **Auseinandersetzung mit der Diagnose:**

Mutter und Sohn werden vom Fachspezialisten mit der Diagnose *Myelodysplastisches Syndrom (MDS)*, „eine[r] besonders tödliche[n] Form von Blutkrebs“ (Rieff, 2009: 14) konfrontiert. Im Fazit des Gesprächs, das nach Ansicht des Sohnes ohne jegliche Einfühlung von Seiten des Arztes – weder auf die Patientin, noch auf den engsten Angehörigen – verläuft, stellt sich heraus, dass praktisch keine wirksamen Behandlungsmethoden bekannt sind. Einzig die Möglichkeit einer Knochenmarktransplantation wird erwähnt, aber auch deren Wirksamkeit ist durch das Alter und die ebenfalls kanzerösen Vorerkrankungen der Patientin eingegrenzt. Diese negativen Aussichten werden zum Ausgangspunkt des Überlebenskampfes, in dem das Wissen um einen möglichen nahen Tod sowohl bei der Patientin als auch in ihrem Umkreis auf unterschiedliche Formen der Akzeptanz oder Ablehnung stößt. Die schonungslose Aufklärung sowohl der Patientin als auch des Angehörigen kontrastiert der Sohn mit seinen Erfahrungen aus den 70er Jahren und kommentiert die soziokulturellen Veränderungen im Umgang mit der Diagnose Krebs „*Damals war es noch gängige Praxis, dass Ärzte ihre Krebspatienten belogen*“ (ibid.: 29). Aufmerksam registriert er die Veränderungen und Fortschritte in den Therapien. Die diversen Aufklärungsmedien (Broschüren) werden von ihm intensiv studiert und kritisch kommentiert.

- **Verantwortung für die medizinische Versorgung | Pflege:**

Das erfolgreiche Überstehen zweier vorangegangenen Krebserkrankungen (Brustkrebs 1975, Gebärmutter Sarkom in den 90er Jahren) stärkt das Vertrauen der Patientin in die medizinische Forschung und macht sie zu einer vehementen Verteidigerin radikaler Therapien.

Der Lebensraum konzentriert sich, den Behandlungszeiträumen folgend, zunehmend auf die Welt der Krankenhäuser in Seattle, Washington und New York, die den geschlossenen Kosmos von „*Leukämialand*“ (ibid.: 53) repräsentieren. Ärzte und Kliniken werden zum Teil in dokumentarischer Weise im Klartext benannt.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

Zu einem der prominenten Ärzte gibt es freundschaftliche Beziehungen, ein Fakt unter anderen, aus denen die herausgehobene gesellschaftliche Stellung von Susan Sontag ersichtlich wird. Das Negieren einer statistisch wenig aussichtsreichen Prognose ihrer Überlebenschancen führt bei ihr zur ständigen Suche nach neuen Behandlungsmethoden, neuen Ärzten und anderen Einschätzungen. Von der Entscheidung für die Stammzellentransplantation erhofft sie sich einen Neuanfang. Über die Kosten der Behandlung ist nichts zu erfahren.

Der Sohn nimmt die ihm zugedachte Rolle als engster Mitwisser und Begleiter bereitwillig an. Inwiefern dies Auswirkungen auf seine berufliche Arbeit hat, wird nicht erwähnt, wohl aber, dass er bei der ersten Krebserkrankung das Studium unterbrochen hatte, um bei der Pflege der Mutter zu helfen – ein Hinweis auf eine offensichtlich kontinuierlich gelebte Beziehung.

Das Pflegepersonal wird mit wenigen, aber markanten Positionierungen erwähnt, so z.B. „*die Stationsschwester [...] habe gesagt ‚jeder muss irgendwann sterben‘*“ (ibid.: 32). Unter den Pflegerinnen ist eine Schwesternhelferin, der sie besonders vertraut, weil „*die sich um sie kümmerte wie um ihre eigene Tochter*“ (ibid.: 146), und von der sie in den allerletzten Tagen und Stunden betreut wird.

▪ **Begleitung Sterbeprozess:**

Nach der fehlgeschlagenen Stammzellentransplantation in Seattle wieder ins New Yorker Krebszentrum zurückgekehrt, spricht sie während der nun eingeläuteten allerletzten Wochen nicht mehr vom Überleben, lehnt aber Palliativmaßnahmen ab. Szenen der Verabschiedung fehlen. „*Zwischen uns hatte es keine Abschiedszeremonien gegeben, um die schöne Formulierung von Simone de Beauvoir zu verwenden*“ (ibid.: 155). In den letzten zwei Lebenstagen sind außer dem Sohn auch noch andere, nicht genannte Vertraute im Krankenzimmer der Klinik anwesend. Hier findet sich die einzige Situation, in der der Vorname des Sohnes genannt wird, als die Mutter – noch teilweise bei Bewusstsein – am Tag vor ihrem Tod nach ihm fragt: „*Ist David da?*“ (ibid.: 145). Ein Gespräch ist nicht mehr möglich, es versickert im Satzanfang „*Ich will dir sagen...*“ (ibid.: 146).

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

In diesem ‚präterminalen‘ Zustand spricht die Mutter viel mit sich; lediglich Namen (z.B. die ihrer Eltern) sind verständlich. Der Sohn und die engsten Vertrauten verlassen die Klinik spätabends, werden aber frühmorgens wieder an ihr Krankenbett gerufen, wo sie kurze Zeit darauf stirbt. Der Arzt, mit dem sie sich im Laufe der langen Behandlung angefreundet hatte, ist derjenige, der ihre Hände hält, bis sie ihren letzten Atemzug tut.

▪ Trennung von der Leiche | Bestattung:

Über den Umgang mit der Leiche zwischen Todeseintritt und Beerdigung erfährt man nichts. Im Testament zum Bevollmächtigten für die Bestattung ernannt, entscheidet sich der Sohn nach längerer Suche für eine Überführung in das ihr vertraute und geliebte Paris. Der Sohn begibt sich mit dem Sarg der Mutter im Flugzeug auf eine *„letzte gemeinsame Reise“* (ibid.: 156), begleitet sie im Leichenwagen durch die Stadt und beerdigt den *„einbalsamierten Leichnam“* (ibid.: 153) der Mutter auf dem Friedhof Montparnasse, in der unmittelbaren Nähe ihrer intellektuell-künstlerischer Bezugsgrößen Beauvoir, Beckett und des Philosophen Cioran. Eine zeremonielle Begleitung gibt es nicht; seine Haltung beim Versenken des Sarges beschreibt er als ein Knien am Rande des Loches. Die einzige Angabe, die sie selbst hinsichtlich ihrer Bestattung gemacht hat und die dem Sohn bekannt ist, ist der in frühen Jahren geäußerte Wunsch nach dem Abspielen eines Streichquartetts von Beethoven. Zur Umsetzung dieser *„Idee“* kann er sich nicht entschließen, weil er sie für veraltet hält. Die Passage erweckt den Eindruck von einem intimen Abschied zwischen Mutter und Sohn, da er der einzige Anwesende zu sein scheint. Dieser Eindruck wird korrigiert durch eine andere Textstelle, in der von anderen Anwesenden die Rede ist: *„Trotzdem versuchten einige von denen, die ihr nahe standen, ihre Begräbnisfeier mit Religion aufzuladen und stimmten nachher über ihrem Grab sogar Gebete an, die ihr weniger als nichts bedeutet hätten“* (ibid.: 81). Ob diese andere Feier nach der eigentlichen Beerdigung evtl. in New York stattfand, bleibt geheim. Das Aufsuchen ihrer Grabstätte versetzt ihn – im Gegensatz zu seiner Mutter, die er als passionierte Friedhofsbesucherin sieht – in Ratlosigkeit.

7. **Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.**
7.3 **David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.**

Austritt | Verarbeiten

- **Trennung von den Dingen:**

Von den Objekten aus dem Nachlass erzielen lediglich ihre Tagebücher Bedeutung für den Sohn. Sie liefern ihm dokumentarische Referenzen und stärken somit den autofiktionalen Gestus seines Textes. Die Hinterlassenschaft wird nicht anhand der Objekte selbst beschrieben, sondern erschließt sich aus einer bewusst marginalisierenden Erwähnung. Außer dem vom Sohn als neben-sächlich bezeichneten Jugendstil-Nippes und den Tagebüchern finden nur drei weitere Objekte größere Beachtung: die Briefftasche, ein Tisch sowie ein Totenschädel auf ihrem Schreibtisch. Eine biographische Lineatur ergibt sich lediglich aus dem Vermerken ihrer Interessen und Präferenzen. Diese entbehren einer spezifischen Dinglichkeit, da sie nur als diverse Mitgliedskarten im Behältnis der Briefftasche repräsentiert sind. Für den Sohn belegen sie sowohl den weiten geistigen als auch den geographischen Horizont der Mutter, zugleich wertet er sie als ihre programmatische Absichtserklärung für das Weiterleben.

- **„Zweite Bestattung“:**

Das Buch, in dem die Angabe einer Gattung fehlt, entsteht zwei Jahre nach dem Tod. Der Ich-Erzähler konzediert eine unzuverlässige Schreibweise, beansprucht aber Authentizität, indem er sich von der professionellen Schreibhaltung abgrenzt:

Ich hatte beschlossen, während der Krankheit meiner Mutter keine Notizen zu machen. Vielleicht kann kein Schriftsteller der Herzenskälte entgehen, die zu den professionellen Deformationen seines Gewerbes gehört. Aber soweit ich konnte, wollte ich keine schriftstellerische Distanz aufkommen lassen, die mich von der Wirklichkeit des Geschehens getrennt oder emotional abgeschirmt hätte. Deshalb kann ich mich heute nur auf mein Gedächtnis stützen, das mich ohne Zweifel trägt (ibid.: 98).

Mehrfach wendet sich der Ich-Erzähler direkt an den Leser, will ihn als Verbündeten gewinnen, zum Mitwisser seines Konflikts machen, ihn um

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

Verständnis bitten, um damit sein Handeln zu legitimieren. Er unterstreicht das Bemühen um sein distanzloses Erzählen mit dem seinem Text voran gestellten Gedicht „Aschermittwoch“ des Dichters T.S. Eliot, das mit den Worten endet:

*„Bin ich froh, dass Dinge sind, wie sie sind, und ich
Verzicht aufs selige Gesicht.“*

Mit dieser Berufung auf die schriftstellerische Autorität vergewissert er sich nachträglich, dass es richtig war, nicht die Haltung des aussichtslosen Kampfes einzunehmen, sondern als einführender Beobachter die Realität der Lage anzuerkennen und nüchtern zu beschreiben.

Von einer anderen Form des Totengedenkens, wie sie Annie Leibovitz, die einstige Lebensgefährtin von Susan Sontag, durch ihre Fotos praktiziert hat, grenzt er sich deutlich ab, weil er es als entwürdigend empfindet, *“[...] sich postum auch noch dadurch erniedrigen zu lassen, dass in diesem Zustand ihr ‚Andenken bewahrt‘ wird, wie es die poppigen Bilder vom Tod einer Prominenten tun, die Annie Leibovitz gemacht hat“* (Rieff, 2009: 134). Für ihn ist die Erinnerungstätigkeit qua Sprechen und Schreiben diejenige Form der Bestattung, die ein „zweites Leben“ ermöglicht, wie er mit dem Verweis auf den chinesischen Dichter Bei Dao herausstellt: *„solange die Gedanken eines Menschen ausgesprochen oder aufgeschrieben werden, führt er ein zweites Leben und geht nicht zusammen mit seinem Leib unter“* (ibid: 154).

▪ Angliederung und Wiedereintritt:

Nach dem Tod hält der Sohn Kontakt zu den behandelnden Ärzten, deren Kondolenzschreiben teilweise wörtlich zitiert werden. Zeugnisse von der Anteilnahme anderer Menschen fehlen. Er sucht auch weitere Krebspezialisten auf – vermutlich zur Vorbereitung auf das Buch. Die Erfahrungen mit dieser Krankheit hinterlassen bei ihm ein anhaltendes Interesse an der Krebsforschung.

Für sich selbst konstatiert er zwei Jahre später keine Veränderung im Hinblick auf die Verlusterfahrung. Er lehnt Bewältigungsmöglichkeiten ab. Damit schreibt er sich in die Untröstlichkeit seiner Mutter ein. *„Als sie starb, schwammen wir neben ihr, im Meer ihres Todes, und sahen ihr beim Sterben zu. Dann starb sie*

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

wirklich. Und was mich angeht, so stelle ich fest, dass ich noch immer in diesem Meer schwimme“ (ibid.: 145).

Ambivalenzdynamik im Übergangsprozess Verwaisung:

Transformation | Durcharbeiten

Als die Kernkategorien dieses Textes stellten sich folgende heraus:

Verantwortung: Beziehungsdynamik Schuld Scham – Zweifel | Ambivalenz des Wissens: Bewusstseinskontext Spiel oder Täuschung

Verantwortung: Beziehungsdynamik Schuld – Scham – Zweifel:

Die Krankheitsbegleitung des Sohnes konzentriert sich auf die Interaktionen mit der Mutter mit Bezug auf die Details der Krebsbehandlung, ihre Einschätzung der Überlebenschancen und seine Schwierigkeiten, ihren Glauben an eine „Remission“ zu teilen. So wird dieser Übergangsprozess geprägt vom kontinuierlichen Konflikt, ihr trotz seiner inneren Widerstände Mut zusprechen zu müssen und zu wollen. Dabei schwankt er zwischen dem Akzeptieren ihres Weges und dem Hadern mit ihrer Einstellung zum Tod. Er will sie zur Geduld auffordern, möchte sie beeinflussen, zu mehr Gelassenheit bringen: *„Und doch möchte ich ihr ein Minimum an Bereitschaft, den Tod zu akzeptieren, verschaffen oder ihr wenigstens ein Fünkchen buddhistischen Gleichmut angesichts der Vergänglichkeit [...] Ich würde gern ‚ein Wort einlegen‘ für die Sterblichkeit“* (ibid.: 20).

Die spezifische Ambivalenzdynamik in dieser Situation ist markiert durch die gegensätzlichen Pole von Vertrautheit, Nähe, Solidarität einerseits und von Distanz, Ablehnung und Abgrenzung andererseits. Dieses im Schreiben aktualisierte Erleben von Ambivalenzen im Übergangsprozess der mütterlichen ‚Krankheit zum Tode‘ (vgl. Kierkegaard, 2002) wird im Text zum *„Palast der Schuldgefühle“* (Rieff, 2009: 135), an dem seine moralische Dimension evident wird. Während die Befindlichkeit der Mutter zwischen Schmerz und Vertrauen in die medizinische Hilfe pendelt, kreist der Sohn beständig um die Frage seiner Verantwortung. Im Rückblick formuliert er: *„Hätte ich mehr tun können? Hätte*

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

ich etwas anders machen sollen? Hätte ich sie mehr unterstützen sollen? Hätte ich das Thema Tod in den Vordergrund zwingen sollen? Oder hätte ich es gründlicher verbergen sollen?“ (ibid.: 25).

Die Fokussierung des Sohnes auf seine Schuldgefühle führt direkt zu Eriksons Krisenmodell und dessen Stufen II und III, in denen die Herausforderungen des Kindes im psychosozialen Modus des *Festhaltens und Loslassens*, des *Tun und des Tun-als-ob* bestehen. Die spezifische Spannung dieser Krisensituation entsteht durch die bipolare Entgegensetzung von *Scham/Zweifel versus Autonomie* (Frühe Kindheit) und sowie *Initiative versus Schuldgefühl* (Spielalter). Wie alle von Erikson skizzierten Krisenkonstellationen können sie in späteren Entwicklungsstufen in Variationen immer wieder akut und evident werden (vgl. Kap. 3.1). In dieser konkreten biographischen Übergangssituation der Verwaisung werden sie reaktiviert. So führt die Spannung zu Selbstvorwürfen und Handlungsunsicherheit. Der Sohn möchte handeln – aber anders handeln als die Mutter. *„Viel weniger sicher bin ich mir, ob ich richtig gehandelt habe, als ich sie [...] in ihrer Weigerung unterstützte, die Möglichkeit, dass sie bei diesem dritten Mal an ihrem Krebs sterben könnte, auch nur in Betracht zu ziehen“ (ibid.: 26).* Er kann nicht initiativ werden, kann ihr nicht seine Vorstellung vom Akzeptieren der Krankheit vermitteln und wünscht sich, sie trösten zu können. Ein Wunsch, den er mit einer Kindheitserinnerung beim gemeinsamen Betrachten des Denkmals von George Washington verbindet. Damals führte die mütterliche Aufklärung über das Faktum der menschlichen Sterblichkeit zu Verwirrung und Trauer bei beiden. Bei ihm als kleinem Jungen löste diese Verunsicherung den Impuls aus, die Mutter trösten zu müssen: *„[I]ch war den Tränen [...] nahe und sie versuchte mich nach Kräften zu trösten [...] plötzlich dämmerte es mir, **ich müsste eigentlich sie trösten, statt bei ihr Trost zu suchen...**“ (ibid.: 22, Hervorh. d. Verf.).* Er erlebt die Mutter als machtlos und möchte selbst groß im Sinn von erwachsen sein und damit in der Lage sein, sie trösten zu können. Aber sein damaliges Hin- und Herschwanken zwischen Kindsein und Erwachsensein dreht sich in der aktualisierten Konfliktlage nicht um das Thema Abhängigkeit als Gegenpol zu

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

Autonomie, sondern um Scham, dass er es nicht gewagt hat, das Thema Sterben anzusprechen (vgl. Fooker, 2014). Hier und jetzt gibt es nur die Polarität Überleben oder Sterben. Auch die Abgrenzung des Sohnes („*es war ihr Tod, nicht meiner*“; Rieff, 2009: 23) bringt ihm keine Entlastung. Die Unfähigkeit, die Wahrscheinlichkeit des bevorstehenden Sterbens anzusprechen, entsteht aus dem Verbot, das Sterben als Möglichkeit anzuerkennen und damit die Haltung der unermüdlichen Kämpferin zu gefährden. Sie verstärkt sich durch seine vermutlich berufsbedingte Sprachskepsis – „...*diese winzige Pause zwischen dem, was ich sagte, und dem, wie ich es hörte*“ (ibid.: 12) , die auf der Differenz zwischen sich selbst als Sprecher und als seinem eigenen Zuhörer beruht. Das Schweigen zementiert die Festlegung auf eine Eindeutigkeit. Durch das An- und Aussprechen der negierten Todesgefahr wäre die Fixierung aufs Überleben in die Bewegung des Gesprächs geraten und hätte die Beziehung entlastet. Das von ihm ersehnte Trösten ist ihm weder qua Sprache noch in anderen Ausdrucksweisen der Empathie möglich. Trösten könnte er nur, wenn er es wagte, das Befürchtete anzusprechen, und er sich und sie der Ambivalenz auslieferte. Trösten wäre dann eine empathische Form, Ambivalenz nicht nur auszuhalten, sondern sie zu nutzen.

Ambivalenz des Wissens: Bewusstseinskontext Spiel oder Täuschung:

Die Ambivalenzsituation des Sohnes als moralischer Konflikt steht nur in einer Perspektive im Mittelpunkt, die er als Ich-Erzähler einnimmt. Eine andere richtet er fragend auf die Ursachen ihrer konkreten Handlungsstrategien im Umgang mit der Krankheit und deren Konsequenzen für die Einstellung zu Sterben und Tod. Die damit grundständig verbundene Angst und Furcht wird hier vom Sohn in den thanatologisch vielfach diskutierten Modalitäten von Abwehr, Akzeptanz und Transzendenz³³ reflektiert (Vgl. Tomer / Eliason, 2003). Die Textanalyse ergibt fünf unterschiedliche Wissensformationen, die nachstehend in einem heuristi-

³³ Nach Forschungsansätzen von Adrian Tomers lassen sich die Einstellungen der Menschen zur grundsätzlich (anthropologisch) vorangenen Angst/Furcht vor dem Tod in diese drei Arten unterscheiden. Zur Problematik dieser Unterscheidung vgl. Wittkowski, J., 2003: 109.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

schen Szenarium angeordnet sind (siehe Abb. 9). Sie sind nicht der Wissenssoziologie entlehnt, sondern phänomenologisch aus der Textgestalt gewonnen. Die Kreisform illustriert hierbei den nicht-hierarchischen, offenen Austausch. Da sie nicht als gleich-ursprünglich anzusehen sind, ist darin noch kein Ambivalenzgeschehen erkennbar.



V 5: Rieff, Wissenskreis (eigene Darstellung)

Medizinisches Fachwissen: An prominenter Stelle behauptet sich im Text die Bezugnahme auf das Fachwissen als theoretische Einstellung zur Wirklichkeit der Krankheit. Unterschiedliche Forschungsergebnisse und sich daraus ableitende Therapien werden um das Wissen um ältere und teils überholte Behandlungen ergänzt.

- 1) **Aufklärung** findet in diversen Vermittlungsformen statt – so in den vielen Gesprächen zwischen den Ärzten und der Patientin und dem Sohn. Die Texte der einschlägigen Krankenhaus-Broschüren werden ausführlich rezipiert und zitiert. Sie sind in der Sprache des „Leukämialands“ der Krankenhäuser abgefasst.
- 2) Das **Unwissen** der Laien umfasst auch eine andere Seite, die des „**Alltagswissens**“ von Krankheit und Tod – verstanden als praktische

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

Einstellung im Sinn der Sorge um die eigene Existenz (vgl. Bednarz, 2003: 53).

- 3) Der **Wissensdurst** der Patientin geht über das in der Praxis gelebte Alltagswissen hinaus. Als Intellektuelle fühlt sie sich grundsätzlich der Aufklärung im Sinne Kants verpflichtet und sieht es als ihre Aufgabe *„sich des Verstandes zu bedienen“*, auch und gerade in dieser Situation. *„Meine Mutter liebte die Wissenschaft und glaubte an sie (und an die Vernunft) mit einer unerschütterlichen, an Religiosität grenzenden Hartnäckigkeit“* (Rieff, 2009: 33). Diese Einstellung hat sie als hohe moralische Verantwortung für ihre Lebensführung übernommen, die ihre Identität mitkonturiert. Für den Sohn ist ihr Wissensdurst gleichzusetzen mit ihrer Gier nach dem Leben. Diese scheint gewissermaßen darin zu bestehen, den Wissensspeicher, den ihr Leben für sie darstellt, bis ins Unendliche aufzufüllen. Nun, in der lebensbedrohlichen Situation zielen ihre Bemühungen darauf ab, qua Aufklärung das Expertenwissen zu erreichen:

„Ihr Apartment verwandelte sich in eine Art Forschungsstelle. Und für mich hieß das [...] die Tatsachen so umzudeuten, dass sie, wenn schon keinen Anlass zum Optimismus, so doch zumindest weniger Grund zur Verzweiflung boten“ (ibid.: 48). Der Sohn und auch die anderen Grenzgänger*innen schließen sich dieser Jagd nach neuesten Forschungserkenntnissen an: *„Ich war ständig auf der Suche nach Strohhalmen, an die man sich klammern konnte: seit dem Besuch bei Dr. A. bis fast zu dem Tag, an dem meine Mutter starb, war dies die Grundhaltung, die ich ihr gegenüber einnahm“* (ibid.: 50).

- 4) **Das spezifische Erfahrungswissen** der Patientin basiert auf der gewonnenen Erkenntnis, dass Überleben möglich ist, da sie zwei Krebserkrankungen bereits überstanden hat.

Ordnet man diese Wissenszustände den Akteuren, den „Grenzgängern“ zu, lässt sich der Austausch in einem Kommunikationsdreieck anordnen, aus dem sich die Frage ergibt, wer mit welchem Wissen operiert (siehe Visualisierung V 6).

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.
 7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.



V 6: Rieff, Kommunikationsdreieck (eigene Darstellung)

Bewusstheitskontext: der Kontext der wechselseitigen Täuschung:

Die vom Ich-Erzähler im Text vorgebrachte soziokulturelle Einlassung, dass in den 60er Jahren neunzig Prozent der Onkologen sich für das Geheimhalten der Diagnose Krebs vor ihren Patienten aussprachen, korrespondiert mit der bereits genannten, ebenfalls in den 60er Jahren entstandenen sozialwissenschaftlichen Feldstudie „Interaktion mit Sterbenden“ von Glaser und Strauß (Glaser/Strauß, 1974). Die Gesamtheit dessen, wie und wodurch der Informationsfluss resp. die Weitergabe der Diagnose mit letaler Prognose in der Kommunikation zwischen Patienten, Anverwandten, Ärzten und Pflegepersonal abläuft, wird als „Bewusstseinskontext“ bezeichnet. Dieser kann in vier verschiedenen Ausformungen auftreten: Als (1) *geschlossener Bewusstheitskontext*, in dem der Patient nichts von seinem Zustand weiß, (2) *als Kontext des Misstrauens*, (3) *als Kontext der Offenheit* und (4) *als Kontext der wechselseitigen Täuschung*. Die letztgenannte Kommunikationsform wird von den Autoren der Studie als „*rituelles Spiel*“ (ibid.: 63) charakterisiert. Im Modell der wechselseitigen Täuschung beginnt einer der Akteure (z.B. der Patient), den Tod zu negieren, und bewegt sich gedanklich in Zukunftsperspektiven und -visionen. Die anderen Akteure in dem Kommuni-

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

kationsdreieck (Angehörige und Ärzte) gehen auf diese Konstruktion der vorgeblichen Eindeutigkeit ein. Der Patient wiederum glaubt, dass es der Arzt ist, der daran glaubt. Entgegengesetzte Erwartungen werden ausgeblendet. Zu den Spielregeln in diesem fiktiven Überlebensspiel zählt, dass Realitätspartikel auszuschließen sind – der Tod darf nicht als Faktor mit ins Spiel aufgenommen werden – und ferner, dass sich die Spielhandlung durch die Interaktion selbst herstellt und dass jeder der Beteiligten das Spiel aufkündigen kann. Die Fixierung auf die einzig mögliche Lösung schließt Ambivalenz aus. Keiner der Akteure will sich ihr ausliefern, damit das Überleben in dem schwebenden Zustand der Fiktion belassen werden kann.

Die konkrete Textanalyse macht die Persistenz dieses Modus der „*wechselseitigen Täuschung*“ erkennbar: Die Einstellung des Sohnes, der in dem Kampf gegen den Krebs einen zwar trickreichen, aber doch aussichtslosen „*Krieg gegen den Tod*“ (Rieff, 2009: 59) sieht, wird für das Täuschungsmanöver aufgegeben. Er zieht sich die Maske desjenigen über, der so unbedingt ans Überleben glaubt, dass er keine alternative Möglichkeit in Betracht zieht. Die Mutter spricht mit demjenigen Arzt, der sie bis ans Ende betreut, „*fast vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an fast nur über die Möglichkeit einer Heilung, so unwahrscheinlich sie war*“ (ibid.: 66). Und der Sohn nimmt seine Rolle in dem Spiel an: „*Ich gab die Antworten, von denen ich glaubte, dass sie sie hören wollte – Antworten, die ihr Kraft gaben, weiterzumachen*“ (ibid.: 90). Und auch die anderen Freunde beteiligen sich an dem Spiel: „*Diejenigen, die sie liebten, [hatten] sich entschlossen, die eigenen Zweifel zurückzustellen – allem zum Trotz, was sie in ihren Träumen schon wussten*“ (ibid.: 77). Der Kommunikationsstil trägt dabei wesentlich zum Funktionieren der Täuschung bei. Die Formulierungen der Sprache von „*Leukämialand*“, mit ihrer „*medizinischen und biologischen Terminologie*“ einerseits und ihrer Intention des Zweckoptimismus andererseits, machen aus dem „*autonomen Erwachsenen*“ einen „*infantilierten Patienten, der nur noch aus Bedürftigkeit, Angst und Schmerz besteht*“ (ibid.: 75).

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

Die Notwendigkeit, dieses Spiel zu spielen, liegt für den Sohn in der affektiven Differenz, die er kaum aushalten, aber auch nicht auflösen kann, weil er dafür keine Umgangsweisen kennt: *„Innerlich verschloss ich mich so, als würde ich instinktiv spüren, dass ich nicht gleichzeitig mit meinen eigenen und mit ihren Emotionen umgehen konnte“* (ibid.: 90). Dieses Ausschließen von Ambivalenz ist für ihn mit der Empfindung von Gefühlskälte identisch: *„Doch indem ich die Dunkelheit aus meinen Gedanken fernhielt, habe ich, so scheint es mir, die Kälte irgendwie eingelassen“* (ibid.: 91). In dieser Einschätzung wird ex negativo Ambivalenz eingeführt: Konnotiert mit *dunkel* erscheint sie als bedrohlich und macht doch auf eine Chance aufmerksam – ein Zulassen von Ambivalenz könnte – metaphorisch gesprochen – das Einfrieren von Gefühlen verhindern, könnte die Lebenstemperatur wärmer halten. Das hieße konkret, Zweifel, Angst und Trauer als authentischen (Selbst-)Ausdruck zulassen und so in der Opposition zur Mutter eine eigene Position finden. Während hier Ambivalenz noch außen vorgehalten wird, dringt sie im weiteren Reflexionsprozess des Sohnes in das Spiel der wechselseitigen Täuschung ein.

Einbruchstellen für Ambivalenz: prometheisches Wissen und Geheimwissen

Es sind zwei andere Wissensformationen, die die Aufführung dieser Überlebensphantasie stören. Ansatzweise bemerkt er bei der Mutter das von ihm als *„prometheisch“*³⁴ bezeichnete Wissen. Daraus schließt er, dass die Mutter entgegen ihrer Performanz von einem Bewusstsein intuitiver Todesgewissheit geleitet ist, in der sie die Macht des Wissens – und damit auch die Macht des Möglichen – als begrenzt sieht. *„In jenen frühen Tagen wusste sie es. Erst später gelang es ihr, sich dieses prometheische Wissen zumindest eine Zeitlang selbst wieder auszureden“* (ibid.: 51).

³⁴ Ob für die Verwendung dieses Begriffs allein der Feuerbringer Prometheus herangezogen wurde oder ob nicht doch auch die Auffassung des Philosophen Günther Anders Pate stand, bleibt ungenannt. Als *„prometheisches Gefälle“* bezeichnete Anders den unüberbrückbaren Zwiespalt zwischen *„Vorstellen und Herstellen“*, (Vgl. Anders, G., 2002:67), zwischen Technik und Seele (vgl. Lohmann, H. M., 2011).

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

Den zweiten Störfaktor entdeckt der Sohn in einem „Geheimwissen“ über Details der Krankheitsbiographie, in die nur er als Einziger eingeweiht ist. Darin geht es um die Kenntnis eines schon vor ihrer letzten Krebsoperation aufgetretenen ernstesten Krankheitssymptoms, das in ihr den Verdacht auf einen erneuten Krankheitsausbruch erweckte. Damals ging sie diesem gefühlten, aber uneingestandenem Wissen aber nicht nach, um stattdessen ein ihr wichtiges Buch fertig zu schreiben. Für den Sohn zeigt sich im Moment dieser Entscheidung die Schwachstelle ihrer Kampfbereitschaft, da sie das Überleben hintanstellt, indem sie weiterschreibt, statt sich in Behandlung zu begeben. In der Polarität zwischen möglichem Überleben und Tod entscheidet sie sich für eine transzendente Form des Überlebens in ihrem schriftstellerischen Werk. Es ist die einzige Dialogszene zwischen Mutter und Sohn, in der der Sohn unmittelbar das Verhalten der Mutter kommentiert:

„Natürlich wusste ich, dass ich krank war“, sagte sie mir, „und ich war mir auch fast sicher, dass ich wieder Krebs hatte“. „Aber du hast weitergemacht und das Buch abgeschlossen“, sagte ich. „Nichts konnte dich aufhalten, nicht mal der eigene Körper“. Wir saßen einander gegenüber an dem mit Kerben übersäten Tisch in ihrer Küche... Sie sah nach der Glastür... Ich sah sie an. Aber es gab keinen Grund für sie etwas zu erwidern (ibid.: 69).

Diese Textstelle ist auch die einzige, die einen Hinweis auf die Wohnatmosphäre der Mutter enthält – auf einen alten Holztisch, in den die Gebrauchsspuren vieler Jahre sich eingeschrieben haben. Für den Sohn offensichtlich ein besonderes Mobiliar, weil es in seiner Erinnerung eines der wenigen Dinge ist, das für ihn Kontinuität im Lebensumfeld darstellt. Der abgebrochene Dialog am Tisch aus der gemeinsamen, geteilten Zeit, das Ausweichen des Blicks – hier entsteht eine Dynamik des Vaszillierens, das ein neues und anderes Bild auf Mutter und Sohn bietet: Eine Mehrdeutigkeit, in der der Tisch als Metapher für den vernarbten Körper zu deuten ist und ihre verletzte und verletzliche Beziehung signifiziert. Diese beiden Störfaktoren brechen in das Spiel der wechselseitigen Täuschung ein; sie sind nicht im Kreis verortet, weil sie nicht im Austausch sind. Sie werden

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

nicht mit den anderen Akteuren kommuniziert, geraten also nicht in den „offenen Vollzug“ und sind auf seiner Vermutungsebene angesiedelt. Es sind diejenigen Elemente, die Ambivalenz in das sorgsam aufgebaute Wissensszenarium einschleusen. Sie versetzen den Zirkel der Wissensformationen (Visualisierung V 7) ins Schwanken, indem sie die Polarität des Wissens in Anschlag bringen und auf die Ambivalenz in den Akteuren selbst aufmerksam machen – jeder der Beteiligten schwankt zwischen Überzeugung und Zweifel am Überleben.



V 7: Rieff, Wissenstransformation (eigene Darstellung)

Auf der methodischen Ebene stellt sich die Frage, inwieweit nicht dem Spiel selbst ein ambivalenter Charakter grundsätzlich zuzuschreiben ist, da es zwischen Fakt und Fiktion angesiedelt ist. Allerdings ist diese Möglichkeit hier auszuschließen, da sich Glaser/Strauss im verwendeten Modell der wechselseitigen Täuschung auf den „So tun als ob“-Charakter beschränken, ohne weitere Erläuterungen und Differenzierungen zu Goffman (vgl. Goffman, 1973) oder

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

Mead (Mead, 1975), weil es den Autoren um die strukturelle Unterscheidung der Interaktionsvarianten zwischen Patienten, Ärzten, Angehörigen geht.

Allerdings zeigt das Ambivalenzkonstrukt in der vorliegenden Untersuchung seine Werkzeugqualität: Indem die Analyse längs der Konfliktlinien verläuft und die einander widerstrebenden Kräfte freilegt, lässt sich im „Spiel der wechselseitigen Täuschung“ ein „Spiel mit Ambivalenzen“ erkennen, in dem der Ich-Erzähler seine Identität als Sohn neu konfiguriert. Dies lässt sich besonders an den Passagen aufzeigen, in denen es um die Vergewisserung seines Status als Sohn geht.

Beziehungsdynamik: Statusveränderung

Bereits der Untertitel „Die letzten Tage von Susan Sontag“ irritiert die Zeitvorstellung: Wie viele zählen als ‚letzte Tage‘? Sind es drei oder dreißig oder offensichtlich doch 365, weil aus dem weiteren Text klar wird, dass vom letzten Lebensjahr die Rede ist? Im Zeiterleben des Sohnes dehnt sich der gesamte Prozess von Krankheit, Behandlung und Sterben ins gefühlte Unendliche. Für die Mutter hingegen ist es ein rasantes Untergehen und schnelles Verglühen.

Die Apostrophierung ‚Mutter‘, mit der immer wieder ihr familiärer Status hervorgehoben wird, stellt ein weiteres Irritationsmoment dar, da sich doch annehmen ließe, dass in einer modernen und besonderen Familiensituation (alleinerziehend, lesbisch lebend) die Anrede ‚Mutter‘ gegen die des Vornamens ausgetauscht würde. In der Kombination mit dem Possessivpronomen und der Häufigkeit der Verwendung wird die Anrede „*meine Mutter*“ zur Beschwörungsformel der genealogischen Beziehung.

Seinem Status als Sohn hingegen zollt er keine große Beachtung, bis auf die ihm testamentarisch verfügte Rolle für die Bestattung. Mehr als um den familialen Status geht es ihm aber darum, sich der exklusiven Qualität der Beziehung in Abgrenzung zu den anderen vielen Freunden zu vergewissern. So auch in der bereits erwähnten Ablehnung des bildlichen Gedenkens durch die einstige

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

Lebensgefährtin der Mutter, in der der Hoheitsanspruch des Kindes auf seinen Status als Sohn und „Alleinerbe“ gesehen werden kann. Obwohl er die „*Dynamik in unserer Beziehung*“ (Rieff, 2009: 44) nicht öffentlich verhandeln möchte, macht er doch darauf aufmerksam, in einem Vaszillieren zwischen der Besonderheit der Mutter-Kind-Beziehung und der Zurücknahme eben dieser: „...*Ich will mir nicht schmeicheln und maße mir auch keine Bedeutung an, die ich nicht hatte, wenn ich sage, dass meine Mutter im Hinblick auf ihre Chancen nicht einfach nur bestärkt werden wollte, sondern von mir (Herv. d. Verf.) bestärkt werden wollte*“ (ibid.). Dieses Akzeptieren seines Status als Sohn bringt schließlich Mutter und Sohn in einer veränderten, ver-rückten Weise einander näher. Der beständige Wechsel zwischen Wahrhaben und Verleugnen wird für den Sohn zur Choreographie einer gemeinsamen ‚Verrücktheit‘, die er mit seiner Mutter vollführt: „...*es war eine folie à deux: sie wollte es nicht wahrhaben und ich konnte nicht*“ (ibid.: 68).

Die Bezeichnung „folie à deux“ übernimmt er aus dem von ihm zitierten mündlichen Statement einer Pionierin der Palliativmedizin, mit der diese die grundsätzliche Situation des Überlebenskampfes zwischen Arzt, Patient und Angehörigen und seine Auswirkungen auf die Finanzierung des Gesundheitssystems kennzeichnet und sie mit „kognitiver Dissonanz“ übersetzt. Die Verwendung dieses (auch) psychiatrischen Terminus führt unmittelbar zum ursprünglichen (begriffsgeschichtlichen) Kontext von Ambivalenz (Bleuler; Riklin, 1910), in dem die Gleichzeitigkeit widersprüchlicher Erfahrung in den affektiven, voluntären und intellektuellen Dimensionen erstmalig theoretisch problematisiert wird (vgl. Kap. 4). Obwohl der Ich-Erzähler dieser Begriffsverwendung nicht nachgeht, weitet er sie in seiner Interpretation doch aus, indem er mit „*folie à deux*“ semantisch eine Intimität der Beziehung zwischen Mutter und Sohn beansprucht, die im Gegensatz zu den sonstigen Abgrenzungen überraschend erscheint. Das Motiv, weshalb er sich auf diesen *Paartanz* einlässt, ist nun nicht mehr die übernommene Selbstverpflichtung, an dem vom institutionellen Rahmen des „*Leukämialandes*“ vorgeschriebenen Maskenspiel der Täuschung

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

teilzunehmen; es ist nicht mehr das Miteinbeziehen der (begrenzten) Macht des Wissens, sondern die Verweigerung des Wissens. Im Vaszillieren zwischen kindlichem Verleugnen und erwachsenem Ausblenden dessen, was zwar sein könnte, aber einfach nicht sein darf, gibt er sich als Sohn zu erkennen, der nicht verwaisen möchte: „Denn wenn ich sie mir als alte Frau vorgestellt hätte, dann hätte ich mich auch der Aussicht auf ihren Tod wirklich stellen müssen“ (Rieff, 2009: 67). Das, was vor dem Hintergrund der Entwicklungsstufen-Vorstellung von Gould (vgl. Kap. 3.1.5) als Nicht-Gewahrwerden der Sterblichkeit der Eltern bewertet werden könnte, generiert hier die affektive Ambivalenz, die er nun auch zulassen kann.

Resümee:

Seinen Bericht vom Sterben und Tod der Mutter gestaltet der Sohn als Ich-Erzähler in einem mäandrierenden Wechselspiel von Annäherung und Entfernung, zwischen Selbstanklage und Verlusterfahrung, schriftstellerischer Distanz und autobiographischer Verlustbearbeitung. Der Statusübergang in die Verwaisung ist geprägt von solidarischem Verhalten. Facetten der Gemeinschaftlichkeit tauchen auf, in denen fragloses, stummes Miteinander deutlich wird. Das Dokument seiner „Zweiten Bestattung“ umkreist anerkennend die intellektuelle Persönlichkeit seiner Mutter und bewundernd und dankbar die medizinische Krebsforschung und deren Protagonisten. Sein Grübeln zieht sich in vielen Schleifen um das Handeln der Ärzte, in denen er deren Entscheidungen, den Wahrheitsgehalt ihrer prognostizierten Erfolgsaussichten und ihre grundsätzlichen Haltungen hinterfragt. In den Variationen seiner möglichen Mittäterschaft bei der Verleugnung der Todeswahrscheinlichkeit entfaltet sich das „Dilemma des Hinterbliebenen“ (ibid.: 26) wie eine riesige Blüte, die er ihr posthum aufs Grab legt, während er selbst weiter im „Meer ihres Todes“ (ibid.: 145) schwimmt und sich damit selbst als der eigentliche Ungetröstete outet. Als solcher schreibt er sich ein in die intensive Beschäftigung seiner Mutter mit der Krankheitsform Krebs, betrachtet nun ihr Leiden als Untröstlicher. Bewältigungsmöglichkeiten der Verlusterfahrung lehnt er ab: „Bewältigung? Noch einmal sage ich, ich glaube

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

nicht einen Moment daran, dass es so etwas gibt. Man betrauert die, die man geliebt hat und die gestorben sind, bis man sich zu ihnen gesellt“ (ibid.: 159). In der klassischen psychoanalytischen Trauerkonzeption wäre diese Haltung als ein Verharren in der Melancholie, als eine nicht gelungene Trauerarbeit einzustufen, weil er selbst als Nicht-Getrösteter zurückbleibt, der sich nicht vom verlorenen Objekt lösen kann (Freud, 1999).

Mit dem Ambivalenzkonstrukt lässt sich dieses Insistieren auf unbegrenzte Trauer anders einschätzen. Es werden nicht eingelöste, nicht gelebte, aber auch praktizierte Ambivalenzen sichtbar, die das Urteil des Ungetröstet-Bleibens revidieren, weil darin entgegen einer ersten Oberflächen-Lesart Veränderung erkennbar wird. Seine Transformation zeigt sich darin, dass er die Differenz zwischen sich und ihr erkennt und zu signifizieren weiß. Sie hat für ihn die Bedeutung des Fremdwerdens seiner selbst, das zwar bedrohlich ist, aber ihm doch einen eigenen Weg ermöglicht: *„Meiner Mutter in ihrem Kampf beizustehen – wozu ich entschlossen war, und nie ist es ihr in den Sinn gekommen, dass ich oder auch ihre engsten Freunde etwas anderes tun könnten – bedeutete vielmehr, zumindest für mich, dass ich mir selbst fremd wurde“* (Rieff, 2009: 92). Es ist ein Gefühl, in dem er sich selbst – unabhängig von seiner Mutter – als emotional hilfsbedürftig wahrnehmen kann, wobei er allerdings gleich wieder den Geltungsanspruch dieses Gefühls damit relativiert, dass er ähnliche Erfahrungen in Gesprächen mit anderen Menschen feststellt. Trotz dieser erneuten Relativierung seiner eigenen Bedürfnisse findet er doch eine Umgangsmöglichkeit für sich darin, indem er *„die Geschichte, die ich mir erzählte,“* (ibid: 44) als **seine** eigene Überlebensgeschichte begreift.

Noch deutlicher wird seine Veränderung ablesbar an der neu dazugewonnenen Perspektive auf die Mutter. Durch das Lesen ihrer Tagebücher nach ihrem Tod gewinnt er einen anderen Einblick in ihren früher als verbissen bewerteten Kampf. Jenseits all seiner angestregten Bemühungen, sich die Kampfeshaltung der Mutter begreiflich zu machen, in denen sein solidarisches Verhalten immer

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.3 David Rieff: Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage der Susan Sontag.

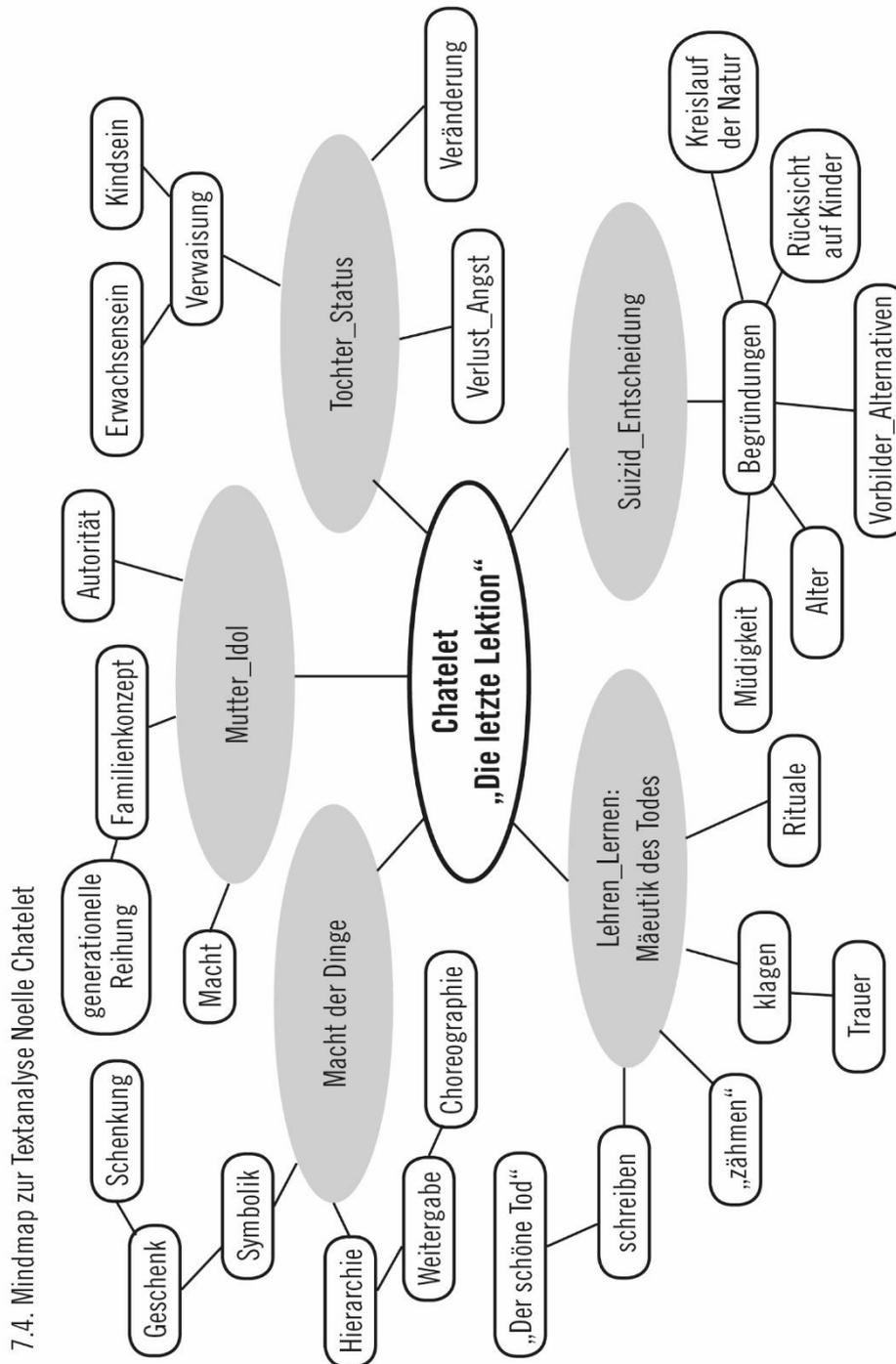
auch einen fremdbestimmten Charakter zeigt, gelingt ihm die Erweiterung und Ergänzung seiner Perspektive durch das Erkennen ihrer Verzweiflung. Diese wird zwar von ihm nicht als Ambivalenz benannt, zielt aber doch in der Betonung der Mehrdimensionalität, die im Bild der Tiefe anklingt, genau auf diese Verfasstheit: *„Seit ich nach ihrem Tod ihre Tagebücher lese, erstaunt mich nicht so sehr ihre Willensstärke, – wie ich es erwartet hatte, weil sie immer so stolz auf sie war –, sondern vor allem die Tiefe ihrer Verzweiflung.“* (ibid.: 42). Tiefe ist das, was in der Polarität von Tod und Leben – so seine Lesart – bei ihr als Hoffnung erscheint: *„Im Tal des Jammers breite deine Flügel aus“* (ibid.: 159) zitiert er den Tagebucheintrag seiner Mutter. Indem er ihn an den Schluss seines eigenen Textes und so ein Stück ihres autobiographischen Textes umdeutet, ihn in seinen Text einverleibt, kann er als praktizierte Ambivalenz gelesen werden. Die Erfahrung des Kampfes und des Verlusts sowie die eigene Verstrickung darin wird nun nicht als geringer bewertet, aber eine Aufwärtsbewegung aus den Tiefen des Konflikts erscheint als möglich. Und so findet er doch eine neue Haltung in Bezug auf sich selbst, die eine „Ent-Schuldung“, in der er Nähe und gleichzeitig Distanz zulassen kann: *„So lieb und wichtig einem ein anderer Mensch ist – man kann nicht so tun, als säße man ständig an seinem Sterbebett“* (ibid.: 158).

Für ihn als Hinterbliebenen bedeutet das schlussendlich, dass er sowohl an sich selbst als auch an seiner Mutter andere Facetten entdeckt. Er kann sich als helfender und zugleich hilfsbedürftiger Sohn begreifen, dem ein bewusstes Abschiednehmen zu Lebzeiten verweigert worden war. In der Verzweiflung der Mutter tut sich für ihn eine vorher nicht gesehene Dimension ihrer Emotionen auf. Diese seine nur behutsam angedeutete, aber doch veränderte Einschätzung und Aufdeckung ihrer ambivalenten Beziehung mündet in der Feststellung von Veränderung in ihrer gemeinsamen Heimatstadt New York: *„Seit dem Tod der Mutter sind in N.Y. viele Gebäude gewachsen...“* (ibid.: 144).

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion



Mindmap 4: Noëlle Chatelet (eigene Darstellung)

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

Plot:

Die französische Autorin beschreibt aus der Perspektive der Ich-Erzählerin in einem posthum verfassten den Abschied von ihrer 92-jährigen, geistig regen, zwar gebrechlichen, aber nicht-pflegebedürftigen Mutter, die sich für einen selbstbestimmten Tod entschieden hat. Den Entschluss dazu hat die Mutter, eine ehemalige Hebamme, schon lange gefasst. Parallel zu den regelmäßigen Besuchen bei der Mutter in den letzten Monaten ihres Lebens, reflektiert die Tochter die eigene Veränderung im Umgang mit dieser Entscheidung im Wechselspiel der Erinnerungen an die eigene Kindheit und der Biographie der Mutter.

Kontext der Lebenssituation:

Die schon seit längerer Zeit verwitwete Mutter lebt alleine in ihrer Pariser Wohnung. Außer der neunundfünfzigjährigen Tochter, einer Schriftstellerin und Dozentin für Creative Writing an einer Pariser Universität, zählen drei Geschwister zur großbürgerlichen Herkunftsfamilie mit gehobenem Lebensstil. Sie werden wiederholt als ein „Wir“ apostrophiert, es fehlen aber weitere Angaben zu ihnen. Die Ich-Erzählerin ist in zweiter Ehe verheiratet; ein erwachsener Sohn aus erster Ehe befindet sich zur erzählten Zeit in den USA. Weitere Enkel sowie ein demnächst zur Welt kommender Urenkel finden Erwähnung, bleiben aber von marginaler Bedeutung.

Soziales Umfeld:

Als sonstige Akteure werden die Studierenden aus dem beruflichen Umfeld der Tochter benannt. Sie sind diejenigen, vor denen sie ihre akute emotionale Verfassung im Unterricht einerseits verbergen will, andererseits auch zu thematisieren weiß. Zu Wohnungsnachbarn gibt es regelmäßige Kontakte. Die Tochter und ihr Ehemann pflegen einen großen Freundes- und Bekanntenkreis.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

Eintritt | Einarbeiten

- **Nachricht von der Entscheidung:**

„Das Datum des 17. Oktober schickte mich gewaltsam in die Schule des Todes, deines Todes“ (Chatelet, 2004: 10). Der genannte Termin ist derjenige Tag, den die Mutter als ihren Sterbetag bestimmt hat und der ausgerechnet auf den Tag nach dem Geburtstag der Tochter folgt. Über die grundsätzliche Entscheidung selbst hatte sie die Kinder schon lange davor unterrichtet und geht von deren Akzeptanz aus.

- **Trennung von den anderen:**

In die Situation eingeweiht sind einige Freunde. Dass die Tochter ihnen gegenüber die Entscheidung verteidigt, sorgt für Trennung innerhalb der Mitwisser-Gruppe, die sich in Gegner und Befürworter aufspalten. Je näher das finale Datum rückt, umso schwieriger wird es für die Tochter, das Vorhaben der Mutter und die dazugehörige Planung geheim zu halten. Noch schwieriger ist es für sie, ihre persönliche Ausnahmesituation im beruflichen Kontext auszublenden und den Kreis der Eingeweihten exklusiv und klein zu halten. Mit ihren Studierenden aus ihrem Schreib-Kurs an der Uni umkreist sie das Problem, indem sie ihnen eine thematisch ähnliche Situation als Schreibaufgabe stellt. Als Lehrende bezieht sie damit die Lernenden in ihre persönliche Auseinandersetzung mit ein. Die darin implizit vorhandene moralische Frage wird nicht erörtert.

Performanz | Bearbeiten

- **Auseinandersetzung mit der Entscheidung:**

Für die Einstellung der Mutter zur Sterbehilfe gibt es innerhalb der Biographie der Mutter Traditionslinien. Als Mitglied in einem Verein für Sterbehilfe hatte sie zusammen mit dem schon vor längerer Zeit verstorbenen Vater für den selbstbestimmten Tod gekämpft. Über dessen Todesumstände erfährt man

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

allerdings nichts; auch über den Verein und dessen Tätigkeit wird Stillschweigen bewahrt. Das Vorhaben der Mutter ihren Tod selbst zu bestimmen, wird nicht diskutiert, die Tochter bemüht sich aber um die Herausarbeitung von Begründungen. An erster Stelle wird dabei das hohe Alter und seine Begleiterscheinung genannt: „*Die Müdigkeit war deine Qual, machte dich traurig, wie die Hinfälligkeit*“ (ibid.: 102). Für ein freiwilliges Dahinscheiden aus dem Leben, werden ähnlich gelagerte Beispiele erwähnt wie ein Suizid aus der Familie des Mannes und die Verkürzung des Leidens beim Tod des ersten Ehemanns der Ich-Erzählerin. Genannt wird auch die Alternativsituation, in der der ebenfalls hochaltrige und moribunde Vater (92) ihres Partners, der ‚auf natürliche Weise‘ sterben möchte, um damit den Wunsch seiner Frau zu erfüllen. Als grundsätzliches Vorbild für ein naturgemäßes Verscheiden im Sinne eines selbstbestimmten Todes werden von der Mutter die Praktiken indigener Völker genannt, die sich aus Rücksicht auf die Familie zurückziehen. Über genauere Modalitäten der von der Mutter angestrebten Todesart erfährt man nichts.

▪ Verantwortung für medizinische Versorgung | Pflege:

Über eine ärztliche Betreuung erfährt der Leser nichts; auch vom Einsatz eines Pflegedienstes oder sonstiger Hilfen bei der Bewältigung des Alltags ist nicht die Rede.

▪ Begleitung Sterbeprozess:

Der Prozess des Abschiednehmens zieht sich über drei Monate hin. Die letzten Wochen werden bewusst als Ausnahmezustand, als transitorischer Übergang gestaltet. Die Besuche der Tochter werden immer länger; Mutter und Tochter reden, lachen, bereiten zweihundert Abschiedsbriefe vor. Sie essen gemeinsam, „oft auch in fröhlicher Stimmung“ (ibid.: 121), nach dem geheimen Motto „*Nicht schwach werden*“ (ibid.: 120). Die Mutter wird mit Delikatessen und Blumen verwöhnt.

Es würde also für dich keine anderen Blumen geben als die, an denen du dich (noch) selbst erfreut hattest, keine anderen Blumen als die des

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

Lebens. Und so habe ich auf deinen lebendigen Körper die Sträuße gelegt, die für deinen Tod bestimmt waren... Habe ihn im Duft der Lilien und der Amaryllis mit dir geteilt (ibid.: 125).

Am nunmehr voraussehbaren, aber von der Mutter nicht explizit mitgeteilten Todestag am 5. Dezember bereitet die Tochter sich und die häusliche Atmosphäre auf die Sterbestunde der Mutter vor. Anwesend sind ihr Partner, ihre Nichte und eine Freundin. Nachdem alle Beteiligten meinen, dass „es“ vorbei sein müsste, erschreckt ein Telefonanruf der Mutter die Tochter: Die Mutter entschuldigt sich für die Verzögerung, die durch den überraschenden Besuch einer Nachbarin eingetreten sei, und kündigt an, dass sie nun bereit sei, „unter die Dusche“ (ibid.: 155) zu gehen.

▪ Trennung von der Leiche | Bestattung | Umwandlung Trauer:

Genaueres über Todesart und deren Umstände sind nicht mehr Inhalt des Buches; auch nicht der Umgang mit der Leiche und die Bestattungsform. Blumensträuße, Mahlzeiten, die offiziellen schriftlichen Todesmitteilungen – allesamt Gesten des üblichen Trauerrituals – werden zeitlich vorgezogen und folgen somit dem Willen der Mutter, die Zeit der Trauer umzukehren. Eng verbunden mit diesen Aktionen ist die Auflösung der Wohnung:

Mir wurde immer deutlicher, dass ich deine Arbeit mit dem psychischen Prozess in Verbindung bringen musste, den man „Trauerarbeit“ nennt, ein Ausdruck, den ich nicht sonderlich mag, auch wenn er durchaus zutreffend ist. Das Aufräumen half dir, die mit den Gegenständen verbundene Erinnerung wieder aufleben zu lassen (ibid.: 106).

Austritt | Verarbeiten

▪ Trennung von den Dingen:

Dem Konzept des geplanten Abschieds entsprechend, findet die Trennung von den Dingen vor dem eigentlichen Ereignis des Todes statt. Mit der Annäherung an das finale Datum, rückt die Übergabe und Annahme von Gegenständen zunehmend in den Fokus, wird zum Unterrichtsfach in der „Schule des Todes“

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

(ibid.: 10). Dem familialen Kontext entsprechend, geht es hier vornehmlich um Akte des Schenkens, d.h. der Transfer vollzieht sich ohne expliziten Ausgleichswert (vgl. Breuer: 2009) im Gegensatz zu Tausch oder Kauf/Verkauf.

▪ „Zweite Bestattung“:

Der Titel des Textes ist programmatisch angelegt: „Die letzte Lektion“ bezieht sich auf den Lernprozess, dem sich die Tochter gezwungenermaßen ausgesetzt fühlt. Das evozierte Bild der Schule, das gewissermaßen die Schulbank einschließt, auf der sich die Tochter emotional wieder befindet, wird von der Autorin ergänzt durch die Einführung eines Schreibheftes, dessen Etikette den Namen der Mutter trägt. Es umfasst insgesamt 17 Einträge, die als inneres retrospektives Zwiegespräch mit der Mutter konzipiert sind. Es wird in den letzten Wochen zur performativen Basis des Abschieds, indem sie sich selbst in der beruflich praktizierten und wohlvertrauten Technik des Schreibens begleitet. Sie plant, ihre Unterweisungen in der „Schule des Todes“, die für sie bislang rein privaten Charakter hatten, zu veröffentlichen, „[...] *um anderen zu helfen, den Tod mit anderen Augen zu sehen*“ (Chatelet, 2004: 87). Nach anfänglichem Zögern ist die Mutter, die an allen bisherigen Büchern der Tochter regen Anteil genommen hatte, von der Richtigkeit dieses Ansinnens überzeugt. Die Tochter verspricht sich von der Möglichkeit der schriftlichen Verarbeitung eine Kraftquelle, die ihr hilft „...bis zur letzten Prüfung durchzuhalten“ (ibid.: 89).

Der Text enthält keine literarische Gattungsbezeichnung; ein Motto fehlt. Gewidmet ist das Buch der Schwester Agnès (die, wie bereits erwähnt, ansonsten nicht genannt wird). Der Text endet mit der kursiv gesetzten Angabe von Ort und Datum des Sterbetages, womit ein dokumentarisch-autobiographischer Akzent gesetzt wird.

▪ Angliederung und Wiedereintritt:

Die Zeit nach dem Tod ist nicht mehr Gegenstand der Darstellung. Im Gesamttext verstreut wird immer wieder die Dankbarkeit für die lebenslang erfahrene

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

Mutterliebe bekundet. Diese interpretiert die Autorin als pädagogische Leistung, durch die ihr selbst die Statusveränderung vom Kind zur Erwachsenen als gelungen erscheint in dem Sinn, dass sie ihr ermöglicht wurde.

Ambivalenzdynamik im Übergangsprozess Verwaisung:

Transformation | Durcharbeiten

Als die Kernkategorien dieses Textes gelten als Ergebnis der Kodierung folgende:

Entscheidung zum Suizid als Gabe | Macht der Dinge | Mutter-Idol | Lehren, Lernen – Mäeutik des Todes | Tochter_Status

Entscheidung zum Suizid als Gabe:

Die Argumentation für ein selbstbestimmtes Lebensende bewegt sich erstmal in einer weitgehend ambivalenzfreien Zone. Die Begründungen der Mutter werden von der Tochter prinzipiell übernommen und sogar als mögliche eigene Position in Betracht gezogen (vgl. *ibid.*: 57). Mit näher rückender Umsetzung in die Tat konzentrieren sich die Gründe auf das Alter und die damit einhergehende Müdigkeit. Das dabei von Mutter und Tochter projizierte Bild der Hochaltrigkeit ist eindeutig negativ besetzt. Dabei dominieren die Aspekte der „*grausamen Fesseln des Alters*“ (*ibid.*: 112), geprägt von der Angst vor dem Verlust von Schönheit und Würde ob eines dahinsiechenden Körpers. Die Gefahr, die eigene Handlungsfähigkeit einzubüßen, zeichnet sich in den Beschreibungen der Mutter nicht ab. Aus dem Schreckgespenst des verfallenden Köpers resultiert schließlich der Appell, das vorgezogene Ende durch Selbsttötung als „Geschenk“ zu sehen, weil es dadurch der Tochter ermöglicht wird, „[die] *Mutter als eine würdevolle Frau in Erinnerung behalten, eine Frau, die es verstanden hat, ihr Ende selbst zu bestimmen und dem Tod ins Auge zu schauen*“ (*ibid.*: 82).

Einbruchstellen für Ambivalenz-Erleben finden sich aber da, wo es um den Zeitpunkt des selbstbestimmten Todes geht. Die lapidare Mitteilung der Mutter über das bevorstehende Datum des Todestags, das sehr nah am eigenen

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

Geburtstag liegt, empfindet die Tochter als brutal. Sichtbar wird für sie darin das ambivalente intergenerationelle Machtverhältnis, das sich im Verhältnis von individueller Entscheidungsfreiheit und mangelnder Rücksicht auf die anderen widerspiegelt: *„Das Todesurteil. Die Todeszelle. Dort saß ich nun. Zu deinem Beschluss verurteilt und noch dazu mit dem Gefühl, viel härter als du verurteilt worden zu sein, denn du hast ja das Urteil selbst gefällt, gelassen und völlig bewusst“* (ibid.: 16). Obwohl sie deren grundsätzliche Entscheidung bisher mitgetragen und auch versprochen hatte, bis zuletzt bei ihr zu sein, um ihr beizustehen, stößt nun die als weiteres Argument für den „Freitod“ herangezogene Vorstellung vom natürlichen Kreislauf des Lebens auf Widerspruch. Die immer wieder positiv betonte Parallelisierung von Geburt und Tod wird durch die zeitliche Komprimierung zum Konflikt. Die zeitliche Koinzidenz von Geburts- und Sterbetag wird schließlich zwar verhindert, die Verzögerung des Termins auf einen nun nicht mehr vorher festgelegten Tag verschiebt aber nur die Konfliktlage. Gelöst wird diese durch ‚praktizierte Ambivalenz‘, indem die Dominanz der Entscheidungsfreiheit in einem Gespräch von der Tochter thematisiert wird und es schließlich zur Übereinkunft kommt, dass die Mutter die Tochter soweit wie möglich in die Planung einbezieht.

Die Macht der Dinge oder die Choreographie der Macht:

Das bevorstehende angekündigte Ende setzt die übliche Zeitstruktur außer Kraft, es verändert einfache Handlungen wie die der Haushaltsauflösung zu symbolisch aufgeladenen Interaktionen. In dem ausführlich dargestellten *„Reigen der Gegenstände“* (ibid.: 98) belegen die Textstellen die Vieldeutigkeit des Schenkens selbst (vgl. Mauss, 1990; Berking, 1996; Langbein, 2002). Das Muster der Wandlungsbewegung der Objekte gibt die Mutter vor, indem sie sowohl Einrichtungsgegenstände, nutzlose und abgenutzte Gebrauchsgegenstände und verstaubte Souvenirs sortiert, hierarchisiert, verpackt, dediziert und verschenkt. Die Ordnung des mütterlichen Haushalts beginnt sich in einem langsamen Prozess mit vielen Stockungen aufzulösen. Die Tochter verstärkt durch ihr Zögern und Zaudern angesichts der ihr zum Teil aufgezwungenen Objekte diesen

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

Vorgang des Vaszillierens. Sie erlebt sich dabei nicht nur als Zerstörerin der Ordnung, sondern in ihrer Phantasie zerstört sie damit auch den mütterlichen Leib, weil sie die Gegenstände von der Person der Mutter nicht zu trennen vermag:

Es kam mir vor, als hätte ich dich bei lebendigem Leib zerstückelt, und ich fürchtete, die Dinge könnten unterwegs zu Staub zerfallen, weil sie dir entrissen worden waren,... (Chatelet, 2004: 97).

Diese Aufhebung der Differenz zwischen sich selbst, den Gegenständen und der Mutter zeigt Nähe zum Konzept der „abjection“³⁵, von Julia Kristeva (vgl. Kristeva, 1982). Diesem folgend, ließe sich hier das ‚Abjekte‘ als jener schwankende Zustand zwischen Objekt und Subjekt beschreiben, aus dem heraus die Tochter aus einer Aversion – vergleichbar dem Ekel bei Kristeva (ibid.: 9) – sich und die Mutter von der Zerstörung des Todes bedroht sieht. Dieser ambivalente Zustand im Dazwischen – außerhalb der Differenz – übt zugleich eine Anziehungskraft aus, die schließlich dazu führt, dass der Tochter die Gegenstände als identitätsrelevante Erinnerungsobjekte erscheinen und sie diesen in ihrem Zuhause einen neuen Ort und eine eigene Ordnung geben kann. Das Vaszillieren wird hier zum Äußersten getrieben – bis zur Selbstaflösung, die nur durch praktisches Handeln wieder zurückgeführt werden kann.

Einen Sonderstatus in diesem Weitergabe-Prozess der Objekte nimmt das Kuscheltier der Kindheit (vgl. Fooker, 2012) ein. Der Ortswechsel dieses Objekts aus der Kindheitsschublade in die Erwachsenenwohnung verläuft undramatisch, allerdings wird sein Aussehen als bemitleidenswert empfunden. Diese Zuschreibung verweist auf die Symbolisierung des Übergangsobjekts Stoffbär, aus der die direkte Bezugnahme auf die Mutter und deren vergleichbar erbarmungswürdige Verfassung lesbar wird: *„...wie mein brauner Stoffbär, [...] den ich in erbärm-*

³⁵ Auf Deutsch Verwerfung oder Verworfenheit. Bei Kristeva beschreibt der Ausdruck auch den Zustand der „Unterwerfung“ – aufzufassen als „die krisenhafte Reaktion auf eine *Bedrohung*, die eher aus dem Inneren des Subjekts...kommt“ (Biebert M., Schetsche M., 2016: 102).

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

lichem Zustand – seine Beine und Arme waren mit alten Nylonstrümpfen verbunden, die dir gehört hatten – in Empfang nehmen musste.“ (Chatelet, 2004: 107). Es ist sein Charakter als „Übergangsobjekt“ (Winnicott, 1953), das ihm diesen Zwischenstatus verleiht und damit die Dynamik des Transfers beibehält und dauerhaft abbildet. *„Zu dem braunen Bären [...] habe ich noch heute eine seltsame Beziehung. Er ist der Einzige, dessen Gegenwart mir noch unpassend vorkommt, der Einzige, der mich unsanft daran erinnert, dass ich keine Mutter mehr habe“* (ibid.: 107). Als Begleiter aus der Kindheit, in dessen äußerer Gestalt sein seltsamer, weil ambivalenter Gehalt erkennbar ist, evoziert er nicht nur Kindheitserinnerung, sondern es gehen von ihm emotionale Impulse aus, die auf die Verletzlichkeit des Alters und den Status der Verwaisung aufmerksam machen.

Seinen Höhepunkt findet der Weiter- und Übergabeprozess der Objekte in der Öffnung einer bislang verschlossenen Schublade. Sie stellt für die Tochter eine *„Büchse der Pandora“* (ibid.: 93) dar, weil sie deren Geheimnisse mit ambivalenten Erwartungen verknüpft. Konfrontiert wird sie u.a. mit den eigenen *„goldblonden, seidigen Zöpfe, die jeweils mit zwei türkisfarbenen Schnüren zusammengebunden waren, wie sie andernorts zum Erdrosseln benutzt werden [...] man sah deutlich, dass die Zöpfe unbarmherzig mit der Schere abgeschnitten worden waren“* (ibid.: 100). Ob die Haare damals fremdbestimmt der Schere zum Opfer fielen oder dieser Akt des Haarschnitts von ihr selbst gewünscht wurde, erinnert die Tochter nicht mehr, wohl aber, dass sie ihrem Sohn dieses Ritual der Sozialisation beim Schuleintritt nicht erspart hat und seine Locken aufbewahrt hat. Die Radikalität des Eingriffs damals parallelisiert sie nun mit dem bevorstehenden letalen Ereignis. Nach dem Tod der Mutter entdeckt sie im Wäscheschrank Haarbündel der Mutter, in denen die unterschiedlichen Haarfarben Rückschlüsse auf deren verschiedene Altersphasen zulassen. Sie nimmt das Haar als Trophäe an sich, als Reliquie im Sinn eines symbolischen Objekts:

...Haarlocken, Kleidungsstücke, handschriftliche Dokumente [...] die einst Teil des Anderen waren oder metaphorisch [...] auf einen bestimmten

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

Anderen verweisen [...] verleihen eine gewisse Macht über den Anderen, von dem man mit ihnen etwas in der Hand hat. Wenn sie dazu dienen, die Trennung vom Anderen zu überbrücken, negieren sie ihm symbolisch die Autonomie, sich fortzubewegen und einen zu verlassen“ (Habermas, 1999: 339).

Durch den Fund mit Macht ausgestattet, vermag sie für sich eine Handlungsalternative zu finden, indem sie in einem Akt der Zusammenführung bei sich zu Hause die Haare der drei Generationen vereint. An diesem Vorgang lässt sich die „*pragmatische Relevanz von Ambivalenz*“ (Lüscher, 2016: 127) erkennen, in der die unterschiedlichen Ambivalenz-Dimensionen aktiv gestaltet werden. So differenziert sie zu Beginn das Objekt Haar als ambivalenzträchtig. Haare beanspruchen Geltung als Anteil am geliebten Lebendigen und als Symbol für Wachstum, sind aber hier zugleich im Umfeld des Todes angesiedelt, was in der grausamen Assoziation des „*Erdrosselns*“ zum Ausdruck kommt. Durch die Rückblenden auf die verschiedenen biographischen Stationen der drei Haarbesitzer verdichtet sich das Erleben dieser Gegensätze zum prozessualen Vaszillieren. Dieses endet in einer neuen Bedeutungssetzung, ihrer Signifizierung. Darin weist die signifizierende Tochter den Haaren von Großmutter, Mutter und Kind einen neuen, gemeinsamen Ort zu und praktiziert damit einen eigenen Weg der Aneignung im Sinn von Selbstermächtigung.

Der Tod als Geschenk:

Innerhalb der Hierarchie der Geschenke rangiert der „Freitod“ der Mutter an oberster Stelle, weil er für die Kinder „Erlösung“ darstellen soll (Chatelet, 2004: 82): *„Das Geschenk, dein letztes mütterliches Geschenk sollte deinem Wunsch entsprechend etwas Herrliches sein, verherrlicht werden. Für dich konnte das nur dein eigener Tod sein. Und zwar jetzt“* (ibid.: 64). Im weiteren Signifizieren des Geschenks enthüllt sich dessen Ambivalenz. Das Geschenk ist altruistisch intendiert, als Ausgleich wird eine transgenerationale Wertschätzung, ja profane „Heiligsprechung“ erwartet. Des Weiteren enthält es zwar ein Versprechen, aber nicht die tatsächliche Befreiung von bzw. Ersparnis einer eventuell schwierigen

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

Pflegesituation. Denn unklar ist, ob im Fall der gegenteiligen Entscheidung, nämlich der für einen „natürlichen“ Tod, eine wie immer geartete Pflegesituation überhaupt eingetreten wäre. Eine Entlastung von den Anforderungen, die eine eventuell langwierige Krankheit zum Tode stellen würde, kann von der Mutter nicht im Voraus angeordnet werden. *„Der herzerreißende Anblick eines langsamen, grausamen Todes bleibt dir erspart. Du brauchst nicht ohnmächtig dem Leid zusehen, das diesen Verfall [...] begleitet“* (ibid.: 82). Diese als Ausdruck der Großherzigkeit vermeinte Gabe verbindet sich zugleich mit einem Machtanspruch: *„Ob wir dieses Geschenk haben wollten oder nicht, stand nicht zur Debatte. Du hattest es uns zugedacht. Das war alles. Nach bestem Wissen und Gewissen. War das nicht der Ausdruck deiner Allmacht als Mutter und der schlagende Beweis dafür, dass du noch immer unsere Mutter warst?“* (ibid.: 65). Da Aushandlungsprozesse völlig fehlen, zwingt sich die Tochter selbst zur widerspruchsfreien Annahme dieses Geschenks: *„Das Geschenk. Denk an das Geschenk. [...] Ich brauchte dir nur zu folgen, nicht wahr? Entsetzen, Zurückgehen kam nicht mehr infrage. Nun hieß es vorwärts zu gehen. Ich verließ mich nur noch auf dich, um mit dir Schritt zu halten.“* (ibid.: 82). Das darin enthaltene Ambivalenz-Potential wird abgelehnt: *„[Ich] zwang mich, in diesem Geschenk kein Paradox zu sehen“* (ibid.: 65). Damit wird zwar die kognitive Ambivalenz eingeklammert, im sprachlichen Ausdruck behauptet sich hingegen die affektive Ambivalenz in der semantischen Binnenstruktur des Satzes, nämlich in der Metapher vom *„schlagenden Beweis“*, der die Machtausübung der Mutter evident macht. Die Macht ist ungebrochen – die grammatikalische Form des Partizips „schlagend“ beansprucht Gegenwärtigkeit. Andererseits schränkt in der unmittelbar folgenden Formulierung *„[...] noch immer unsere Mutter warst“* das Adverb „noch“ die bisherige und zukünftige Wirkungsdauer der Macht ein. Die Gabe des „Freitods“ verrät in dieser Lebenszeit übergreifende Dynamik und ihren vaszillierenden Charakter, in dem das Neue, das Ende der mütterlichen Macht schon zu ahnen ist.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

Mutter_Idol:

Die Beziehung zwischen Mutter und Tochter wird als „ein nie unterbrochener Dialog“ (ibid.: 24) beschrieben und als einzigartige, ideale Kommunikation herausgestellt. Als bildlicher Beweis dafür gilt der Tochter ein Foto, das die Mutter der Tochter in der Abschiedsphase übergibt. Es zeigt die Mutter, wie sie ihre Tochter als kleines Kind auf einer Wiese „abhält“, den Ausscheidungsprozess des Kindes damit unterstützt. Die in diesem Blick auf die Kindheit angesprochene Hilfe zur (muskulären) Selbstkontrolle verweist auf die II. Entwicklungsphase im Diagramm von Erikson: Autonomie vs. Scham und Zweifel. Von der Spannung zwischen zwei Polen ist allerdings keine Spur in der Interpretation des Bildes zu finden, denn als erwachsene Frau sieht die Tochter in diesem Bild die Verschränkung der Körper von Mutter und Kind als „*Schaukel in vollkommenem Gleichgewicht*“, die ihr den „*einzigartige[n] Dialog zwischen dir und mir, was die Dinge des Lebens betrifft*“ (ibid.: 21) vor Augen führt. Die dargestellte Situation vor ihrem inneren Auge wieder präsent, erlebt sie sich unvermittelt als Kind und die Mutter als Beschützerin, die ihr alle Angst nimmt. Diese als Symbiose gedeutete Szene wird nun für die erwachsene Tochter zur Schlüsselszene, in der ihr die Mutter als Lehrmeisterin erscheint. In dem folgenden Zitat imaginiert sie eine Anweisung der Mutter, die ihr zeigt, wie sie mit Leben und Tod umzugehen hat. „*Ich bringe dir bei, wie du mit dem Tod, mit meinem Tod, umgehen sollst, so wie ich dir beigebracht habe, die Angst vor dem ersten Pipi im Garten unseres Hauses am Meer zu überwinden*“ (ibid.: 22). Die hier postulierte Parallelisierung zweier Situationen aus unterschiedlichen Alters- und Entwicklungsphasen mit ebenso differenter Tragweite zeigt deutlich die Schwierigkeit des Statuswechsels Verwaisung: Um sich auf den mutterlosen Zustand vorzubereiten, wird eine Kontinuität beansprucht und das Signifizieren von Ambivalenzerleben vermieden. Gerade das Bild der Schaukel, der Bewegungsverlauf des Hin und Her, das Schwingen zwischen zwei eventuell extremen Höhepunkten könnte doch als ambivalenzhaltiges Bild für die Beziehung zwischen Mutter und Kind in ihren unterschiedlichen affektiven

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

Tönungen herangezogen werden. Stattdessen wird es konträr eingesetzt – es dient als stillgestelltes Standbild für den gemeinsamen Lebensfilm, in dem das Behütetsein wichtiger ist als das Erreichen der eigenen Unabhängigkeit.

Das Erleben von Ambivalenz wird allerdings im Zusammenhang mit der Idealisierung der Mutter thematisiert. Ihren Gefühlszustand in der Grundschulzeit erinnert die Tochter als den inneren Widerstreit einer „*überglücklichen und zugleich sehr ängstlichen Tochter*“ (ibid.: 43). In einer für sie unheimlichen Situation setzt das Kind auf die magische Kraft der Beschwörung und erklärt die Mutter zum anbetungswürdigen Idol, weil diese dann unsterblich sei:

Ja, aber ich will dich anbeten!“ erwiderte ich lautstark, behielt jedoch das Ende des Satzes [...] für mich, denn die letzten Worte „dann wirst du nie sterben!“ wagte ich nicht zu sagen. Sie auszusprechen, wäre ein Frevel gewesen. Von diesem Augenblick an schrieb ich ihnen eine wunderwirkende Kraft zu, wie es nur ein kleines Mädchen tun kann, das sich von Gotteslästerungen angezogen fühlt und sich zugleich davor fürchtet (ibid.: 44).

Dieser Umgang mit der Ambivalenz von Blasphemie zeigt, dass es dem Kind kraft dem ihm eigenen kreativen Potential gelingt, den inneren Konflikt zu gestalten. Im allerletzten Dialog der beiden greift die Tochter auf die damalige Lösungsstrategie zurück, indem sie die Wunschvorstellung einer ewig lebenden, weil vergötterten Mutter als endgültig letzten Satz an die Mutter per Telefon richtet: „*Ich konnte noch nicht auflegen. Daher fügte ich hinzu: ‚Ich bete dich an.‘ Wie damals. Diesmal hast du mir nicht widersprochen*“ (ibid.: 155).

In dieser Wiederholung der kindlichen Beschwörungsformel zeigt sich Veränderung in der Beziehung. Es ist zwar klar, dass die magische Wirkung gebrochen ist. Gerade deswegen spricht sie den Satz aus und bekräftigt damit für sich ihre eigene Umgangsweise, ihre Bewältigungsmodus mit dem Konflikt.

Lehren und Lernen – die Mäeutik des Todes: Den Statuswechsel vom Kind zur Erwachsenen:

Der im Titel des Buches „Die letzte Lektion“ assoziierte Anspruch auf ein zu

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

bewältigendes Pensum soll durch das adäquate Lehren und Lernen eingelöst werden. Das Lernziel steht für die Mutter als ehemalige Hebamme fest – sie hat ihr eigenes Konzept, mit der sie die Tochter von deren Angst vor Tod und Verlust entbinden möchte. In diesem – nach Ansicht der Verfasserin unbewussten Rekurs auf die sokratische Methode der Mäeutik – soll im dialogischen Verfahren von Mutter und Kind, von Lehren und Lernen die Erkenntnis heranreifen, dass der Tod zu „zähmen“ sei. In diesem Tableau überhöht sich die Mutter selbst zur Lehrmeisterin der Natur, in der Geburt und Tod harmonisch miteinander verbunden sind. Allerdings entsteht in diesem Verhältnis der *imitatio* ein Sprung, ein Riss: Die unterstellte Natürlichkeit des Todes entlarvt sich letztendlich durch die Entscheidung der Mutter für den gewaltsamen Tod als idealisierende Vereindeutigung.

Das Erleben dieses Lehr- und Lernprozesses in den drei Monaten ist geprägt durch den Wechsel von kindlicher und erwachsener Perspektive. Einerseits beharrt sie auf dem Beibehalten des inneren Kindes, wehrt sich gegen die Verwaisung, indem sie den Status Kindsein verteidigt: „...Zu früh auf jeden Fall für uns... Und auch zu früh, weil ein Kind, selbst wenn es schon lange dem Kindesalter entwachsen ist, den Tod der Mutter immer als zu früh empfindet“ (ibid.: 71). Andererseits erkennt sie auch, dass „[...] mein kindlicher Anspruch, dich im Namen der Liebe noch länger in meiner Nähe behalten zu wollen“ (ibid.: 49), eine dem Erwachsensein nicht mehr adäquate Haltung ist.

Die Schwierigkeiten dieser Transition sind der besonderen Abschiedssituation geschuldet. In deren letztem Abschnitt konstatiert die Tochter ihre eigene Veränderung, die für sie einer Persönlichkeitsspaltung gleichkommt: „Und ich war eine andere. Jemand, den ich nur mit Mühe wiedererkannte, da ich dieser Jemand war [...]“ (ibid.: 109). Mit der Trennung in zwei Personen ent-dynamisiert sie den Veränderungsprozess und benennt damit die gleichursprünglichen Gegensätze ihrer Identität. Das ihr vertraute Tochter-Selbst stellt den einen Pol dar, als den anderen Pol bezeichnet sie den ihr fremden Jemand. Die Differenz vom vertrauten zum fremden Selbst kann sie als gleichwertig ansehen. Erst durch

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

Unterscheiden und Anerkennen von gleichwertigen bipolaren Gegensätzen erkennt sie auch dessen identitätsstärkendes Potential: „*Ich dachte: Vielleicht ist man sich gerade dann am nächsten, wenn man ein anderer ist*“ (ibid.: 109). Das Tempo dieses Schritts nach vorne in den neuen Status des Erwachsenseins wird immer wieder durch retardierende Momente gebremst, die die Ablösung verzögern. Dass z.B. Objekte der Kindheit wie Schulhefte oder Kuscheltiere noch immer bei der Mutter „zu Hause“ sind, betont den noch andauernden Fürsorgehabitus der Mutter. Besonders ausgeprägt zeigt er sich auch bei der alljährlichen Bezugnahme der Mutter auf die Geburtssituation der Tochter, die sie als Ritual gestaltet durch einen Anruf zur Geburtsstunde und dabei den ersten Schrei des Babys imitiert. Damit reproduziert sie den Beginn ihrer Elternschaft, holt das Kind – unabhängig vom jeweilig erreichten Lebensalter – wieder zurück in den Anfangsstatus, hält das Kind in gewisser Weise gefangen und zeigt damit Züge von Kaptivation.³⁶ Dass die Geburt der jüngeren Generation (der eigenen Tochter) auch das Sterben der älteren Generation (der eigenen Mutter) initiiert, macht die gleichursprüngliche Polarität von Geburt und Tod aus (vgl. Arendt, 1960) und deren daraus folgende Ambivalenz. Das Auffinden von Gemeinsamkeit und zugleich Differenz dieser Polarität wird zur konkreten Herausforderung. „*Nein, der Tag, an dem du stirbst, kann und darf nicht nur so etwas wie ein Geburtstag sein, denn an dem Tag, an dem du stirbst, sterbe auch ich ein wenig, was immer du auch tust!*“ (ibid.: 37) – zwischen diesem Leugnen der Polarität und der gegensätzlichen Erkenntnis, „*[d]ein angekündigter Tod würde und konnte nicht bedeuten, dass auch ich sterben würde*“ (ibid.: 61), wird allerdings die Differenzierung zwischen sich und der Mutter möglich und damit auch die Anerkennung von Identität und Alterität.

Tochter-Status: Veränderung und Zeit-Umkehr:

Wie im Kap. 3.1 ausgeführt, stellt der schwer vorhersehbare, ja unbestimmte Zeitpunkt des Elterntods eine wichtige Facette im Verwaisungsprozess

³⁶ Zu Kaptivation als „wechselseitige Verstrickung“ im Sinne eines Ambivalenzstils nach Lüscher (Lüscher, 2012), siehe Kap. 8.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

Erwachsener dar. Diese Ungleichzeitigkeit zwischen Gewissheit und „hora incerta“ ist im konkreten Beispiel insofern verändert, als nun der Tag feststeht aber noch nicht die Stunde. Es kommt zu einer eingeschränkten Offenheit. Zugleich sorgt die Terminierung für eine Zeit-Umkehr. Deutliches Beispiel dieser Schubumkehr ist der ostentative Umgang mit Trauer. Die passive, weil zurückgewandte Erfahrung des Verlusts kippt um in ein aktives Begleiten des Verlierens, in dem alle üblichen Trauerzeichen (Blumen, Abschiedsbriefe etc.) vorgezogen werden. Die Trauer soll – nach Vorstellung der Mutter – mit dem Tod beendet sein. Mit der Forderung nach zeitlicher Begrenzung der Trauer (vgl. Wittkowski, 2010) verbunden ist die Vorstellung von der erfolgreichen Ablösung des inneren, verlorengegangenen Objekts. Die Ablösungsstrategie der Tochter stellt sich folgendermaßen dar: *„Du hast deinen Platz in mir gefunden. Du hast dich in mir ganz klein gemacht. So stelle ich es mir zumindest vor, wie ich dich sehr organisch – ebenso organisch, wie meine Angst es war – integriert habe... von nun an trage ich dich in mir wie ein Kind. So wie du mich in dir getragen hast und noch dazu mit der glücklichen Gewissheit, dass ich dich nie verlieren werde“* (Chatelet, 2004: 62f.). Ob die Herangehensweise der Tochter damit dem klassischen Trauer-Konzept entspricht oder eher neueren Vorstellungen von „Trauerarbeit“, ist hier nicht zu erörtern (siehe Kap. 2.1). Wichtig ist jedoch, dass der von der Tochter vollzogene Statuswechsel in die Verwaisung den von der Mutter vorgegebenen Rahmen des Lehrprogramms sprengt, weil sich dieser Übergang nicht nur auf die individuelle Veränderung beschränken lässt, sondern auch in der sozialen Umgebung bekundet werden muss (vgl. Wolf, 2013). Dieser Notwendigkeit der Ausweitung des intimen Dialogs mit der Mutter entspricht die Tochter, wenn sie in einer knappen autobiographischen Referenz von einer Gedenkveranstaltung in Paris berichtet, die drei Monate nach dem Tod der Mutter stattfindet, *„[...] um dich nach deinem Tod zu ehren“* (ibid.: 79). Statt einer herkömmlichen Trauerfeier wird ein zu Lebzeiten entstandener Dokumentarfilm³⁷ über die Mutter gezeigt. Im Bekennen zu diesem nunmehr öffentlichen

³⁷ Filmvorführung am 15. März 2003 im Theatre de l’Athénée. Mireille Jospin-Dandieu, une

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

Traueritual beugt sich die Tochter nicht mehr der Macht der Mutter und findet ihre eigene Form des Gedenkens.

Resümee:

37 Jahre nach dem Erscheinen des Buches „Ein sanfter Tod“ von Simone de Beauvoir zeigt der Text von Noëlle Chatelet „Die letzte Lektion“ eine andere Wertung und einen anderen Umgang mit dem Tod der Mutter. Konnte sich de Beauvoir noch nicht vorstellen, um einen alten Menschen zu weinen, steht hier das schwierige Loslassen des erwachsenen Kindes von der hochbetagten Mutter im Zentrum. Dass sich diese Darstellung einer „Lerneinheit des Lebens“ im Diskurs von Sterbehilfe bewegt und ganz konkret um die Frage nach der Überlänge des Lebens kreist, zeigt den Facettenreichtum der Übergangssituation Verwaisung.

Der hier beschriebene Transformationsprozess wird von der Tochter als persönliches Wachstum bewertet: Das ängstliche Kind, das den Verlust der Mutter wie den Tod fürchtet, scheint nun für ein Leben ohne mütterliche Begleitung gewappnet. So gesehen lassen sich die praktizierten Ambivalenzerfahrungen dieses Verwaisungsprozesses als Weg der Emanzipation beschreiben. Für diesen Lernerfolg konstitutiv ist die Form des Lernens, die sie für sich im Lernprogramm der Mutter gefunden hat. Es ist das Schreibheft, der Vorgang des Schreibens, den sie hier in sehr spezifischer Form für sich reklamiert. In Anerkennung des Rechts der Mutter auf deren selbstbestimmten Tod beharrt sie für sich auf dem Recht zu trauern: „Für dich der Tod. Für mich die legitime Klage.“ (ibid.: 37). Für diese Klage beansprucht die Ich-Erzählerin auch eine eigene Form, die ihr als sprachliches Mittel für diese Lebenssituation geeignet scheint. Wenn man den vergleichsweise emotional wirkenden Umgangston im Französischen berücksichtigt (zum Beispiel die ständige Wiederholung einer Floskel wie „Mein

femme en marche. Un film de Bernard Baissat (Baissat, 2000).

Mit diesem Hinweis, der den Leser*innen die Prominenz der gesamten Familie vor Augen führt, wird die Hybridform Autofiktion bestätigt. Er hinterlässt aber auch die Frage, ob die isolierte Herausstellung der biographischen Aspekte die Strategie der Fiktionalisierung verstärkt oder schwächt.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

Schatz“), wird klar, dass die Klage hier eigentlich auf pathetische, teils auch klassisch rhetorische Formen setzt. Zwar wechselt das Pathos mit dem Schildern von banalen Situationen, balanciert zwischen Lachen und Weinen, aber der erhabene Tonfall bleibt von Anfang bis Ende erhalten.

Mit der Hervorhebung der Wortanzahl des Eingangssatzes („*Am 17. Oktober ist es so weit.*“) in der Formulierung: „*mit diesen sieben Worten*“ (ibid.: 9) lässt sich eine Referenz auf den Topos der „Sieben letzten Worte Jesu“³⁸ assoziieren. Der durchgängig gewählte hohe Ton erzeugt in dieser noch stärkeren Überhöhung bei den Leser*innen eine Emotionalisierung, die ihrerseits ambivalent ist und kippelt zwischen Ergriffensein und Abwehr von Rührseligkeit. So findet sich für eine der letzten gemeinsamen Mahlzeiten folgender Vergleich: „*Du hast deine Austern geschlürft. Und ich verschlang dich mit den Augen, mit dem gleichen sinnlichen Genuß. Ich verlor mich in der Betrachtung deiner Schönheit*“ (ibid.: 136). Mit dem Heranziehen von weiblicher Schönheit als Waffe gegen den Tod schreibt sich die Ich-Erzählerin in das Konzept des „schönen Todes“ und dessen Paradox ein. Es verbindet nach Bronfen (1994) Weiblichkeit mit Tod und Ästhetik. Die hier verklärte Schönheit der Mutter, die von der Tochter aufgesogen wird, ja inkorporiert wird, zeigt das Mütterliche als „*gespaltene[n] Begriff, der die ambivalent eingeschriebene Tendenz zu Stabilität und Störung verkörpert und hervorbringt*“ (Bronfen 1994: 163).

Auch wenn die Frage nach weiblicher Ästhetik hier nicht von Relevanz ist und daher die spezifische Binnenstruktur des Textes nicht in diesem Zusammenhang analysiert wird, ist es für die Frage der Ambivalenzerfahrungen innerhalb des Verwaisungsprozesses doch von Belang, inwieweit die sprachliche Darstellung die Ambivalenz selbst erweitert und es zu einer Veränderung der Einschätzung kommt. Zwar hat schon die inhaltliche Analyse der Ambivalenzerfahrungen den Prozess der Transformation im Sinn von praktizierter Ambivalenz deutlich gemacht, aber die Berücksichtigung der sprachlichen Ästhetik schärft den Blick

³⁸ Die „Sieben letzten Worte Jesu“ stellen in der christlichen Tradition das Vermächtnis Jesu dar und seine Botschaft an die Jünger.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.4 Noëlle Chatelet: Die letzte Lektion

auf den Text zusätzlich. Die Beurteilung der Transformation als gelungenen Statuswechsel wird von der Verfasserin dahingehend korrigiert, dass die Ambivalenz in der so „*einzigartige[n]*“ Beziehung von Mutter und Tochter – trotz eines abgeschlossenen Trauerprozesses und trotz vollendeter „Zweiter Bestattung“ – erhalten bleibt, ja sich in eine unerwartete Abgründigkeit begibt. Diese Ambivalenz verrät sich in der Schlusspassage, die zwar unauffällig daherkommt und doch den Atem der (deutschsprachigen) Leserin ins Stocken bringt. Im allerletzten Telefongespräch von Mutter und Tochter lautet dieser Satz:

*„Ich bin so weit. Alles ist so weit. **Jetzt gehe ich unter die Dusche.**“
(Hervorh. d. Verf.)
Ich wiederholte jedes Wort, das du gesagt hattest: ‚Du gehst jetzt unter die Dusche. Ist das richtig?‘ ‚Ja, das ist richtig. Verstehst du?‘
‚Ja, ich verstehe... Mama, ich liebe dich.‘“ (Chatelet, 2004: 155).*

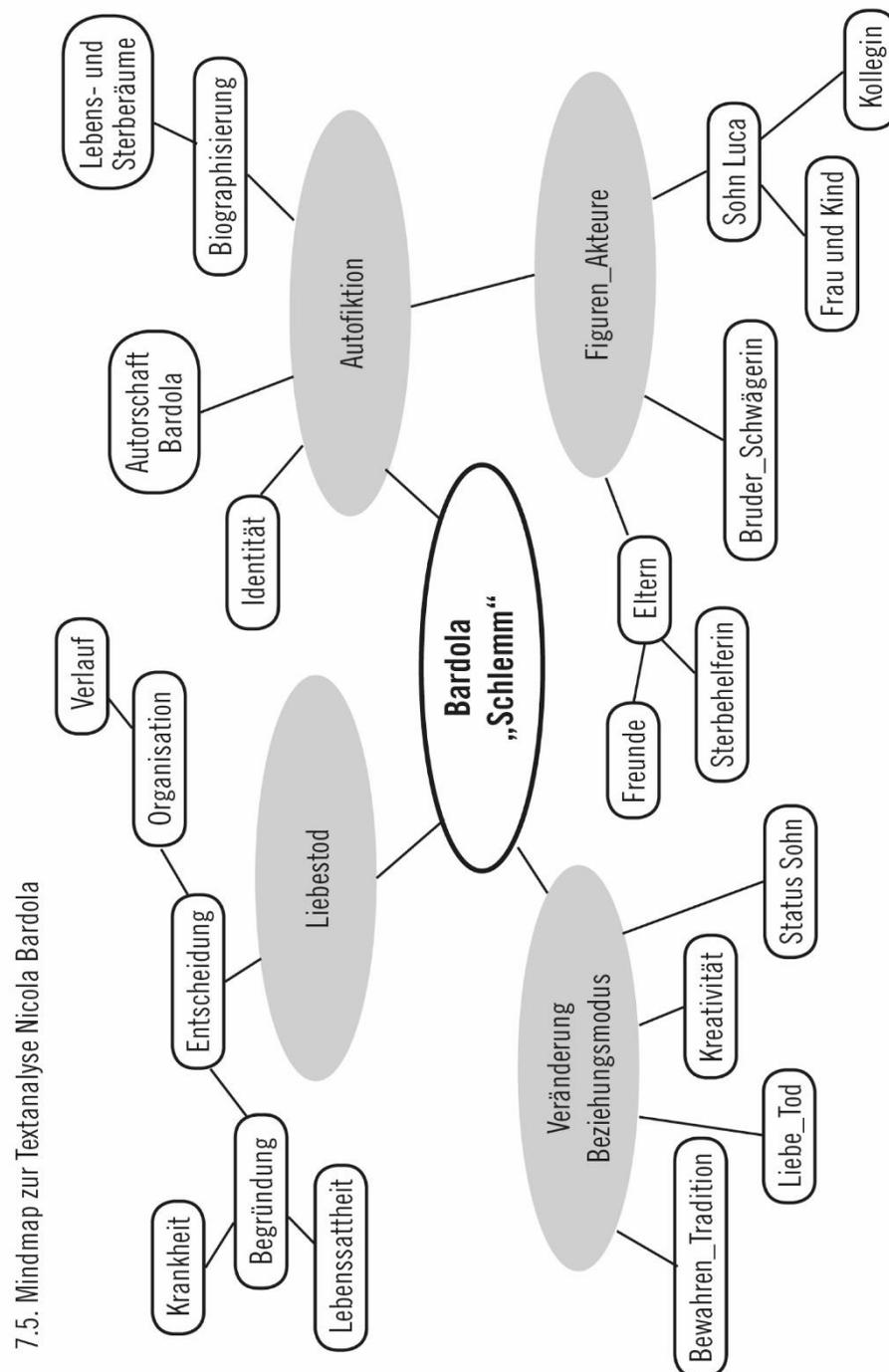
Die Vergewisserung des Verstehens innerhalb dieses kommunikativen Aktes ließe sich einerseits dahingehend interpretieren, dass die Ankündigung des Gangs in die Dusche der Geheimcode für das nun unabwendbar bevorstehende Ende ist. Zugleich entsteht hier aber eine Inferenz³⁹ vom Gang in die Dusche mit Vernichtungspraktiken der NS-Zeit, die das Szenarium eines selbstbestimmten Sterbens in den Kontext von Gewalt umkippen lässt. Diese Lesart der unvermittelten Ausweitung in einen historisch-konnotierten Kommunikationsrahmen setzt einen neuen Akzent in der Frage nach den Prozessen der Identitätskonstruktion: Inwieweit verändert sich die in dieser Textanalyse beschriebene Arbeit an den individuellen Ambivalenzerfahrungen zwischen den Angehörigen zweier Generationen unter den Bedingungen kollektiver Identitäten, in denen Vereindeutigung die Norm ist? Eine Frage, die an dieser Stelle als offen stehen bleiben muss.

³⁹ Als Inferenz ist hier ein Textverstehen gemeint, bei dem Verknüpfungen des Lesers mit historischen Kommunikationssituationen berücksichtigt werden (vgl. Dennerlein, K., 2009: 84).

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

7.5 Nicola Bardola: Schlemm



Mindmap 5: Nicola Bardola (eigene Darstellung)

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

Plot:

In dem als Roman bezeichneten autobiographischen Text, der in der Schweiz angesiedelt ist, beschreibt ein auktorialer Erzähler den gemeinschaftlichen Tod der Eltern aus der Sicht des Sohnes Luca sowie die Verarbeitung seines Abschieds von den Eltern. Im Alter von Anfang 70 haben sie sich angesichts letaler Krankheitsdiagnosen für den durch eine Sterbehilfeorganisation assistierten „Freitod“ entschieden. Das Ereignis des bevorstehenden Todes wird für den Sohn zum Ausgangspunkt der Recherche in das ihm vertraute und doch fremde Leben der Eltern. Die Zeit danach wird als Wende seines eigenen Lebens beschrieben, die in der Wiederentdeckung seiner Kreativität ihren Kulminationspunkt findet und in den den Abschluss des Romans mündet. Dieser Höhepunkt in seinem Verwaisungsprozess korrespondiert insofern mit dem Buchtitel „Schlemm“, als dieser Terminus in den Varianten von Groß- und Kleinschlemm für den Gewinn beim Bridgespiel steht.

Kontext der Lebenssituation:

Vater Paul (75 Jahre) ist pensionierter Mathematiklehrer und ehemaliger professioneller Bridge-Meister. Mutter Franca (71 Jahre) war mit Rücksicht auf die Familie nie berufstätig. Der Hauptprotagonist Luca, Anfang 40, ist von Beruf Kontrabassist in einem Orchester in Siena, wo er mit Ehefrau und der gemeinsamen neunjährigen Tochter lebt. Der um vier Jahre ältere Bruder lebt (zu Beginn des Romans noch kinderlos) mit seiner Frau in der Schweiz. Die Großeltern der Söhne sind schon lang tot; Einzelheiten ihrer Lebens- und Sterbegeschichten finden Eingang in die Darstellung der Familiengeschichte. Die Eltern leben seit der Pensionierung in einem kleinen Bergdorf im Oberengadin im Haus von Pauls Vorfahren. Die materiellen Verhältnisse sind über Generationen hinweg gut. Der familiäre Zusammenhang ist seit dem Auszug der Söhne vor mehr als zwanzig Jahren eher lose; es gibt Kurzbesuche von Sohn Luca (meist ohne Frau und Kind) in relativ großen Abständen sowie größere gemeinsame Familientreffen anlässlich von Geburtstagen.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

Sonstige Akteure:

Die engsten und langjährigen Freunde des Elternpaares, das Ehepaar Elsa und Alex, ebenfalls passionierte Bridgespieler, sind seit Jahren tot – der Mann durch Suizid, die Frau litt an einer tödlichen Krebserkrankung und nahm für sich die Dienste der „Sterbehilfe“ in Anspruch. Besondere Rollen kommen den Akteuren bei der Umsetzung des Sterbewunsches in die Tat zu: Der Sterbehelferin, weil sie schon vor vielen Jahren der Freundin Elsa assistierte, sowie einem Pfarrer und Arzt, dem sich der Vater geistesverwandt fühlt. Eine Schlüsselposition besetzt Lucas Orchesterkollegin, die ihre Eltern vor einiger Zeit kurz hintereinander durch Suizid verloren hat und von der sich Luca auf besondere Weise angezogen fühlt.

Eintritt | Einarbeiten

- **Nachricht von der Entscheidung**

Bei einem Besuch der Eltern erfährt Sohn Luca gemeinsam mit seinem älteren Bruder von der Entscheidung der Eltern für einen assistierten „Freitod“. Vier Monate später teilt ihm der Vater telefonisch das endgültige Datum mit, das in zwei Wochen bevorsteht.

- **Trennung von den anderen**

Luca nimmt drei Wochen Urlaub, ohne beim Arbeitgeber Gründe zu nennen. Seiner Orchesterkollegin vertraut er die Entscheidung der Eltern an und macht sie so zur Mitwisserin. Den Zeitraum zwischen erster Benachrichtigung und finalem Termin wertet er als Vorbereitungszeit auf den Status der Verwaisung in der nunmehr verbleibenden Restzeit als Kind: *„noch Sohn sein, Kind seiner Eltern, mit Vater und Mutter, die man jederzeit anrufen kann“* (Bardola, 2005: 9). Zum wichtigen Bestandteil dieses Zeitsegments wird das Erlernen des Bridge-Spiels in einem Bridge-Club, das ihm die Eltern verweigert haben. Zugleich wird der zukünftige Verwaisungszustand reflektiert und die Unsicherheit des zu erwartenden Status antizipiert: *„Wie lange ist man nach dem Tod der Eltern noch*

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

deren Kind? Wird man erwachsener, wenn die Eltern sterben? Luca weiß es nicht“
(ibid.: 11).

Performanz | Bearbeiten

Auseinandersetzung mit der Diagnose:

Die Auseinandersetzung mit der Entscheidung „Freitod“ vollzieht sich in insofern in einem besonders komplexen Begründungszusammenhang, weil es sich um die individuellen Entscheidungen zweier Menschen handelt, die aber in langjähriger ehelicher Beziehung eine Symbiose gebildet haben. Sie soll im gemeinsamen „Liebestod“ (vgl. Macho, 1987: 62) ihre Überhöhung erfahren – übertragen auf die Bridgevergangenheit des Paares soll damit ein „Großschlemm“ statuiert werden. Ein weiteres Argumentations-Feld wird von der fachärztlichen Diagnose aufbereitet, die im Fall des Ehemannes und Vaters mit dem Befund „Blasenkrebs“ zwar eindeutig ist, allerdings durchaus Behandlungs- und Überlebenschancen offeriert. Im Fall der Ehefrau bleibt die Diagnose bis zum Ende äußerst vage beschrieben als „Ungeklärte Baucherkkrankung“ (Bardola, 2005: 37). Der Sohn konzentriert sich aber nicht weiter auf den medizinischen Kontext der Begründungen der Eltern sondern auf die Familiengeschichte, indem er sich an die Erzählungen über das Sterben der Großeltern und an die unterschiedlichen und sich wandelnden Einstellungen der Eltern zum Tod erinnert. Gespräche darüber gehörten demnach zur Familiengeschichte. So diskutierten die Eltern – ausgehend von diversen Zeitungsmeldungen und unter Berufung auf philosophische und literarische Autoritäten – unterschiedliche Positionen zu Sterben und Tod im Allgemeinen sowie im Besonderen zur „Sterbehilfe“. Der „Bilanz-Suizid“⁴⁰ (vgl. Klie, 2007) der alten Menschen, den man aus Zufriedenheit mit dem bisher Erlebten und dem Ende des Verlangens nach Mehr begeht, wird vor allem von der Ehefrau und Mutter positiv für sich in

⁴⁰ Der (umstrittene) Begriff des Bilanz-Suizids gilt in der Suizidologie – unabhängig vom Alter – als ein rationaler Akt, da die Selbsttötung der Einschätzung entspringt, das Leben sei unter keinen Umständen fortzusetzen. Zur Diskussion vgl. Feldmann, Hannover: 2019.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

Anspruch genommen und damit anderen, negativen Meinungen und Sichtweisen widersprochen. Der Vater und Ehemann wünscht sich die „Sterbepille“ für die Generation der Enkelkinder.

▪ **Begleitung Sterbeprozess:**

Gemeinsam wird die Todesanzeige „erstaunlich emotionslos“ (ibid.: 134) entworfen, mit dem ausdrücklichen Hinweis auf die Unterstützung der Sterbehilfe-Organisation ROW, der die Eltern seit dem frühen Tod der engsten Freundin Elsa vor vielen Jahren angehören.⁴¹

Den letzten Lebens-Abend verbringen Söhne und Schwiegertöchter im Haus der Eltern in tradierter Weise mit einem von der Mutter selbst zubereiteten Abendessen und Wein aus dem Weinkeller des Vaters. Als letzter Auftrag der Mutter an den Sohn ergeht das Verbot der Trennung von seiner Frau um der Tochter willen. Am Todestag selbst ist im Elternhaus außer den Eltern nur die Sterbehelferin anwesend. Nach der Einnahme des Mittels, das ihnen die Sterbehelferin bereitstellt, legt sich das Paar in seiner Alltagskleidung auf das Doppelbett im Schlafzimmer, tauscht den letzten Kuss, hält sich an den Händen. Während die Mutter bereits zehn Minuten später tot ist, wartet der Vater auf den ihm mittlerweile vertrauten Arzt. Dieser trifft krankheitshalber mit Verspätung ein, weshalb sich der Sterbeprozess beim Vater auf zwei Stunden ausdehnt.

▪ **Trennung von der Leiche:**

Nach der Nachricht vom Tod der Eltern begeben sich die Kinder in die Wohnung der Eltern, wo ihnen der mittlerweile eingetroffene Arzt und die Sterbebegleiterin ihr Beileid ausdrücken. Außer dass Luca die Fenster öffnet „...für ihre Seelen, falls es sie gibt und falls sie hinauswollen“ (ibid.: 152), gibt es

⁴¹ Die Abkürzung ROW steht für die fiktive internationale „Sterbehilfe“-Organisation Right of Way“. Der Name ist vermutlich in Anlehnung an die weltweite Organisation ‚Right to Die‘ programmatisch zu verstehen, als er die grundsätzliche Freiheit des Menschen anspricht. Damit wird ein positiver Gegenaspekt zu der eher negativ konnotierten Bezeichnung EXIT (engl. = Ausgang; aber auch gebräuchlich als *Exitus* (lat.) der med. Fachsprache für den Eintritt des Todes) angeführt, dem Namen einer der real in der Schweiz wirkenden Sterbehilfe-Organisationen.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

keine weiteren Zeremonien. Leichenbestatter, Polizeikommissar und Polizeiarzt erledigen die weiteren notwendigen Schritte wie Prüfung der Leichen auf Fremdeinwirkung, Sichtung der Patientenverfügungen sowie Befragung der Kinder hinsichtlich der „Tatherrschaft“. Nach dem Abtransport der Toten in Särgen vermittelt die achtlos entfernte Kleidung der Eltern im Schlafzimmer Luca vertraute Nähe und zugleich Ärger über das pietätlose Verhalten der Bestatter. Wenig später findet Luca auf dem PC des Vaters als dessen letzten Eintrag den Dank an seine Kinder.

Bei der Trauerfeier, die ohne religiöse Bezüge in einer reformierten Kirche stattfindet, trägt der ältere Sohn seine mit Luca abgesprochene Rede vor, in der er die Handlungsweise der Eltern als etwas bewertet, was keiner Entschuldigung bedarf. Vielmehr hebt er hervor, dass es sich nicht um ein Vergehen gegen die Liebe handelt, vielmehr um deren „*größtmöglichen Beweis*“ (ibid.: 161). Nach der Einäscherung wird die Asche in einer Doppelurne, beschriftet mit Namen, Geburts- und Todesjahren, auf dem Dorffriedhof bestattet. Eine Mitwirkung des örtlichen Pfarrers unterbleibt auf Wunsch des Vaters.

Austritt | Verarbeiten

- **Trennung von den Dingen – Zweite Bestattung – Angliederung und Wiedereintritt:**

Die Zeit nach dem Elterntod dient der Sichtung der Verlassenschaft. Dazu zählen die Datei „post mortem“ mit dem Hinweis auf Unterlagen, die die Söhne „*nichts angehen*“, außerdem die nochmalige Lektüre der Briefe der Mutter an Sohn Luca aus der letzten Zeit, in denen sie ihre Beziehung zu ihm thematisiert. Darin äußert sie Selbstkritik an der Erfüllung ihrer Aufgabe als Mutter, weil sie den Fürsorgehabitus favorisiert habe gegenüber den emotionalen Bedürfnissen des (jüngeren) Sohnes.

Die „Zweite Bestattung“ im Modus des Schreibprozesses beginnt nach Angabe des Autors erst „*lange nach dem Tod der Eltern*“ (Bardola, 2007: 26).

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

▪ Angliederung – Wiedereintritt:

Die Erinnerungspraxis der Kinder und Schwiegerkinder ist von einer nachahmenden, bewahrenden und widerspruchsfreien Übernahme von Objekten geprägt. Dazu zählen z.B. der nach Rauch riechende Sessel des Vaters (Bardola, 2005: 174) oder die zerkratzte Teigschüssel der Mutter. Übernommen werden auch Handlungsweisen, Alltagsrituale wie z.B. die Zubereitung von Speisen und praktisches Geheimwissen wie z.B. Fundorte von Pilzen (ibid.: 181). Beschrieben wird weiterhin die Eingliederung in Traditionen wie z.B. das Erlernen und Üben der rätoromanischen Sprache und der Anschluss an elterliche Werte: *„Zugleich spürt er, wie die Eltern in ihm weiterleben – Pflichtbewusstsein, Ehrgeiz, Manieren – fast so, als wären Franca und Paul nie gestorben“* (ibid.: 200). Schließlich erfolgt auch die Übernahme der Einstellung zur „Sterbehilfe“: Bis auf die Schwiegertochter treten alle anderen drei Kinder der Sterbehilfe-Organisation der Eltern bei.

Ein Gegenentwurf zur affirmativen Aneignung zeigt sich jedoch im Verhältnis zum Bridgespiel, das Sohn Luca nun entgegen dem vormals geltenden Verbot durch den Vater erlernt und mit Bruder, Frau und Schwägerin praktiziert. Damit schreibt er sich einerseits in die Profession und Tradition der Eltern ein, übertritt damit aber auch das frühere Tabu.

Ambivalenzdynamik im Übergangsprozess Verwaisung:

Transformation | Durcharbeiten

Aus der kodierenden Aufschließung der Texte ergaben sich nachstehende Kernkategorien: **Veränderung Beziehungsmodus | Liebestod | Autofiktion: Roman | Räume | Figuren**

Veränderung Beziehungsmodus zwischen Sohn und Eltern:

Luca beleuchtet zum Zeitpunkt des Abschieds von den Eltern bestimmte Entwicklungsphasen (Kindheit, Adoleszenz und mittleres Erwachsenenalter), indem er Übergangsmomente in der Beziehung zu seinen Eltern reflektiert,

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

denen er seit seinem Auszug vor über zwanzig Jahren gleichgültig gegenübergestanden hat. Es sind erinnerte Ereignisse, Begegnungen und Handlungen, die er als Kind, als Jugendlicher und als Ehemann und Vater gemacht und erlebt hat und nun kritisch bilanziert. In diesen Neubewertungen der Erinnerungen dominieren Vorwürfe gegen die Eltern, die durch ihre Verbote und ihre mangelnde Anerkennung sein Ziel einer künstlerischen Identität als Komponist verhindert bzw. nicht akzeptiert haben. Parabelhaft dafür steht das von ihm im Alter von sieben Jahren geliebte kindlich-narzisstische Schattenspiel, bei dem er immer wieder im Laufen stehenbleibt, um seinen Schatten nach Belieben zu vergrößern oder zu verkleinern. Seine Eltern sehen darin nicht das forschende Kind, das sich an den unterschiedlichen Phänotypen seines Selbst erfreut, sondern machen sich darüber lustig. Im Kontext eines Sporttags wollen sie ihm diese Verspieltheit austreiben, um ihn auf den Ernst des Lebens vorzubereiten. Er solle sich dem Geist des Wettbewerbs anpassen und Leistung erbringen. Die Konfliktsituation zwischen dem Befolgen des elterlichen Ratschlags und der von ihm bevorzugten Bewegungsform beantwortet das Kind Luca mit einem Erschrecken: Beim Hüpfen verschluckt es sich an einem Bonbon und gerät in Luftnot, die nicht aufhören will. Eilends tragen die Eltern ihren röchelnden, auf dem Bauch liegenden Sohn nach Hause. Unter sich sieht er seinen Schatten und er wird plötzlich auf das Phänomen aufmerksam, „*dass er nie zugleich in Bewegung und seinem Schatten so nah war*“ (ibid.: 39) wie in dieser Situation. Das Stocken seines Atems, sein keuchend beschleunigendes und zugleich retardierendes Atemholen lässt sich als die ambivalente Ausdrucksform des Vaszillierens erkennen. Das Vaszillieren zeigt hier seine positive Seite: Er kann beides – sowohl den Stillstand der Verzückung im Sehen des eigenen Schattens als auch die Bewegung – für sich als gleichwertig ansehen.

Als nachhaltig ambivalent stellt sich für ihn ein weiteres Erlebnis aus der Kindheit dar, bei dem sein Vertrauen in die Eltern erschüttert wird. Auch hier passiert der Eingriff aus pädagogischer Absicht. Ein von den Eltern in Auftrag gegebener Stoß ins Wasser durch einen anderen Jungen soll dem Kind Luca die Scheu vor dem

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

Eintauchen ins Wasser nehmen. Zurück bleiben eine Narbe am Fuß und der immer noch währende Zweifel, ob die Eltern es tatsächlich gut mit ihm meinen, wenn sie ihm so etwas zumuten. In der hier erinnerten Situation tauchen Facetten zweier idealtypisch gefasster Entwicklungsstufen von Erikson auf. So stellt das kindliche Misstrauen gegen die Eltern – sein Verdacht, sie könnten den Stoß veranlasst haben – sein Urvertrauen in Frage (Entwicklungsstufe I, Erikson 1973: 62). Die erzieherischen Anstrengungen der Eltern wiederum, dem Sohn das Eintauchen in ein anderes Medium zu erleichtern, verdeutlichen in der Sichtweise Eriksons die phasenspezifische Anforderung, „*daß man Dinge lernen kann, auf die man von selber nicht gekommen wäre*“ (Entwicklungsstufe IV, Werksinn gg. Minderwertigkeitsgefühl, Erikson, 1973: 100). Zugleich ignorieren die Eltern mit ihrem fremdbestimmten „Anstoß“, dass das Kind noch nicht bereit ist, sich in den Untiefen des Wassers zu behaupten. So illustriert diese Erinnerung, dass die Impulse der Eltern immer auch Überschreitungen darstellen als Ergebnis des Machtgefälles zwischen Eltern und Kind, das sich als Ausdruck einer grundsätzlichen Generationenambivalenz denken lässt.

Liebestod:

In den Gesprächen zwischen Luca und der von ihm als Beraterin erwählten Kollegin interpretiert sie die Ambivalenzen seiner Eltern-Kind-Beziehung, indem sie ihm den Kern der erinnerten Konfliktsituationen verdeutlicht. In diesem Vorgang des Signifizierens macht sie ihn auf seine Anteile daran aufmerksam, indem sie ihm seinen Wunsch nach dem Tod der Eltern als die Kehrseite der Liebe darstellt. „*Alle wünschen sich manchmal den Tod der Menschen, die sie lieben, meint Marina. Auch den Tod der eigenen Eltern. [...] Er könne sicher sein, dass die Eltern damals mit dem Stoß einverstanden waren, sagt sie. Auch das sei ein Grund, warum er ihnen den Tod gewünscht habe*“ (Bardola, 2005: 197). Als weiteres Indiz für einen Zusammenhang zwischen dem tatsächlichen Todeswunsch seiner Eltern und seinem imaginierten sieht sie das Foto vom toten Paar Stefan und Lotte Zweig, das er als Jugendlicher nach seiner Brasilien-Reise den Eltern gezeigt hatte und damit möglicherweise die Phantasie vom gemeinsamen

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

Liebestod vorzeitig angeregt hat. Hinter der „Lebenssattheit“, die die Mutter als Argument für ihren „Bilanz-Suizid“ einführt, stehe in Wahrheit ein Liebeskonflikt, in dem Mutter und Sohn gefangen seien. Als Ursache dafür deutet die Kollegin die Unerfülltheit des Lebens der Mutter (ohne Beruf) nach dem Auszug der Kinder, das Problem „...ohne ihren schönsten Lebensinhalt leben zu müssen“ (ibid.: 198). Mit seinem zugestanden ungeklärten Verhältnis von Nähe und Ferne, mit dem die Beziehung zur Mutter stillgestellt war, „förderte [er] vielleicht ihre Todessehnsucht. Das könne er nicht rückgängig machen“ (ibid.: 198). Die Vorwürfe und die Schuldzuweisungen an die Eltern, die er für seine Verletzungen und seine Unzufriedenheit mit seinem Beruf verantwortlich macht, geraten durch die plötzlich als solche empfundene Mitverantwortlichkeit, ja Schuld an der tödlichen Entscheidung seiner Mutter in ein Schwanken, das von der Verfasserin als eine weitere ambivalente Gefühlslage identifiziert wird. Textintern variiert Luca die hier angedeuteten möglichen Begründungen, die seine Teilschuld implizieren.

Mit ihrem Tod erlöste sie sich demnach selbst von der unerfüllbaren Sehnsucht nach ihren Söhnen. Aber damit befreite sie ihre Söhne auch von der Frage, wie sie mit dieser Liebe umgehen sollten. Francas größtmöglicher Beweis für Liebe bestehe also nicht nur darin, gemeinsam mit Paul zu sterben, sondern vielleicht auch darin, den Söhnen ein zweites Leben zu schenken, eine Zukunft mit eigenen Familien. Vielleicht wollte sie die Söhne zugleich von ihrer unmöglichen Mutterliebe befreien (ibid.: 199).

Zwar lehnt Luca dieses Erklärungsmodell der „Phase des leeren Nests“ (vgl. Fooker, 1997: 16) ab, allerdings kann er auch keine anderen Gründe für die stillgestellte Beziehung zu seinen Eltern ausfindig machen. Es bleibt bei der Beschreibung der Konfliktsituation und damit auch bei einem stillstellenden Umgang mit Ambivalenz. Die Ambivalenz von Liebe und Tod als dem Ende des Begehrens lässt sich eindeutig identifizieren in den Erinnerungen des Kindes Luca an die Trauer der Mutter über den frühen Tod ihres Vaters. Es ist die Spannung zwischen der Uneinholbarkeit des Verlusts und der Unmöglichkeit ihn mitzu-

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

teilen. Sie zeigt sich darin, dass das Kind die Trauer der Mutter teilen möchte und es nicht kann und sich deshalb rettet in die Ausdrucksform des Ärgers:

Er spürt wieder einen kindlichen Ärger, die nach so vielen Jahren immer noch riesige Trauer seiner Mutter um ihren Vater nicht nachempfinden zu können. Er mag es nicht, meilenweit von Francas Empfindsamkeit entfernt zu sein. In dem Kind Luca, das im Lodenmäntelchen alljährlich an Aller-seelen [...] vor der Familiengruft [...] neben seiner Mutter steht, die ihre Einsamkeit nach dem frühen Tod ihres Vaters nicht in Worte fassen kann, wächst der Ärger, weil es die Abwesenheit des Großvaters nicht begreifen kann. [...]

Damals begann Luca – woran er sich erst jetzt erinnert –, Franca die Schuld dafür zu geben, dass er die Bedeutung von Tod und Sterben nicht verstand (Bardola, 2005: 201f.).

Dieses kindgemäße Unverständnis führt ihn jetzt, im Zwischenraum der Verwaisung, zu einer Verstärkung des Differenzerlebens. Der kindliche Ärger von damals über das ihm fremde Verhalten der Mutter steigert sich zur eigenen erwachsenen Betrübnis über die damals nicht erlebte Wut, für die er John Lennons Song „Mama, don't go“ als Projektionsfläche zu nutzen versteht:

Er fragt sich, ob Franca ahnte, dass ihr Sohn sich als Kind nach einer so großen Wut wie bei der neunten Wiederholung von ‚Mama, don't go‘ sehnte. Aber woher sollte Francas Sohn John Lennons Zorn bekommen? Lucas Vater und Mutter waren immer zu Hause. Franca wollte und konnte Luca nicht jene verzweifelte Leidenschaft geben, aber sie gab ihm mit dem Liebesbeweis vielleicht die Möglichkeit, den Orchestergraben auf anderem Wege zu verlassen. Sie gab ihm sehr spät – als Wiedergutmachung für den Kloß, den Lack oder für das Fernhalten von Bridge – den unnötig frühen, den vorzeitigen Trennungsschmerz“ (ibid.: 203).

Die fehlende Wut, zu sehen als ausbleibende Möglichkeit der Steigerung des Gefühls des Ärgers, wird hier gleichgesetzt mit der Überbehütung durch die Eltern. Sie kann ein mögliches Indiz dafür sein, dass es keine Chance gab, Ambivalenzen auszuleben und damit auch Kreativität zu entwickeln. Indem er den Tod der Eltern als Geschenk, den Muttertod als Wiedergutmachung interpretiert, übersieht er die Ambivalenzen in der Beziehungsgeschichte. Er

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

sieht nicht, dass ein Kind Wut auf die Eltern haben kann, obwohl es gut versorgt ist. Sein noch immer schwelendes Leiden daran, nur ausübender statt komponierender Musiker zu sein, diese Sehnsucht nach seiner künstlerischen Energie, besänftigt er mit der Wiedergutmachungsthese. Somit beschreibt er das Nicht-Zulassen von Ambivalenz als Hinderungsgrund für seine von ihm angestrebte Identität als Komponist.

Der Roman als Autofiktion:

Wie sich an der Auflistung der Kernkategorien zeigt, nimmt die Form der Verarbeitung, der „Zweiten Bestattung“ einen großen Raum im Text ein. Ein wichtiges Element darin ist das Verhältnis von der Erfindung, der „Erschaffung“ des Buchprodukts „Roman“ zum autobiographisch verbürgten Schreiben.

Im vorliegenden Fall kann man insofern von einem klassischen Modell der Autofiktion (siehe Kap. 5.1.1) sprechen, weil der Autor sich die Differenz zwischen der autobiographischen und der fiktionalen Lesart zunutze macht. Zusätzlich zu diesen beiden möglichen Lesarten, die innerhalb des Haupttextes angeboten werden und zwischen denen bereits eine spannungsreiche Differenz besteht, bietet der Autor verschiedene Paratexte an, die er dem Haupttext zur Seite stellt. So z. B. die Gattungsbezeichnung Roman, der Hinweis im Klappentext auf das Sachbuch des Autors „Der begleitete Freitod“ (Bardola, 2007), dessen Thema mit dem des Romans identisch ist, sowie das umfangreiche „Bonusmaterial“ im Anhang der Taschenbuchausgabe, in dem er die „Biographie des Buches“ nachzeichnet. Die darin enthaltenen Informationen stärken und schwächen gleichzeitig den autobiographischen Pakt, den die Leser*innen mit dem Text geschlossen haben, indem einerseits der reale Hintergrund bestätigt, andererseits der Anspruch formuliert wird, dass es sich um eine fiktionalisierte und damit distanzierte Darstellung handelt.

Auch der Rahmen von öffentlichen Lesungen des Autors – wie beispielsweise auf dem Kongress des Interdisziplinären Forums für Biomedizin und Kulturwissen-

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

schaft (IFBK)⁴² der Universität Heidelberg im Jahr 2008 zum Thema „*Menschenbild und Menschenwürde am Ende des Lebens*“ – zeigt das Changieren zwischen Fakten und deren narrativer Verarbeitung, zwischen den fiktiven und faktischen Lebenswelten, das letztlich unabgeschlossen bleibt. Das Schwanken in der Frage, ob die Darstellung und Verarbeitung des assistierten „Freitods“ der Eltern, seiner Vorgeschichte und der Begleitumstände der Wirklichkeit des Faktischen entspricht oder der Phantasie des Schriftstellersohnes entsprungen ist, trägt letztendlich zum diskursiven Nutzen, zum Mehrwert der Literatur bei. Dieses in der Autofiktion grundsätzlich vorhandene und praktizierte Oszillieren auf Seiten des Lesers muss von Ambivalenzerfahrungen auf der Geschehensebene der Romanhandlung getrennt behandelt werden.

Räume:

Eine spezifische Ambivalenzgestaltung findet sich in der Evozierung von Räumen, die teils vom Autor imaginiert sind, teils als Partikel rezipierter literarischer Raum-Vorstellungen Eingang finden und den Konflikt zwischen Tod und Leben illustrieren. So ist der beengte Raum der „Eisernen Lunge“ immer wieder das Thema in den vom Protagonisten erinnerten Familiengesprächen seiner Kindheit. (vgl. Bardola, 2005: 14). Damals nahm der Vater für sich in Anspruch, auch unter diesen schwierigen Bedingungen (weiter)leben zu wollen. Eine Position, die deutlich im Kontrast steht zu seiner aktuellen Entscheidung. Um diese umzusetzen, wird nun ein Raum gesucht. Unter Bezugnahme auf Franz Werfels utopischen Roman „Stern der Ungeborenen“ (Werfel, 1949) wird die Metapher „Wintergarten“ eingeführt, der bei Werfel den Traum vom Sterbe- und Totenreich darstellt. Ansatzweise wird dieser idealisierte Vorstellungsraum in Handlungsimpulse umgelenkt, indem die Eltern Baupläne für ein letztes gemeinsames Quartier, einen „Sterberaum“ in Auftrag geben. Die Realisierung scheitert

⁴² Das IFBK vereinigt seit 2005 interdisziplinäre ForscherInnen zum Thema „Menschenbilder und Menschenwürde.“ „Menschenwürdig sterben“ bildet ein Teilprojekt des Forums (Universität Heidelberg, 2008).

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

aber am Baurecht. Unschwer ist in dieser allegorisch gefassten Nebenszene der qua Gesetz verhinderte Wunsch auf selbstbestimmtes Sterben erkennbar.

Die Schwierigkeit der Eltern zu Lebzeiten für sich den idealen Sterberaum zu finden, korreliert im weiteren Geschehen mit der Ruhelosigkeit des Sohnes. Der Übergang in den Zustand des elternlosen Sohnes in seine Verwaisung ist durch Bewegung markiert. Während die Eltern sich in ihrem letzten Aufenthaltsort, dem eigenen Schlafzimmer, voneinander verabschieden, gerät der Sohn in eine Ortlosigkeit im Sinn einer Unfähigkeit, an einer Stelle zu verharren, aus der ihn nur das Laufen erlöst: *„Es scheint keinen Ort mehr für ihn zu geben. [...] Aber manchmal bleibt er stehen und schreit die Verzweigung aus sich heraus, so als reiße die Nabelschnur zum zweiten Mal“* (ibid.: 148).

Figuren:

Der Diskurs um „Sterbehilfe“ wird im Roman-Geschehens auf die Rollen der Akteure verteilt. Sie gewinnen in der narrativen Darstellung ihre Gestalt als Figuren und werden in der Lesart der Verfasserin dieser Arbeit zu Facetten des Protagonisten, durch die das Gesicherte, Eindeutige seine Brechung erfahren soll. Sie signifizieren alte und gegenwärtige Konfliktsituationen, indem sie den tradierten Werthaltungen andere als gleich-wertig, eben als ambi-valent gegenüberstellen. Die Liebesehe der Eltern und deren Liebestod wird konterkariert und in ihrem romantischen Absolutheitsanspruch geschmälert durch die Verschränkung mit dem Begehren des jeweils anderen des befreundeten Figuren-Paares, die Entscheidung zum begleiteten „Freitod“ wird vehement angefochten von der Schwägerin, die diese Rolle als Konterpart auch noch nach dem Ereignis beibehält. Auch von Nachbarn und Bekannten wird sie missbilligt. Die Methoden der Sterbehelferin, wie z. B. das Vorlesen aus dem Tibetischen Totenbuch, erscheinen als Kontraindikation zum Weltbild ihres „Klienten“ Paul und dessen Verständnis vom Sterben. Die Figur der Kollegin Marina stellt für den Protagonisten Luca sowohl Therapeutin als auch erotisch begehrte Mutter und Liebesobjekt dar. Sie übernimmt die Aufgabe, die Entfremdung des Sohnes von

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

den Eltern, vor allem in seiner Beziehung zur Mutter, in ihrer ambivalenten Struktur freizulegen.

Die Entscheidung der Eltern für die ihrer Einschätzung nach adäquate Todesart wird von Sohn Luca eher passiv hingenommen. Seine etwas hilflos wirkenden Vorschläge zur Weckung des Lebenswillens wie dem einer Kreuzfahrt oder des Drogenkonsums werden abgelehnt. Für ihn wichtiger als die provokante Entscheidung ist sein Status als Sohn, den er zu verlieren droht: *„Elf Tage lang wird Luca noch Sohn sein, Kind seiner Eltern, mit Vater und Mutter, die man jederzeit anrufen kann“* (ibid: 9). Der von der Sterbehilfe-Organisation festgesetzte Termin des Todestags überschattet seinen unmittelbar darauffolgenden Hochzeitstag. Somit wird das Ende der Sohn-Eltern Beziehung aktuell wichtiger als die Partner-Beziehung. Da dem endgültigen Abschied ein fester Zeitpunkt zugewiesen wird und die Sterbestunde somit nicht mehr *„hora incerta“* ist, wird diese Situation auf den ersten Blick hin ihrer Ambivalenz beraubt, weil sie kein Dazwischen, kein Hoffen und Bangen einräumt, kein mögliches Vaszillieren wie Zögern und Zaudern zulässt.⁴³ In der dann eintretenden Situation des assistierten Todes stellt sich dann aber doch noch eine Ungewissheit ein, da sich das Sterben des Vaters länger hinzieht als erwartet:

Luca denkt, dass Paul vielleicht nicht stirbt. Dass es bei ihm einfach nicht funktioniert. ‚Vielleicht will ihn der liebe Gott nicht‘, flüstert Christina, blass im Gesicht. Luca hofft es einen Augenblick [...] Nach einer weiteren halben Stunde ruft Dr. Strub wieder an. Ja, jetzt sei auch Paul gestorben. Auch er: aus der Welt. Mit dem Vater stirbt der Sohn (ibid.: 150).

⁴³ Vgl. Elias Canettis Gedankenspiel: In dem Roman / Drama „Die Befristeten“. Darin (Canetti: 1952 / 1964) sind die Namen der Akteure in einer Zukunftsgesellschaft identisch mit den ihnen zur Verfügung stehenden Lebensjahren – ihr Todesdatum ist ihnen somit bekannt, da sie aber ihr Geburtsdatum nicht kennen, kennt jeder von ihnen weder das eigene Alter noch das der anderen.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.5 Nicola Bardola: Schlemm

Resümee:

Der Autor findet für die von ihm mit Hilfe seiner Figuren ausfindig gemachten signifizierten Ambivalenzerfahrungen und ihren Fragecharakter unterschiedliche Antworten und Handlungsmöglichkeiten. Er bescheinigt sich selbst positive Veränderung, ja sogar Transformation, die er in das Bild vom Auftauchen aus den Untiefen der Eltern-Kind-Beziehung fasst. So wird für den Protagonisten Luca das körperliche Eintauchen ins Meer zu einer Art Neugeburt, aus der ihm eine Sicherheit erwächst, seine lang vermisste Fähigkeit und Leidenschaft zum Komponieren wiedergefunden zu haben:

Er bewegt sich in Zeitlupe, [...] hört bei angehaltener Luft seltene Geräusche und lauscht umso aufmerksamer in das ruhige und mächtige Rauschen des Meeres [...] Er spürt plötzlich Sehnsucht, nach dem Gefühl endloser Möglichkeiten kurz vor der Entscheidung für einen Ton [...] Sehnsucht nach den Augenblicken am Schreibtisch, in denen er wieder zitternd vor Lust Noten auf ein Blatt Papier schreiben kann. Er hört jetzt mit angehaltener Luft neue Klänge, die in seinem Kopf entstehen. Fragmente von Melodien (ibid.: 202).

Als sein verändertes Ich erscheint nun ein befreiter kreativer Mensch, der mit der Entscheidung der Eltern leben kann und auch ohne sie.

Das Sterben der Eltern reißt ihm einen Teil seines Wesens weg. Luca läuft weiter, immer weiter, bis er nicht mehr anders kann und irgendwann mit dem Sterben einverstanden ist. Erst dann blickt er wieder auf die Uhr. Ja, all dies kann jetzt geschehen sein. Ein Hauch der Erleichterung mitten in der Verzweigung (ibid.: 149).

Der Übergangsprozess ist kein sanfter Wechsel, der sich langsam vollzieht, sondern geschieht eruptiv und ist im Bild des Wassers sowohl am Anfang und am Ende des Romans gefasst: Während zu Beginn das (unfreiwillige) Eintauchen als passives Gestoßenwerden erlebt wird (vgl. ibid: 59), ist der Sprung ins Wasser am Ende ein aktives Eintauchen und wird das Auftauchen als Geburt eines neuen, anderen Ich dargestellt. Die retrospektiv beschriebene Transformation ist hier eindeutig mit Befreiung und innerem Wachstum verbunden und lässt sich demnach als gelungener Selbstbildungsprozess begreifen. Als Voraussetzung

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalyen.

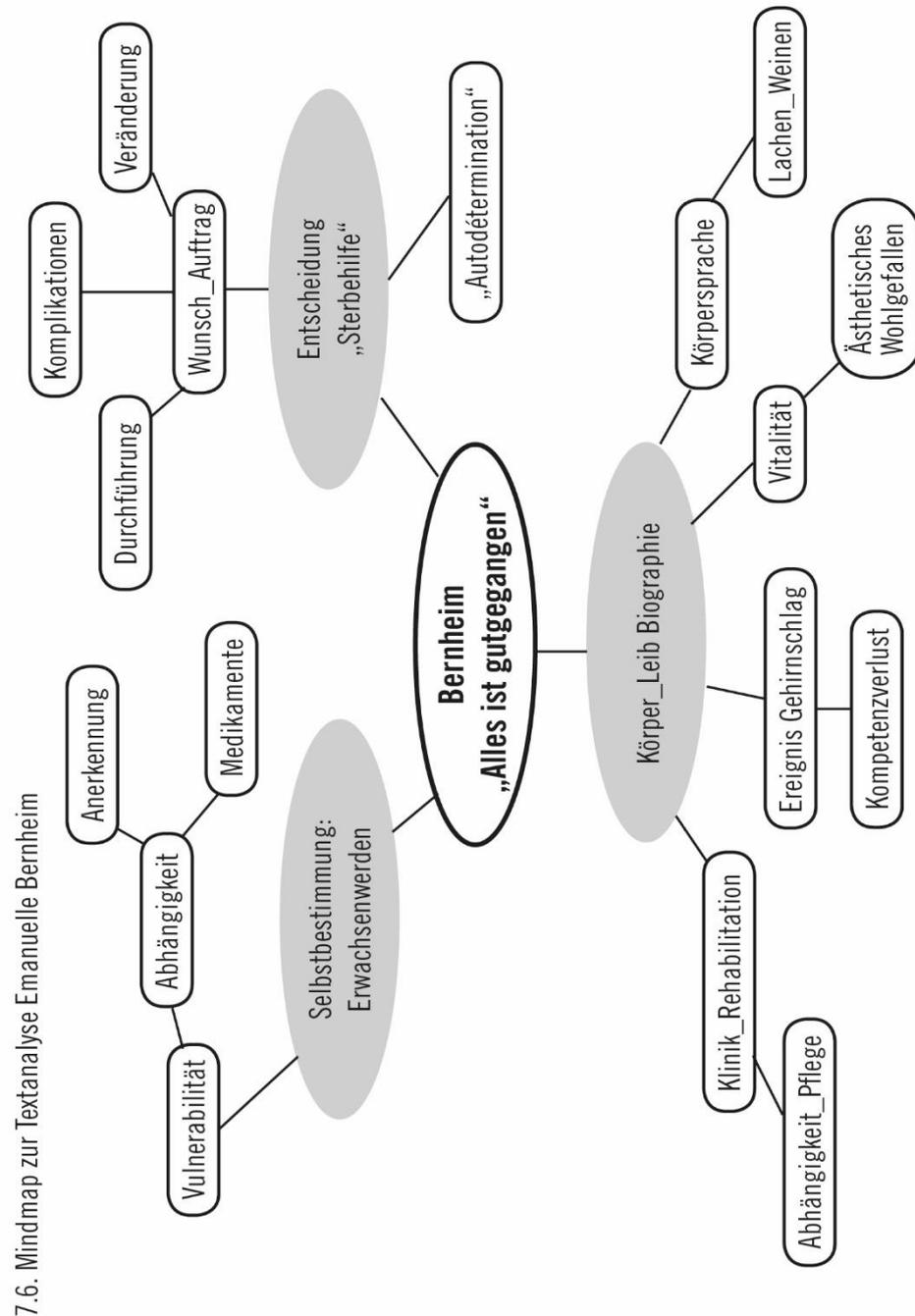
7.5 Nicola Bardola: Schlemm

dafür sind die Unterstützung anderer und die Reflexionsprozesse des eigenen Lebens gesetzt.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“



Mindmap 6: Emmanuele Bernheim (eigene Darstellung)

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

Plot:

Wenige Wochen nach einem Gehirnschlag konfrontiert der 88-jährige Kunsthändler Bernheim seine ältere Tochter Emmanuele (58) mit dem explizit vorgetragenen Wunsch, ihm bei der Organisation seines „Freitodes“ zu helfen. Aus der Perspektive der Ich-Erzählerin berichtet die Tochter, wie sie trotz ihrer inneren Widerstände versucht, diesen letzten Willen des Vaters zu erfüllen. Auch nach deutlicher Besserung seines Gesamtzustands weicht er nicht von seinem Wunsch ab, der zunehmend mehr den Charakter eines Auftrags als den einer Bitte annimmt. Als besondere Schwierigkeit stellt sich bei seiner Umsetzung die Rechtslage in Frankreich heraus, sodass nur der Ausweg in die Schweiz übrigbleibt. Die ursprüngliche Planung für eine gemeinsame Abschiedsreise in die Schweiz, geplant als Luxusreise mit den Annehmlichkeiten von Nobelhotel und Abschiedsessen, wird durch unerwartete Komplikationen unmöglich gemacht. Da sich der Vater bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht mit der praktischen Umsetzung und den entsprechenden juristischen Fallstricken befasst hatte, wird die Ausführung des Vorhabens zu einer Herausforderung entlang der Grenzen der Legalität, die nur unter Rechtsbeistand gelingt. Schließlich findet die Passage an den Sterbeort im Krankenwagen ohne die Tochter statt. Das Gelingen des Geschehens wird ihr von der Beauftragten des Schweizer Vereins telefonisch mitgeteilt.

Kontext der Lebenssituation:

Die 58-jährige kinderlose Tochter Emmanuele lebt zur erzählten Zeit des Jahres 2013 als Schriftstellerin mit ihrem Partner in Paris. Ihre deutlich jüngere Schwester Pascale, eine Kulturmanagerin, ist alleinerziehende Mutter einer Tochter (11) und eines durch eine spastische Lähmung behinderten 17-jährigen Sohns, infolgedessen ist ihr Alltag von ständigem zeitlichen Druck geprägt. Die Mutter der beiden Töchter und Ehefrau des Vaters leidet seit Jahren an einer Parkinson-Demenz und einer damit einhergehenden schweren Depression. Sie lebt, unterstützt von zwei Pflegerinnen, in der gemeinsamen Wohnung mit dem Ehemann André, übt aber keinerlei aktive Rolle (mehr) im Familiengeschehen

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

aus. Die Beziehung der Elternteile ist geprägt durch die offen bezugte Homosexualität des Vaters. Er entstammt einer jüdisch-großbürgerlichen Familie, die schon über mehrere Generationen im Kunsthandel tätig ist. Bis zu seinem Schlaganfall nimmt er aktiv am aktuellen Geschehen auf dem Kunstmarkt teil. Die materiellen Verhältnisse sind entsprechend gut und prägen den liberalen Lebensstil des Vaters und der Töchter. Die Schwestern agieren miteinander in einer kontinuierlichen und unhinterfragten Solidarität.

Sonstige Akteure:

Eine enge familiäre Verbindung hat der Vater zu seiner amerikanischen Cousine. Zum seinem weiteren sozialen Umfeld zählt ein so großer wie prominenter Bekanntenkreis im internationalen Kulturleben, an dem auch die Tochter partizipiert. Darüber hinaus verfügt sie über gute Kontakte zu Ärzten, Rechtsanwälten und Filmemachern, auf die sie während des gesamten Verlaufs als generelle Unterstützer*innen zurückgreifen kann und muss. Außer dem Partner und der Schwester fungiert ein vertrauter und namenlos bleibender Arzt und Therapeut als persönlicher Beistand.

Eine problematische, weil nicht gewaltfreie Beziehung besteht zwischen dem Vater und dem nur mit den Anfangsbuchstaben G.M. benannten Intimus des Vaters. Als des Vaters „bester Freund“ hingegen wird ein Daniel erwähnt, der aber wegen einer anstehenden Herzoperation aus der Unterstützung bietenden Grenzgänger-Gruppe herausfällt und somit eine Leerstelle markiert. Bedeutung zugesprochen wird überdies dem (vorwiegend) männlichen Pflegepersonal inklusive den Krankenwagenfahrern.

Eintritt | Einarbeiten

▪ **Nachricht von der Erkrankung:**

Benachrichtigt von der Krankenpflegerin der Mutter, die den Vater eines Morgens bewegungs- und sprachunfähig aufgefunden hatte, kümmern sich die beiden Töchter um die Versorgung im Krankenhaus. Die ersten ärztlichen

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

Prognosen implizieren wegen der Verschlechterung der Motorik und erheblicher Schluckbeschwerden zunächst nur geringe Aussichten auf Genesung. Nachdem sich aber die durch den Hirnschlag verursachten Sprachstörungen in kurzer Zeit gebessert haben, wird er in eine andere Klinik zur Rehabilitation verlegt.

▪ **Trennung von den anderen:**

Die Einlieferung ins Krankenhaus bedeutet für die Tochter bereits einen ersten Trennungsvorgang, da der Vater ab sofort nicht mehr in der vertrauten Umgebung der elterlichen Wohnung anzutreffen ist. Diese Trennung wird durch die intensiven Kontakte mit der Schwester abgemildert. Die Aufteilung in wissende und unwissende Grenzgänger*innen vollzieht sich in einem mühsam kontrollierten Prozess. In der Reihenfolge derer, die der Vater über seinen Zustand informieren möchte, rangieren zuerst die Freunde und danach die Ehefrau; schließlich soll auch die Öffentlichkeit miteinbezogen werden. Damit soll der Trennungsvorgang aus dem aktiven Leben und die damit einhergehende Separation abgemildert werden. Zugleich erhöht die Nachricht von seinem privaten Unglück als öffentliches Ereignis seine Selbstbedeutsamkeit. Die Tochter muss ihn daran hindern, seine Entscheidung für einen assistierten „Freitod“ vielen Bekannten mitzuteilen. Die Versuche des Intimus G. M., sich ostentativ in die Grenzgänger-Gruppe einzuordnen, enden mit einem Besuchsverbot vonseiten der Klinik und schließlich, auf Drängen und mit Unterstützung der Tochter, auch vom Vater selbst. Diese Ausgrenzung wird von G.M. mit dem Verrat des Suizidplans an die Polizei beantwortet, der ein Verhör der Schwestern hinsichtlich des Tatbestands zur Folge hat.

Performanz | Bearbeiten

▪ **Auseinandersetzung mit der Diagnose:**

Bereits vor dem letzten Schlaganfall hat der Vater etliche schwere Operationen und Krankheiten überstanden. Der Status eines kranken Vaters ist insofern für die Töchter nicht neu. Da die erste vorsichtige Diagnose im Hinblick auf das hohe

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

Alter alles offenlässt, setzen die Töchter auf sein physisches Wiederherstellungsvermögen, seine mentale Resilienz und seine Vitalität. Die befreundete Ärztin vertröstet ihn auf eintretende Besserung und stellt vague und sehr allgemein Hilfe in Aussicht, falls es ihm schlechter gehen sollte.

▪ Auseinandersetzung mit dem Wunsch nach assistiertem „Freitod“:

Der Wunsch des Vaters an die Tochter Emmanuele erfolgt völlig überraschend und ohne Angabe von Gründen während ihres Besuchs im Krankenhaus, das sie daraufhin fluchtartig verlässt. Eine inhaltliche Auseinandersetzung darüber findet nicht statt. Die gewünschte Hilfestellung abzulehnen, wird weder von der Tochter E. noch von ihrer Schwester in Erwägung gezogen, vielmehr hofft Tochter E. auf einen Gesinnungswandel aufgrund der fortschreitenden Besserung seiner Defizite und hofft so, der gefühlten Verpflichtung zu entkommen. Die Mutter verhält sich ihrem Zustand zufolge passiv-neutral. Dass deren Leben in der Demenz für sie selbst eventuell belastender ist als der zukünftige Zustand für den des Vaters, wird unter den Schwestern nicht erwogen. Im größeren Kreis wird auf die Entscheidung mit entschiedenen Stellungnahmen regiert, die von Ablehnung und Verurteilung dominiert sind. So wird die Forderung des Vaters gegenüber seiner eigenen Tochter von deren Partner als unverhältnismäßig gewertet. Die Tochter bemüht zur Legitimation ihres Handelns das genealogische Prinzip der Tochterschaft, demzufolge Hilfeleistungen jeglicher Art verpflichtend sind. Dieses wiederum wird vom befreundeten und mit der Sachlage betrauten Rechtsanwalt in Frage gestellt, der die Entscheidung in den Verantwortungsraum des Vaters zurückweist. Auch die eigens aus den USA angereiste Cousine bringt dem Vater Widerstand entgegen, indem sie mit juristischen Konsequenzen droht.

Im Gespräch mit den Ärzten der Krankenhäuser, in denen der Vater behandelt wird, erfährt die Tochter E., dass die Mediziner den väterlichen Suizidwunsch nicht für voll nehmen. Er wird als typische Übergangserscheinung vieler alter Patienten gewertet und die Wahrscheinlichkeit seiner Umsetzung relativiert unter Verweis auf den natürlichen Überlebenswillen der meisten Menschen. Als

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

auch der letzte Versuch der befreundeten Ärztin, den Vater umzustimmen, scheitert, zwingt die Notwendigkeit, das Verbot der „Sterbehilfe“ in Frankreich zu umgehen, zu einem verdeckten Vorgehen und zum Betrug der Klinikleitung. Solidarität erfährt die Tochter wider Erwarten im Zusammenhang des Verhörs durch eine Polizistin, die ihre Empathie mit ihrer persönlichen Erfahrung aus einer eigenen familiären Krankheitsgeschichte begründet. Schließlich verweigern die muslimischen Krankenwagenfahrer kurz vor dem Ziel die Anfahrt zum Sterbeort in der Schweiz, da sie vom Zweck der Reise erfahren haben und die Absicht des „Selbstmords“ aus religiösen Gründen verurteilen. In dieser Situation ist der Vater erstmalig auf sich allein gestellt und überzeugt die Fahrer von seinem Recht auf Entscheidungsfreiheit und Selbstbestimmung.

▪ Verantwortung für die medizinische Versorgung und Pflege:

Die Verantwortung für die Organisation des formalen Rahmens der diversen Krankenhausaufenthalte übernimmt zur Gänze die Tochter Emmanuele. Sie steckt in ihrem Berufsleben zurück und verzichtet auch auf geplante private Reisen. Intensiv bemüht sie sich, dem Vater den gewohnten Lebensstil zu ermöglichen, zum Beispiel im Hinblick auf das Essen. Große Anstrengungen werden unternommen, um das Interesse des Vaters an Kunst und Kunstmarkt wieder zu erwecken, was teilweise von Erfolg gekrönt ist. Als Reaktion auf das Wiedererstarken des Lebenswillens, die Besserung des Sprechvermögens und der Mobilität und das Wiedererwachen seiner aufmerksamen Wahrnehmung für die ihn umgebenden Krankenpfleger und deren sexuelle Attraktivität, werden von den Töchtern erste Anstalten unternommen, die häusliche Wohnung behindertengerecht auszustatten, um so die die Rückkehr des Vaters in seine vertraute Umgebung vorzubereiten. Die Prominenz des Vaters verschafft ihm in der Rehabilitationsabteilung zwar einige Privilegien, trotzdem leidet auch er im Pflegealltag unter mancher Nachlässigkeit des Pflegepersonals, so z.B. einem versäumten Windelwechseln. Diesen Pflegeakt zu übernehmen verweigert die Tochter. Es ist eine der wenigen Ausnahmesituationen, in denen sie nicht ihrer

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

selbst auferlegten „*Sich kümmern*“-Verpflichtung (vgl. Dieris, 2009: 67) entspricht.

▪ **Begleitung des Sterbeprozesses:**

Die Kontaktaufnahme, die Treffen und Absprachen mit dem Schweizer Verein werden von der Tochter Emmanuele organisiert. Die Vorbereitung der Unterlagen und Dokumente zur Erfüllung der Vereinsbedingungen, wie z.B. die Herausgabe der Krankenakte und die Nachweise über die Vermögensverhältnisse, gestaltet sich als umfangreich und kompliziert. Aufgrund seiner eingeschränkten motorischen Fähigkeiten, handschriftlich seinen Sterbewunsch zu beurkunden, erfordert ein filmisches Dokument seine Absichtserklärung, wodurch die Terminfestlegung des Todestages sich immer wieder verzögert. Zusätzlich will er Aufgaben, die aus der Tragweite seiner Entscheidung erwachsen, und deren Auswirkungen auf das Leben anderer an die Tochter delegieren, so zum Beispiel, wo es darum geht, der Ehefrau und der Cousine seine Entscheidung mitzuteilen oder sich vom Intimus G.M. zu distanzieren. Die mit diesen Aufgaben einhergehende Belastung sowie das Auf und Ab von Verschlechterung und Verbesserung seines Zustandes erhöhen die Vulnerabilität der Tochter E., die diese Belastungen nur mit Hilfe von diversen Psychopharmakas aushalten kann.

Die Anordnung des Rechtsanwalts an die Tochter, dass der Vater allein diesen seinen letzten Weg machen müsse, sowie das Polizeiverhör sorgen für die dramatische Zuspitzung vor der Fahrt von Paris in die Schweiz. In der konkreten Abschiedssituation vor der Abfahrt des Krankenwagens erwarten beide Töchter einen Dank des Vaters, der allerdings ausbleibt. Seine letzten Worte an die Töchter sind der Auftrag, den Verräter an die Polizei ausfindig zu machen.

▪ **Trennung von der Leiche | Bestattung:**

Die einzige aktive Mitwirkung des Vaters bei der praktischen Umsetzung seines Wunsches besteht in Anweisungen für die Beerdigung, die er schon vor längerer Zeit festgelegt hatte. Sein ursprünglicher Wunsch war, im Familiengrab seiner

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

Eltern außerhalb von Paris beerdigt zu werden, um seiner Mutter nahe zu sein „*Es ist ja nur, um bei Mama zu sein...*“ (Bernheim, 2014: 119). Diese Entscheidung wird kurz vor seiner Abreise am Ende umgestoßen, und er stimmt einer Bestattung auf dem Friedhof Montparnasse zu. Über die Ausführung wird nichts mehr berichtet.

Austritt | Verarbeiten

- **Trennung von den Dingen:**

Der Übergabe- und Weitergabe-Prozess ist weitgehend ausgeklammert. Das materielle Erbe erhält insofern Bedeutung, als der Sterbehilfverein die Klärung der Besitzverhältnisse verlangt, um sich der Freiheit der Entscheidung auch in dieser Hinsicht zu vergewissern. Damit soll z.B. ausgeschlossen werden, dass der Tod aus finanzieller Notlage oder aufgrund von Erbstreitigkeiten angestrebt wird. Den Dingen kommt keine große Bedeutung zu, es sei denn, sie sind durch ihre Nähe zum Körper affektiv aufgeladen, wie z.B. Kleidungsstücke oder Nahrung. Einzelnen Objekten wie Geburtstagsgeschenken etc. wird insofern Beachtung geschenkt, als an ihnen eine unterschiedliche Wertschätzung der Töchter durch den Vater konstatiert, aber nicht weiter problematisiert wird.

- **Angliederung: „Zweite Bestattung“ Wiedereintritt Re-Integration:**

Ein Hinweis auf die Textsorte fehlt, ebenso ein Untertitel. „Für Pascale“ lautet die vorangestellte Widmung. Pascale ist auch die Adressatin des Vokativs „*Meine Schwester*“, mit dem der Text endet (ibid.: 206). Trotz des oftmaligen Wechsels des Possessivpronomens von „mein“ zu „unser“ Vater und von „ich“ zu „wir“, bleibt die Erzählperspektive deutlich bei der Ich-Erzählerin. Durch dokumentarische Einsprengsel wie die Geburtsregisterauszüge des Vaters und sonstige autobiographische Referenzen lässt sich die Autorschaft eindeutig der Autorin Emmanuèle Bernheim zuordnen. Der Hinweis auf reale Fälle von „Sterbehilfe“ in

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

Frankreich und die Novellierung des Gesetzes⁴⁴ stellen die Aktualität des gesellschaftlichen Diskurses heraus.

Der Textkorpus umfasst 206 Seiten und ist nicht durch Kapitel untergliedert. Die erzählte Zeit erstreckt sich von der Nachricht des Schlaganfalls bis zur Nachricht über den Vollzug des letzten Willens des Vaters. Das präsentische Erzählen in Form von extrem kurzen Sätzen fokussiert den Handlungsablauf mit seinen dramatischen Zuspitzungen. Häufig wird in verknappter Form auf Namen und Situationen aus Filmen angespielt, was den Skriptcharakter betont. Zahlreiche Absätze erzeugen, im Verbund mit vielen leeren Zwischenräumen, eine typographische Gestalt, die permanent den Erzählfluss unterbricht, ihn ins Stocken bringt. Spiegelstriche, die oftmals an Stelle von Anführungszeichen vor der direkten Rede gesetzt werden, suggerieren die Anmutung des Atemholens in dem gerafften Erzähltempo.

Ambivalenz-Dynamik im Übergangsprozess Verwaisung:

Transformation | Durcharbeiten

Als Ergebnis der Kodierung dieses Textes sind die nachstehenden Kernkategorien zu verzeichnen: **Entscheidung „Sterbehilfe“ | Körper_Leib-Biographie | Selbstbestimmung: Erwachsenwerden**

Entscheidung „Sterbehilfe“:

Auf der Handlungsebene werden zwar die Schwierigkeiten der Erfüllung eines solchen Todeswunsches offenbar, konzentrieren sich aber auf die Hindernisse. Die Entscheidungslage selbst erscheint auf der Textoberfläche frei von heftigen Konflikten. Dementsprechend sind kognitive und voluntative Spielarten von Ambivalenz nicht stark ausgeprägt nach dem Motto: Der Vater hat entschieden, und die Tochter hat die Entscheidung akzeptiert. Erst die genaue Analyse auf Basis des Ambivalenzkonstrukts lässt erkennen, dass die Konfliktlinien nicht in

⁴⁴ Die Hinweise im Buch beziehen sich auf den Stand der Debatte in Frankreich im Jahr 2010.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

einem rational-diskursiven Erörtern eines Dafür oder Dagegen zwischen Vater und Kindern liegen. Erst mit der Verlagerung auf die performative Ebene der Körperlichkeit wird der innere Zwiespalt der Tochter erkennbar. So willigt die Tochter in den Wunsch des Vaters an jenem Punkt dieser Todesfallgeschichte ein, als der Vater mühsam artikuliert: *„Das bin nicht mehr ich“* (ibid.: 57). An dieser und weiteren Situationen zeigt die erzählende Tochter, wie die Entscheidung des Vaters aus seiner Körper-Leib-Biographie resultiert (vgl. Fischer-Rosenthal, 1999: 15 ff.). Mit dem Satz *„Das bin nicht mehr ich“* konstatiert er sein Anderssein, hervorgerufen durch die Beeinträchtigungen der Mobilität, des Sprechens, des Sehens, des Schluckens etc. Analog zu den Schmerzerfahrungen der Mutter von Simone de Beauvoir (vgl. Kap. 7.1), fokussieren die körperlichen Ausfallserscheinungen die eigenleibliche Wahrnehmung des Vaters Bernheim und verweisen somit auf den *„Doppelaspekt seiner [der menschlichen] Existenz als Körper und Leib“* (Plessner, 1928: 294). Ihm folgend, verfügen wir über den Körper nur bedingt, weil zu ihm eine leibliche Dimension gehört als das *„individuelle, radikal subjektive Fühlen, das sich anderen Menschen als solches nicht mitteilen kann“* (Villa, 2007: 19).

Die Ambivalenzdynamik seiner Körper-Leib-Biographie konzentriert sich in der für ihn grundstürzenden Erfahrung des Gegensatzes von Früher und Jetzt, der sich ihm im Verlust der körperlichen Kompetenzen offenbart. Alle Hinweise auf seine erfolgreichen adaptiven Prozesse – *„Und außerdem bin ich ziemlich froh, seit heute Morgen kann ich fast wieder richtig lesen“* (Bernheim, 2014: 137) – ändern nichts an seiner Irritation. Sie umfasst seinen Körper, den er hat und kennt und an dem er Veränderungen feststellen kann. Zugleich erlebt er seinen ihm nun fremden Leib. Es geht also nicht nur um Etwas-Nicht-mehr-Können, sondern diese Erfahrung kommt einem *„Leibverlust“* gleich (Alheit, et al. 1999: 224). Gegenpart dieser Einschränkungen ist seine dauerhafte Vitalität. Daraus erwächst eine Polarität zwischen Lebensunwillen und Hedonismus, die das Ambivalenzgeschehen der Entscheidung für „Sterbehilfe“ forciert. Sie zeigt sich im (Wieder-)Erwachen der Neugierde auf die Kunstwelt und die Welt an sich, die

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

von seinem ästhetischen Ideal der Schönheit dominiert wird, außerdem vom Eros. So erscheinen in den Modellen der Entscheidungs-Umkehr, die die Tochter für sich bzw. für ihn durchspielt, einzig Schönheit und sexuelles Begehren als Argumente, die zur Lebensbejahung führen könnte: *„Und er fügte hinzu: „Weißt du, für so einen wie den würde ich auch auf die Schweiz verzichten.“* (Bernheim, 2014: 158).

Die in diesen und weiteren Textpassagen beiläufig erwähnte Homosexualität des Vaters wird von der Tochter nicht weiter reflektiert oder kommentiert, sondern kann als Beleg für den als liberal-aufgeklärt beschriebenen Umgang mit Körperlichkeit und Sexualität in der Familie gedeutet werden. Wohl aber gibt es Hinweise auf biographische Erinnerungen des Vaters und damit auch die Andeutung von problematischen Erfahrungen mit seiner sexuellen Orientierung, die im Zusammenhang mit Gewalt, Gefährdung und Ausgrenzung stehen (vgl. *ibid.*: 126).

Körper_Leib-Biographie:

Von dieser sexuellen Orientierung unabhängig ist der Interaktionsmodus zwischen Vater und Tochter intensiv körpersprachlich geprägt. Prägnante Beschreibungen seiner Bewegungen, seines Körpers, seines Gesichts belegen diese Umgangsform. Viele Gesten und Berührungen illustrieren eine Nähe, die auch in Rückblenden auf eine ganz selbstverständliche körperliche Vertrautheit schließen lässt. Diese wird im Sich-Kümmern erkennbar, wenn es darum geht, die Einschränkungen der veränderten Lebensführung durch eigene Mitwirkung bei der Pflege zu kompensieren. Die Physiognomie des Vaters, von der Mutter als „babyhaft“ bezeichnet, ermöglicht ihr offensichtlich einen empfindsamen, zärtlichen Umgang: *„Ich möchte ...diesen alten Säugling in den Arm nehmen, seinen kahlen Schädel küssen, seinen kleinen Kopf, und ihn an mich drücken, bis er keine Angst mehr hat“* (*ibid.*: 53).

Dieser fürsorgliche, ja zärtliche Eindruck wird bestätigt und zugleich konterkariert durch Situationen des Lachens. Sie bilden immer wieder im Text semantische

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

Stolpersteine und erschließen neue Aspekte in der Vater-Tochter-Beziehung. Lachen belegt zum einen die emotionale Nähe zwischen Vater und Tochter in den geteilten Erinnerungen an Filme und Musiktitel und an vertraute innerfamiliäre Topoi. Im gemeinsamen Lachen erscheint auch das stille Einverständnis über das, was nicht zu verstehen ist. Das Lachen wird zum Ausdruck der Verlegenheit, der Unmöglichkeit, adäquat zu reagieren:

Vor etwa zehn Jahren, als er gerade für eine dreifache Bypass OP runter [...] gebracht wurde, hatte ich seinen Blick aufgefangen, der auf einem Pflegehelfer lag. Er sah, dass ich es gesehen hatte, und beide brachen wir in Gelächter aus. Noch als er jenseits der Flügeltür zur Chirurgie war, konnte ich sein Lachen hören (ibid.: 16).

Im Gegensatz zu dieser entlastenden Funktion des Lachens gibt es auch die anderen Momente, in denen das Lachen zum Moment der äußersten Trennung wird. An diesen Stellen unterbricht ein Lachen abrupt einen Dialog oder beendet ihn: *„Und mit einer ungeduldigen Handbewegung bedeutet er mir, ich könne gehen. Ich habe dich lange genug gesehen. Mir bleibt einen Moment lang der Mund offenstehen. Und ich lache auf“ (ibid.: 59).*

So auch in der Gesprächssituation, in der die Tochter ihre negative Jugend-erinnerung an ihr damaliges Übergewicht evoziert. *„Ich war 15, ich war dick – kolossal, wie mein Vater sagte. Er zuckte mit den Schultern: ‚Wenn ich daran denke, dass du nicht einmal in der Lage warst, dir einen Typen zu angeln‘“ (ibid.: 70).* Beim Wort „monströs“, mit dem sie vom Großvater damals bezeichnet wurde und das sie nun rückblickend erwähnt, gerät der Vater in einen nicht endenden Lachanfall, in den die Tochter nicht miteinstimmen kann. Sie verweigert sich der erneuten Kränkung: *„Er erstickt fast vor Lachen. Ich nicht“ (ibid.: 129).*

Das Lachen setzt Zäsuren, die ebenfalls auf den „konstitutiv zweideutigen Menschen“ (Bek, 2011: 196), auf sein Körperhaben und Leib-Sein lautstark aufmerksam machen will, denn *„in den Explosionen des Lachens und Weinens [...] manifestiert sich der Verlust der Selbstbeherrschung als Bruch zwischen der*

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

Person und ihrem Körper“ (Plessner, 1979: 221), denn „Lachen und Weinen sind unbeherrschte und gebrochene Antworten auf Situationen, welche beherrschte, auf geordneten Verhältnissen der Person zu ihrem Leibe beruhende und solches Verhältnis wahrende Antworten unmöglich machen, doch die Person zugleich zur Antwort zwingen“ (ibid.: 230).

Diese Formen der Interaktion im Kommunikationsraum sind in ihrem Ende nicht bestimmbar. Das Nicht-aufhören-Können zu lachen (oder zu weinen) verlässt die lineare Zeitvorstellung, entpuppt seine „*prozessual erstreckte Gegenwärtigkeit*“ (Lüscher, 2014: 126) und gerät in den Modus des Vaszillierens, in dem das intensive Ambivalenzerleben zum Ausdruck kommt. So wird im Lachen, das die Pole Nähe und Distanz in sich birgt, eine **Ambivalenzdynamik** von erheblichem Ausmaß erkennbar, die in der vorgeblich konfliktfreien Vater-Tochter-Beziehung das gleichzeitige Auftreten von Liebe und Hass als affektiv-ambivalente Beziehungsstruktur freilegt. Diese Dualität wird anschaulich in der vorhin zitierten Situation der Körper-Leib-Erinnerung der Tochter. Der Wiederbelebung der väterlichen Verachtung für ihr damaliges Aussehen hat keine Bewertung des Verhaltens oder der Person des Vaters zur Folge, keinen Aufschrei der nachträglichen Empörung, wohl aber setzt es Affekte frei, die in ihr Mordfantasien aufsteigen lassen:

Ich kann den Blick nicht von diesem Kopfkissen lösen, das aufgebauscht und pausbäckig, im Licht zu atmen scheint. Meine Finger verkrampfen sich.

Es wäre so einfach.

Die zarte Baumwolle, die weichen Federn. Eine Wolke. Du würdest nichts spüren.

So einfach. Plötzlich wird das Zimmer dunkel. Der Sonnenstrahl ist verschwunden. Und ich erkenne nichts mehr, weder das Kopfkissen noch die Augen meines Vaters.

Meine Schultern entspannen sich. Ich atme leise aus (Bernheim, 2014: 70).

Während in diesem Beispiel die Ambivalenz aufgelöst wird durch die Möglichkeit der Selbstdistanzierung, gibt es andere, kleine Situationen, in denen sich die

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

affektive Belastung ausdehnt. So löst ein angebissenes Sandwich, das die Tochter dem Vater besorgt hatte, ein intensives Vaszillieren aus. Sie schwankt zwischen Wegwerfen und Aufbewahren und kann es erst später, im tiefgekühlten Zustand, entsorgen.

Auf der ersten Ablage, in Blickhöhe, liegt der Rest vom Sandwich meines Vaters.

Ich kann ihn nicht aufbewahren. [...]

Na los, ich werfe ihn weg.

Ich trete auf das Pedal des Mülleimers. Der Deckel hebt sich.

Durch die dünne, glänzende Folie erkenne ich den halbrunden Kieferumriss meines Vaters in dem dunklen Brot.

Mein Arm erstarrt. Darunter, im dunklen Loch, der Abfall.

Ich kann nicht [...]

Ich öffne das Tiefkühlfach, nehme das Sandwich, ein kleiner Eisblock in meiner Hand, und lege es in den Mülleimer. Ich halte den Deckel fest. Er schließt sich langsam und lautlos (ibid.: 35).

Der Abdruck der väterlichen Zähne im Essensrest wird signifiziert zum Abdruck seiner Leiblichkeit. Auf diese Weise mit neuer Bedeutung versehen, wird das Sandwich zum symbolisch aufgeladenen Objekt mit der Opposition von weich und hart, da das weiche Toastbrot zum einen den nährenden Aspekt vermittelt, der Abdruck der Zähne, die zugebissen haben, hingegen den aggressiven Aspekt verkörpern. Das Zaudern und Zögern zwischen Behalten und Wegwerfen des Sandwiches lässt sich *pars pro toto* übertragen auf das Leben selbst: Da ist der alte Vater, der „Sterbehilfe“ beansprucht, die einige Menschen aus moralischer Perspektive auch als ein ‚Wegwerfen‘ seines Lebens bewerten, und die anderen, die ihn dazu bringen wollen, sein Leben zu bewahren. Das Ambivalenzpotential dieses anscheinend nebensächlichen Dings, einem Speiserest, erweist hier seine konstruktiven und destruktiven Anteile (vgl. Fooker, 2016: 161).

Es sind diese Situationen, in denen Ambivalenz in unterschiedlicher Weise praktiziert wird. Sie pflastern sozusagen den Weg in die Verwaisung, der, je näher der eigentliche Abschied kommt, von der Tochter als neuer Status mit positiven Kennzeichen beurteilt wird.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

Selbstbestimmung Erwachsenwerden:

Gemäß der Außenperspektive der anderen schätzt sie sich als *gealtert* ein. Das damit konnotierte negative Moment weicht der positiven Selbsteinschätzung des Erwachsenseins: „*Ich bin kein kleines Mädchen mehr [...] Ich bin robust. Wie das Herz meines Vaters*“ (Bernheim, 2014: 96). Der Zustand der Vulnerabilität wird transformiert in Stärke, in der das Loskommen von Medikamenten – „*[d]u brauchst jetzt kein Lexomil. Du bist jetzt groß*“ (ibid.: 130) – auch heißt, nicht mehr angewiesen zu sein auf die Anerkennung des Vaters. Diese gelungene Ablösung zeigt sich u.a. in der Entscheidung gegen eine Möglichkeit, mit der sie den Vater zur Umkehr hätte bringen können, und sie damit den belastenden Auftrag losgewesen wäre. Sie schließt es aus, den vitalen Impetus seines sexuellen Begehrens zu stärken, indem sie nicht versucht, den Mann, für den er bereit wäre weiterzuleben, zu kontaktieren. „*Hätte ich versuchen sollen, mit LaChapelle⁴⁵ Kontakt aufzunehmen? Um ihn zu meinem Vater zu bringen? Stopp. Das reicht*“ (ibid.: 158).

Damit akzeptiert sie die Tragweite seiner Entscheidung als Ausdruck der Selbstbestimmung – einen Begriff, den sie (in der französischen Version *Autodétermination*) davor noch mit ähnlich klingenden, negativen Begriffen wie (Selbst-)Zerstörung assoziiert hatte. Das Akzeptieren seines Wunsches nach Selbstbestimmung hat für sie ihre eigene Emanzipation zur Konsequenz: Sie erfüllt nicht mehr fraglos die väterlichen Aufträge. „*Ich habe genug getan. Zu viel sogar. Ich habe ihm in allem nachgegeben. Jetzt reicht's*“ (ibid.: 153).

Ihre eigene Veränderung lässt sich auch als Facette in der „Zweiten Bestattung“ erkennen. Während der gesamte Text im Präsens gestaltet ist, unterscheidet sich davon die Passage, in der er seinen Wunsch, ihm beim *Verschwinden* zu helfen, an die Tochter verkündet. Sie ist im Imperfekt angefasst – lesbar als jener Teil des Übergangprozesses, der bearbeitet, verarbeitet und durchgearbeitet ist.

Als überraschendes Element von Transformation lässt sich entdecken, dass auch der Vater davon nicht unberührt bleibt. Es wird erkennbar an der Änderung

⁴⁵ Berühmter amerikanischer Fotograf.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

seiner Entscheidung für den Begräbnisort. Hatte er im Testament seit langem festgelegt, im Familiengrab seiner Eltern außerhalb von Paris beerdigt zu werden, kann er nun davon absehen und zeigt damit erstmalig Einfühlung in die Hinterbliebenen, für die ein Gedenkort im zentralen Pariser Friedhof einfacher zu erreichen und unbelasteter von Erinnerungen an ungebliebte Großeltern ist. Er vollzieht somit den Statuswechsel vom Kind zum Erwachsenen – akzeptiert seine eigene Verwaisung zum Zeitpunkt der eigenen Todesnähe. An dieser Stelle zeigen sich Parallelen zwischen Verwaisung und der Adoleszenz (bzw. Initiationsriten), wie sie im theoretischen Zugang von Erikson und Turner aufgeführt sind (vgl. Kap. 3.1). Das veränderte Zeiterleben der liminalen Phase, charakterisiert als „*sich sehr jung, fast babyhaft und uralte*“ (Erikson, 1973: 159) zu fühlen, wird in der disparaten Beschreibung des Vaters als alter Säugling, der sich dem Tod nahe fühlt, evident. Auch in dieser Ausnahmesituation des *liminal space* scheinen Veränderungen noch möglich zu sein.

Resümee:

„*Alles ist gut gegangen*“ suggeriert ein *Happy End*, indem der Titel die Inferenz provoziert, dass es um ein riskantes Abenteuer gehen wird. Und die Innensicht des Textes bestätigt dies: Immer wieder droht das Unternehmen zu scheitern oder treten plötzlich Aspekte in den Vordergrund, die es als verzichtbar erscheinen lassen. Schließlich aber ist „alles“ gut gelaufen. Negative bzw. ambivalente Aspekte und Nuancen, die im Text durchaus zu ahnen sind, wie bereits herausgearbeitet, werden durch diese verallgemeinernde Redewendung ausgeblendet. Die Analyse der Ambivalenzdynamik zeigt jedoch ein Kippbild. Der Zeitrahmen dehnt sich, Verzögerungen treten ein, das moderne Projekt der Selbstbestimmung führt zur Erfahrung des Kippelns zwischen der Vorstellung eines schönen Todes und der Realität eines vermeintlich hässlichen Lebens.

Die zahlreichen Komplikationen des Unternehmens „Sterbehilfe“, die die Handlung vorantreiben, können fiktiv oder authentisch sein. Sie unterstreichen damit die Notwendigkeit der fortwährenden gesellschaftlichen Debatte um das „selbst-

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

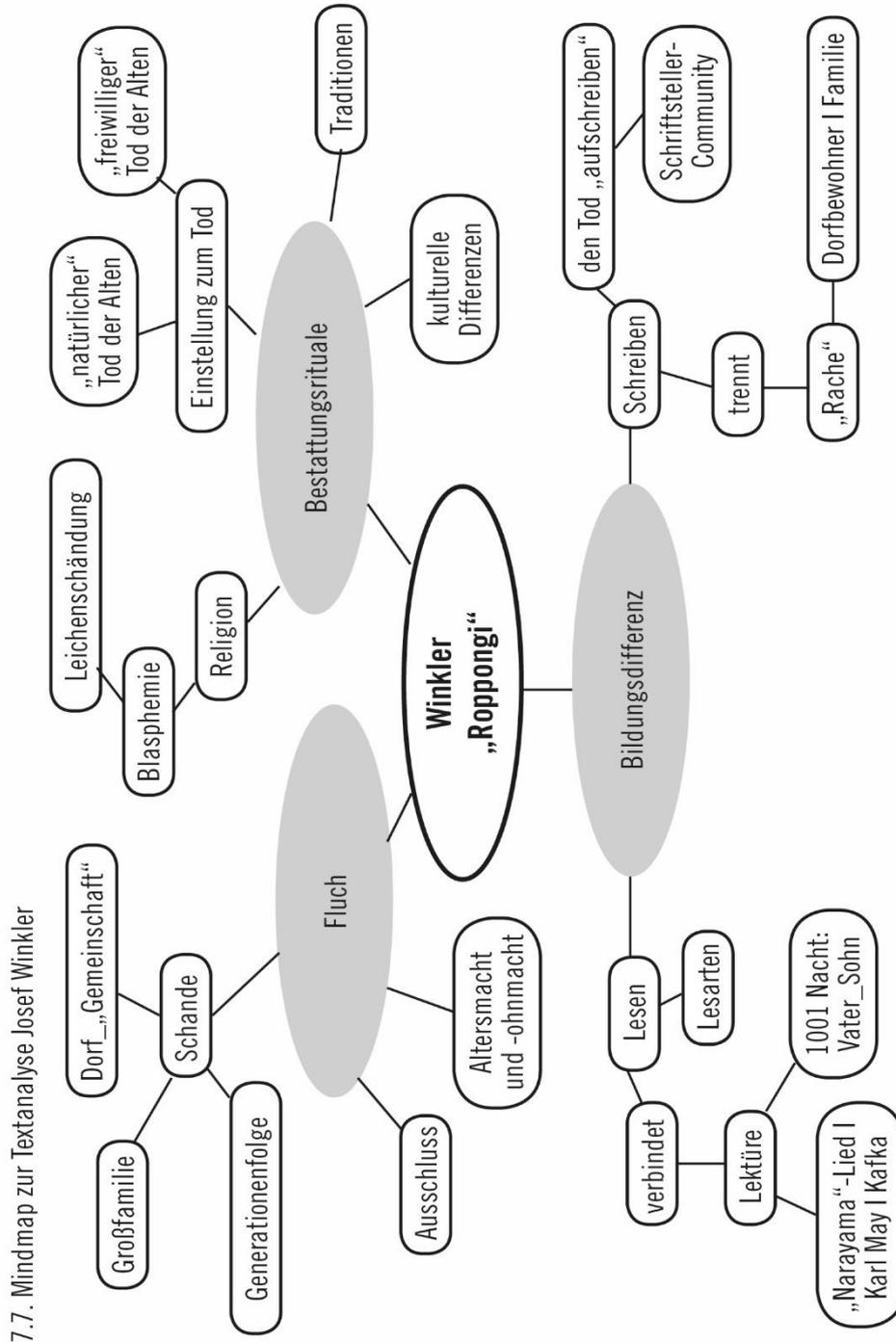
7.6 Emmanuele Bernheim: „Alles ist gutgegangen“

bestimmte“ Sterben. Die illegale Aufforderung der Polizistin an die Tochter kurz vor dem Ende lautet: „*Tun Sie, was Ihr Herz Ihnen sagt.*“ (Bernheim, 2014: 194). Sie sagt das wider ihre eigene institutionelle Verpflichtung. Diesen Zuspruch braucht die Tochter zu diesem Zeitpunkt nicht mehr – denn nun ist sie erwachsen. Nach dem Gespräch mit einer Freundin, die Mitglied in einem Sterbehilfverein ist, verliert der Wunsch des Vaters seinen bedrohlichen Charakter. Die Bedeutung des Satzes „*Er will, dass ich ihm helfe Schluss zu machen*“, in dem ihr lange Zeit jedes einzelne Wort als schwer erscheint, kipzelt in ein zusammenhängendes Wortbild mit willkürlich kippelnden kleinen und großen Graphemen: „*ErWILLdassICHihmHELfeSCHLUSSzuMAchen.*“ (Schreibweise im Original). Für die Tochter ist das ein Zeichen für den endgültigen Abschied vom Vater, denn „*Zum ersten Mal kommt mir der Satz mit seinem gleichmäßigen Rhythmus melodisch vor*“ (ibid.: 76).

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.7 Josef Winkler: Roppongi. Requiem für einen Vater

7.7 Josef Winkler: Roppongi⁴⁶. Requiem für einen Vater



Mindmap 7: Josef Winkler (eigene Darstellung)

⁴⁶ Der titelgebende Ort ist ein Stadtteil von Tokio.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.7 Josef Winkler: Roppongi. Requiem für einen Vater

Plot:

Im Zentrum des autofiktionalen Textes steht die Konfliktsituation eines 55-jährigen Schriftstellers, der um die Entscheidung ringt, ob er an der Beerdigung seines hochaltrigen Vaters teilnehmen soll oder nicht. Während einer Lesereise in Japan erhält der Ich-Erzähler die Nachricht von dessen Tod. Das Ereignis aktualisiert für den Sohn das vor einem Jahr in einem Telefonat übermittelte Verbot seines Vaters, im Fall seines Ablebens bei dem Begräbnis dabei zu sein. Grund dafür sind die nach Ansicht des Vaters blasphemischen Verunglimpfungen der Dorfbevölkerung in den Veröffentlichungen des Sohnes. Der Sohn entscheidet sich gegen die Rückkehr. Darüber erleichtert, begibt er sich auf eine erneute Studienreise, um in Indien am Beispiel der Einäscherungsrituale weiteres Material für seine derzeitige literarische Bearbeitung des Themas der Todes- und Ritualdynamik zu sammeln.

Kontext der Lebenssituation:

Der 99-jährige Vater lebt zu Beginn des neuen Jahrtausends auf dem Kärntner Bauernhof seiner Vorfahren, auf dem er bis zum 95. Lebensjahr immer noch gearbeitet hat. Mit ihm auf dem Hof leben und arbeiten die zwanzig Jahre jüngere Ehefrau und die Tochter. Beide Frauen – also Mutter und Schwester – werden vom Ich-Erzähler als „seelenkrank“ eingeschätzt. Der älteste Sohn und Hoferbe lebt mit seiner Frau im Dorf, ein weiterer Sohn in Deutschland, die Gesamtzahl der Kinder ist unbekannt. Die übrige Verwandtschaft wohnt seit Generationen im Dorf bzw. der näheren Umgebung. Der Ich-Erzähler besucht den Vater (bzw. die Eltern) in unregelmäßigen Abständen; zeitweise lebt er auch mit auf dem Bauernhof. Weitere Akteure sind die Frau und die beiden Kinder des Ich-Erzählers (zum erzählten Zeitpunkt zwei und neun Jahre alt). Sie begleiten ihn auf seinen Reisen, bleiben insgesamt aber im Hintergrund.

Die Modernisierung hat vor dem österreichischen Dorf nicht Halt gemacht. Sie verändert den Lebensstil der katholischen Dorfbewohner und, damit einhergehend, auch die Traditionen mit ihren ehemals archaisch anmutenden Ritualen

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.7 Josef Winkler: Roppongi. Requiem für einen Vater

der Totenbestattung. Der Stellenwert der Institution Kirche sowie die Autoritätsgläubigkeit der Menschen hingegen erscheint als ungebrochen.

Eintritt | Einarbeiten

Der Eintritt in den Übergangsprozess beginnt bereits mit dem vom Vater ausgesprochenen Verbot der Anwesenheit bei der Beerdigung im Falle seines Ablebens:

Ein Jahr vor seinem Tod rief mich der achtundneunzigjährige Vater eines Abends [...] in Klagenfurt an und schrie ins Telefon: ‚Sepp! Was bist denn du für ein Schwein [...] Was hast du schon wieder über den Lemmerhofer Frido geschrieben? [...] Das stimmt ja alles nicht! [...] Was bist denn du für ein Mensch! Ich sage dir nur eines! Wenn ich einmal nicht mehr bin, dann möchte ich nicht, daß Du zu meinem Begräbnis kommst!‘ (Winkler, 2007: 55).

Die Zeit, sich auf das Ableben des Vaters vorzubereiten sowie den Umgang damit zu gestalten, erstreckt sich also über einen längeren Zeitraum. Die Nachricht vom tatsächlich eingetretenen Tod erfährt der Ich-Erzähler anlässlich eines Empfangs in der Österreichischen Botschaft in Tokio über den Botschafts-Sekretär mit Verzögerung und in kleinen Etappen, weil zuerst nur allgemein von einem Todesfall in der Familie die Rede ist. Erst Stunden später wird durch einen Anruf beim Bruder die Identität des Todesfalls geklärt. Bezogen auf sein Alter ist der Tod des Vaters ein zu erwartendes Ereignis, allerdings lässt die anfängliche Ungewissheit auch alternative Besetzungen zu, da Mutter und Schwester als kränklich charakterisiert werden. Somit verlangsamt sich die Konfrontation mit dem Ereignis selbst.

▪ Trennung von den anderen:

Mit seinem Bann nimmt hier der Dahinscheidende selbst diese Separation vor, indem er den Sohn exkludiert aus der Trauergemeinschaft und damit auch seine Altersmacht unter Beweis stellt. Der Sohn wiederum ist um die Stärkung seiner eigenen Gemeinschaft bemüht. Diese sucht er im Kreis der Schriftsteller*innen

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.7 Josef Winkler: Roppongi. Requiem für einen Vater

und der einschlägigen akademischen Community. Auch seinen neunjährigen Sohn bezieht er mit ein in seinen Übergangsprozess.

Performanz | Bearbeiten

- Begleitung Sterbeprozess

Nach einigen Tagen der Bettlägrigkeit prognostiziert der Hausarzt sechs Stunden, bevor es dazu kommt, das Ableben: „... er wird wohl heute noch wandern!“ (ibid.: 66). Die obligatorische Verabreichung der Sterbesakramente durch den örtlichen Pfarrer wurde vom Hoferben schon etliche Tage vor dem Tod des Vaters veranlasst. Der Sterbevorgang selbst wird von den anwesenden Familienmitgliedern (Ehefrau und Tochter) im telefonischen Bericht an den Sohn und Ich-Erzähler beschrieben als ein sanftes Einschlafen im eigenen Bett in der Bauernstube unter dem gerahmten Foto seines Vaters,.

▪ Trennung von der Leiche:

Unmittelbar nach Eintritt des Todes versammeln sich die in der Umgebung ansässigen engsten Familienangehörigen um das von Kerzen gesäumte Sterbebett und vollziehen die traditionellen Totengebete unter Begleitung des Klangs der örtlichen Totenglocke. Die Waschung und Einkleidung des Verstorbenen in den letzten verbliebenen (Trachten-)Anzug wird vom Hoferben und seiner Frau vorgenommen. Die solcherart vorgenommene Ausstattung des Toten gemäß seines gesellschaftlichen Status zu Lebzeiten hat repräsentative Züge, denn „*Ein- und Umkleidungen dieser Art bestätigen Zuordnungen zu einem Geschlecht, einer Klasse und einer kulturellen ‚Identität‘*“ (Helmhold, 2010: 11ff.). Mit der An- bzw. Verkleidung in denjenigen, als den ihn die anderen sahen und als der er gesehen werden sollte, nämlich den Macht ausübenden, frommen Bauern mit gefalteten Händen, entsteht ein gestuftes genealogisches Bild: Der tote Vater in seiner Abwesenheit als Lebender und gleichzeitiger Anwesenheit als toter Bauer – von den Angehörigen als „*lieb*“ (ibid.:104) beschrieben – wird überhöht vom Bild seines Vaters im gerahmten Foto der 30er Jahre an der Wand. Anschließend erfolgt die Einsargung durch das Bestattungsunternehmen und die Einsegnung

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.7 Josef Winkler: Roppongi. Requiem für einen Vater

des Sarges durch einen Priester vor dem Haus. Im Unterschied zu den im Text beschriebenen früheren Todesfällen der Großeltern, bei denen der bzw. die Tote erhöht auf einem Katafalk für mehrere Tage den trauernden Besuchern gezeigt wurden, erfolgt die Aufbahrung nicht mehr im eigenen Bauernhaus, sondern in der Vorhalle der Dorfkirche.

▪ Bestattung:

Das Wegschaffen der Leiche in Form kulturell kodierter Aktionen stellt in der katholisch-bäuerlichen Gemeinde der Familie des Ich-Erzählers noch immer einen gesellschaftlichen Anlass dar, an dem außer der gesamten Verwandtschaft auch Nachbarn und Freunde als „*Beileidsmenschen*“ (Winkler, 2007: 77) teilnehmen. So auch beim Begräbnis des Vaters: „*Selbst die Feinde des Vaters [...] ließen es sich nicht nehmen, vor dem Abschiedsgottesdienst die erste Reihe der Kirchenbänke entlang zu defilieren und den engsten Verwandten [...] Beileid zu wünschen*“ (ibid.: 50). Nach dem Gottesdienst wird der mit Blumenkränzen geschmückte Sarg im Familiengrab beigesetzt. Die Fahrt zum Grab erfolgt im Auto der Bestattungsfirma, anders als früher nicht mehr mit dem Pferdefuhrwerk entlang der Grenzen des bäuerlichen Besitzes. Verfeindete Nachbarn widersetzen sich dem Ritual der Totenruhe, in dem sie während der Beerdigungsfeier offensiv laut Holz sägen und damit die sogenannte Dorfgemeinschaft stören.

Austritt | Verarbeiten

▪ Trennung von den Dingen:

Die Hofübergabe an den ältesten Sohn vollzieht der Vater mit 85 Jahren. Dieses Erbe, das zugleich die Existenzsicherung darstellt, wurde im Tausch gegen jahrzehntelange unentgeltliche Mitarbeit auf dem Hof erwirtschaftet. Damit folgt der Vater dem Muster seines Vaters, der ihm auch erst nach 30 Jahren den Statuswechsel zum besitzenden Bauer, zum „*Alleinherrscher über den Enznhof*“

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.7 Josef Winkler: Roppongi. Requiem für einen Vater

(ibid.: 38), zugestand.⁴⁷ Auch wenn die Erbschaft des Bauernhofes für den Ich-Erzähler nie zur Debatte stand, markiert sie doch den Hintergrund des Verbanungs-Fluchs des Vaters. Losgelöst vom unmittelbaren Objektbesitz, aber symbolisch mit ihm aufs Engste verbunden, ist die Ehre des Bauern. In diesem mentalen Container mit der Aufschrift „Ehre“ sind die bäuerlichen Strukturen, die kulturellen, speziell religiösen Traditionen und Kommunikationsweisen enthalten. Sie stellen für den Vater als Erblasser das eigentliche Erbe dar, das von den Nachkommen bewahrt werden muss, auch wenn sich diese nicht mehr unmittelbar im Tauschvorgang Erbe – Gegengabe befinden wie der erzählende Sohn. Somit kommt das Verbot, ihm die „letzte Ehre zu erweisen“, einer symbolischen Enterbung gleich. Erst dieser Kontext erschließt die Tragweite des Verbots an der Teilnahme.

Die Ehre wird schon deutlich früher in der Biographie des Sohnes in ihrer Umkehrung als Schande reklamiert, die der Vater in den unangepassten Verhaltensweisen des adoleszenten Sohnes zu erkennen meint und die er auszuschließen versucht: „...während ich mit einem aufgeschlagenen Buch am Küchentisch saß, flehte er mich an: „Sepp! Mach uns keine Schand!“ (ibid.: 64). Diese Fremd-Scham des Vaters verdeutlicht die sozialen Strukturen des Dorfes, in der der familiale Raum keinen emotionalen Eigenwert hat, sondern nur als Abgrenzung zu den anderen Dorfbewohnern Geltung besitzt.

Ein materielles Erbe spielt keine Rolle, auch nicht die Weitergabe von affektiv besetzten Dingen. Die mehrfach erwähnten gerahmten Fotografien der Ahnen kommen nicht in den Weitergabe-Prozess selbst, fungieren aber als Unterstreichung der genealogischen Linie. Einzig bedeutsames, weil beziehungsrelevantes Objekt ist eine Buchausgabe mit den „Erzählungen aus 1001 Nacht“.

⁴⁷ Vgl. dazu Franz Breuer (2009: 75). Breuer bestätigt diese exklusive Form der Besitzweitergabe – im Unterschied zum Ver(Erben) nach dem Egalitätsprinzip: „In manchen Fällen erbt so nur eines der Kinder dann das Unternehmen, den Bauernhof bzw. den Grund und Boden, die anderen werden – relativ bescheiden – abgefunden (sogenanntes Aberbenrecht)“.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.7 Josef Winkler: Roppongi. Requiem für einen Vater

- „Zweite Bestattung“:

Der Untertitel ‚Requiem für einen Vater‘ lässt sich als Einschreibung in die Ritualordnung der katholischen Liturgie auffassen, die aber in künstlerischer Bearbeitung umgeformt ist. Diese Widmung lässt sich nach Ansicht der Verfasserin nicht nur beschreibend sondern auch – Austins Sprechakttheorie folgend (vgl. Austin, J.L.: 1972) – als konstativ einschätzen in dem Sinn, dass sie nicht nur eine Aussage über den Inhalt des Buches macht, sondern diese Äußerung zugleich das Handeln, in diesem Fall das Schreiben und Lesen des Buches als performativen Akt des Totengedenkens inkludiert. Vor jedem der insgesamt elf Kapitel sind Zitate aus den japanischen *Narayama*-Liedern von Shichiro Fukazawa (Fukazawa: 1998) abgedruckt. Sie rahmen programmatisch das Thema des Übergangs von Leben und Tod zwischen den Generationen. Die erzählte Zeit umfasst den Erinnerungsfluss des Ich-Erzählers, der sich von seiner frühen Kindheit in den 50er Jahren bis zum Jahr 2002 erstreckt.

Das erzählende Ich firmiert unter demselben Namen wie der Autor, womit es die Selbstreferenz als Schriftsteller vornimmt. Zusätzlich versichert es sich der Kollegenschaft zweier anderer arrivierter Dichter, die er im Text erwähnt, um damit seinen Status zu signifizieren. Die eigene Lebensweise als Schriftsteller wird mit einem ungewöhnlichen Selbstverständnis mehrfach erwähnt: *„...mich reizte besonders mit Füllfeder und Notizbuch beobachtend und aufschreibend an der Verbindung zwischen Leben und Tod teilzunehmen und teilzuhaben“* (ibid.: 144). Zugleich ist das Schreiben selbst auch das Bewältigungsinstrument für seine Todesfixiertheit: *„Ohne Notizbücher und Füllfeder hätte ich mir die vielen Einäscherungen [...] nicht anschauen können, es hätte mich erdrückt [...] ich hätte vor allem nachts in meinen Träumen keine Ruhe vor dieser Bilderflut des Todes“* (ibid.: 145).

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.7 Josef Winkler: Roppongi. Requiem für einen Vater

Ambivalenzdynamik im Übergangsprozess Verwaisung:

Transformation | Durcharbeiten

Die Ambivalenz-Kodierung ergab folgende Kernkategorien:

Fluch | Bildungsdifferenz | Bestattungsrituale

Fluch:

Der Sohn bewertet das väterliche Verbot nicht als unbedachten Wutausbruch, sondern interpretiert es für sich als „Fluch“. Mit dieser Verfluchung wird nicht nur die Kündigung der Vater-Sohn-Beziehung ausgesprochen, sondern mit dem Verbot der Anwesenheit bei der Beerdigung, die traditionell sehr bedeutsam ist, wird zugleich der Ausschluss aus der Dorfgemeinschaft als zu erwartendes Unheil verkündet. Die Drohung wird zwar am nächsten Tag durch eine von der Schwester vermittelte Nachricht relativiert, die den Hinweis enthält, Grund für das Verbot sei die Angst vor einer potentiellen Gefährdung des Sohnes vor der Dorfbevölkerung. Der Bann wird aber nicht zurückgenommen. In dieser vordergründigen Abschwächung erfährt sie zugleich auch Verstärkung: Die Wut auf den Sohn verkleidet sich in Angst vor der Rache der Dorfbewohner. So wird die Entscheidungslage des Sohns zum Eingangstor, Dreh- und Angelpunkt von Ambivalenz. In der Akutsituation zeigt sich die Ambivalenz zuerst von ihrer intellektuellen Seite: Das Entweder-oder – also nach Hause fahren oder in Japan bleiben – kann auf der Handlungsebene relativ rasch entschieden werden, weil es zu delegieren ist an die operative Umsetzungsmöglichkeit der Rückkehr. Tatsächlich machen die Flugverbindungen und die Dauer der Reise aber eine rechtzeitige Anwesenheit am Beerdigungsort unmöglich. Die daraufhin eintretende Entspannung – „[...] *ich war also erleichtert und erlöst*“ (ibid.: 78) – ist aber nur von kurzer Dauer, denn nun steht die affektive Ambivalenz im Vordergrund, die er wie folgt artikuliert: „*Mein Gewissen hatte es zwar hin- und hergerissen, aber dennoch spürte ich, [...] daß ich, auch wenn das Begräbnis einen Tag später stattgefunden hätte, in Roppongi geblieben wäre [...]*“ (ibid.: 77).

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.7 Josef Winkler: Roppongi. Requiem für einen Vater

In imaginativen Rückblenden auf Erlebnisse in Kindheit und Jugend und im Antizipieren eines eventuellen Wiedersehens mit einigen Dorfbewohnern, verdeutlicht er sich die polaren Gegensätze seines Ambivalenzerlebens zwischen der individuellen und der institutionellen (Dorf-)Dimension. Dieses Vor-und-Zurück, gestaltet in fünf Sequenzen, die, im Duktus einer Litanei sich wiederholend, jeweils mit dem Eingangssatz beginnen *„Ich war froh, in Roppongi geblieben zu sein...“*, (ibid.: 79, 80, 83, 85, 91) verlängert den Entscheidungsprozess, bringt das Entweder-oder ins Vaszillieren.

Seine Entscheidung, nicht beim Begräbnis dabei zu sein, sich nicht der Dorfbevölkerung auszusetzen, vollzieht sich zum einen in der Abgrenzung von den als brutal und stumpfsinnig gezeichneten Dorfbewohnern, den *„Heuchler[n] und Beileidsmenschen des Dorfes Kaming“* (ibid.: 78) – seinen Bruder, den *„Hof-erben“*, und dessen Frau miteinschließend. Auf den ersten Blick hin akzeptiert er die Verbannung von der Beerdigung, dreht aber die Argumentation des Vaters um. Er lässt sich nicht durch die Drohung aus der Dorfgemeinschaft passiv ausschließen, sondern grenzt sich selbst davon ab, indem er dem Verbot des Vaters eine eigene Entscheidung entgegensetzt, deren Ergebnis zwar deckungsgleich mit einer Umsetzung des Verbots ist, die jedoch nicht der Handlungsmacht des Vaters, sondern der Selbstbestimmung entspringt. Dies ließe sich auch als Beispiel für ‚Umdeutung‘ (‚Reframing‘) verstehen. Unter Ambivalenz-Dynamik-Aspekten betrachtet, gibt es hier jedoch folgenden Unterschied festzuhalten: Beide Positionen – die des Verbots *du darfst nicht* sowie das Gegensätzliche *ich will nicht* – sind in der Waagschale auf selber Höhe, sind also gleichwertig, er signifiziert sie für sich als ambi-valent: Für den Vater war *„sein Fluch [...] in Erfüllung gegangen“* (ibid.: 65), der Sohn widersetzt sich seiner Wirkkraft, indem er sich von der tradierten Bedeutsamkeit des Bestattungsrituals löst und ihn (den Fluch) ins Leere laufen lässt.

Ihre Dynamisierung erfährt die bisher genannte Opposition von Fernbleiben und Dabeisein durch die Darstellung der Innenperspektive, aus der die emotionale Vater-Sohn-Beziehung über die Lebensspanne hinweg in schlaglichtartiger

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.7 Josef Winkler: Roppongi. Requiem für einen Vater

Rückblende aufleuchtet – ein Beispiel für die „*Psychodynamik lebenslanger intimer Beziehungssysteme*“ (Fookan, 1997). Dies erlaubt ihm nun, eine andere Dimension von Ambivalenz zu bearbeiten: seine „*Haß- und Verzweiflungsgefühle*“ (Winkler, 2007: 101). Sie reaktivieren in ihm die Brandmarkung als das schwächliche Kind, das ein Bauernhof nicht brauchen kann. Ihren Höhepunkt fand diese Ausgrenzung während der Kindheit in der vom erlebenden Ich erinnerten Apostrophierung des Sohnes als Nichts: „*Ein anderes Mal [...] sagtest du: Du bist Luft für mich!*“ (ibid.: 102).

Literatur und Bildungsdifferenz: Lesen – Schreiben

Lesen: Das Herausfallen aus dem Schema der Erwartungen an einen Bauernsohn kompensiert er durch Lesen. Seine identifikatorische Lektüre „*als Karl May-Leser*“ (ibid.: 39) macht aus dem schwächlichen Bürschchen einen anderen – den Helden „Winnetou“. Im Identitäts-Konflikt zwischen dem „Nichts-Sein“ und der Suche nach dem „Etwas-Sein“ wird Literatur für den Sohn zum korrigierenden Sozialisationsfaktor, sensibilisiert ihn für das Differenzieren von Helden und Antihelden, wie er sie in folgender Situation beschreibt:

[...] als ich eines Abends [...] nur mehr mit dem Vater alleine in der Küche war, [...] am Tisch saß und in ‚Winnetou III‘ bei der Todespassage angelangt war, während der Vater auf dem noch warmen Sparherd hockte und die Zeitungsflügel des „Kärntner Bauern“ ausgebreitet hielt [...]. Als Winnetou in Vorahnung seines kommenden Todes die Glocken von Santa Fe hörte, da hatte es mir längst das Herz zusammengeschnürt (ibid.: 160).

Die Aufschlüsselung dieses Bildes zeigt den zeitunglesenden Vater, der sich am Herd wärmt, während der Sohn sich emotional an der Literatur erwärmt, die ihn zum Tränenweinen bringt. Trotz der Unterschiede der Lektüre entsteht ansatzweise eine Gemeinsamkeit im Lesen.

Schreiben: Während Lesen zu verbinden scheint, trennt hingegen das Schreiben. Es bringt den Vater in Wut und Verzweiflung wegen der vermeintlichen

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.7 Josef Winkler: Roppongi. Requiem für einen Vater

Verleumdungen und Lügen über die Dorfbewohner, die angeblich in den Romanen des Sohnes enthalten seien. Dass dieses Urteil einer naiven Lesart entstammt, die die Protagonisten der Romane mit ihren Handlungen und Aussagen eins zu eins setzt mit den hinter den Figuren vermuteten realen Vorbildern, ist für die Fragestellung der vorliegenden Untersuchung insofern von Bedeutung, als hier Lesen und Schreiben als Kompetenzen gezeigt werden, die Vater und Sohn nicht gleichermaßen erworben haben. Literatur wird hier also in ihrer Ambivalenz offenkundig, denn sie markiert den Bildungsunterschied zwischen Bauer und Schriftsteller. Allerdings weiß der Sohn sie aktiv zu gestalten, denn gemeinsam mit dem Vater sucht er auf dem Dachboden nach dessen einziger Lektüre-Erfahrung aus der Jugend, den *„Erzählungen aus Tausendundeine Nacht“*. Allerdings vergeblich. Zahlreiche Bemühungen die Buchausgabe mit dem vom Vater erinnerten Titelbild antiquarisch zu erwerben, scheitern.

Die Differenz zwischen verbindendem Lesen und trennendem Schreiben verstärkt die Ambivalenzdynamik in der Beziehung zwischen Vater und Sohn. Die fehlende Anerkennung durch den Vater, die den Sohn zu einem *„Stück Vakuum [...] in der Gestalt eines Kindes“* (ibid.: 102) erniedrigte, und die erinnerte Härte und Ungerechtigkeit in Jugend- und Erwachsenenalter lassen ihn einerseits fliehen – *„dieser Sohn [...] mußte wieder aufbrechen und fortgehen aus dem Haus, in dem er geboren wurde“* (ibid.: 23) – aber auch zurückkehren:

[...] nach Jahren der Abwesenheit zum Vater zurückgekehrt, hatte [...ich] ihm morgens und abends bei seiner Stallarbeit geholfen, war mit ihm auf die Felder und in die Wälder gegangen, um ihn zu beobachten, auszuhorchen, mir von seiner Kindheit und Jugend und auch neuerlich seine Kriegsgeschichten erzählen zu lassen... (ibid.: 23).

Diese Versuche, über die eigene gefühlte Einschreibung in die Alltagshandlungen des Vaters an dessen Gefühlskultur heran zu kommen, gehen über die Opposition von Ferne und Nähe hinaus. Denn zum einen ist seine Mitarbeit ein Hilfsangebot, in dem Solidarität mit dem bäuerlichen Status bekundet wird, zum

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.7 Josef Winkler: Roppongi. Requiem für einen Vater

anderen ist sein Interesse an der Biographie des Vaters durchaus zweckgebunden. Er nutzt den Vater zur Überwindung seiner Schaffenskrise, denn: *„ich wußte nicht mehr, worüber ich schreiben sollte“* (ibid.: 23), und macht ihn zum Gegenstand seines Schreibens. Im Zuhören und Protokollieren der biographischen Versatzstücke des Vaters entdeckt er zugleich die eigenen „Kindheitsdämonen“ wieder. Diese unheilvollen (Phantasie-)Gestalten entstehen nach Gould (Gould, 1979) durch *„[...] Liebesentzug, gleich ob er sich durch ein Mißverständnis, eine Fehleinschätzung oder eine Mißachtung ausdrückte [...]“* (Gould, 1979: 24). Das solcherart beschädigte Urvertrauen macht aus den Eltern *„Vampire, die groß wurden, weil sie ihre Kinder klein hielten“* (ibid.) und erzeugt eben jene *„Kindheitsdämonen“*, die als *„zornige Erinnerungen“* (ibid.) weiterleben und auch noch in späteren Erwachsenensituationen die Sicht auf die Eltern prägen. Die Welt des Erwachsenen wird durch die Reaktivierung dieser „Dämonen“ verzerrt. Um diese Kindheitsdämonen zu bannen, beerdigt der Sohn den Vater im Text. Dabei zeigt er sich selbst in seiner Schreibweise, seinem Stil als wortmächtiger Dämon in Wiederholungen, Umkehrungen, Übersteigerungen und Phantasien. Als solcher rächt er sich für die kindliche Angst vor dem Vater durch Sprachbilder wie z.B. die Adaption von Kafkas Verwandlung. (Kafka, 1997) Die ‚Verwandlung‘ des Vaters in die Leiche beantwortet er mit folgender Machtphantasie:

Und wenn du dann auf dem Rücken im Sarg liegst, [...] werde ich in deinem Sterbezimmer einen schwarzen, durch deinen Leichengeruch erschrockenen Käfer suchen und ihn auf den Rücken drehen, seine flimmernden und ums Leben bittenden Beinchen zum Gebet falten und dem Käfer ins Gesicht sagen: Du siehst schon gleich aus wie der da drüben... der auf dem Friedhof... der unter dem Neuschnee! (Winkler, 2007: 103).

Die artifizielle Form, den mittlerweile toten Vater als noch immer herumirrenden „bösen Geist“, zu bannen, evoziert bei der Verfasserin dieser Arbeit eine Szene aus ebenjenen *„Erzählungen aus tausendundeine Nacht“*, in der ein armer

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.7 Josef Winkler: Roppongi. Requiem für einen Vater

Fischer einen bösen Geist aus seiner Flasche zuerst befreit – in Hoffnung auf eine Belohnung – , ihn aber schlussendlich wieder unwirksam machen kann, indem er ihn in die Flasche zurückstopft. Übertragen auf die hier ausgeübte Schreibpraxis packt der Ich-Erzähler den Vater als literarische Figur in ein Behältnis, von dem aus er nicht mehr agieren kann. Das Behältnis, die Flasche, ist in diesem Fall der Text, in den er ihn eingesperrt hat.

Bestattungsrituale: Einstellungen zum Tod

Die besondere Bedeutung von Bestattungsritualen reicht für den Ich-Erzähler zurück in seine katholisch geprägte Dorfkindheit. Dort bildet der Klang der Glocken ein kulturell kodiertes und gestuftes Kommunikationssystem. Es beginnt beim „Zügeläuten“ (ibid.: 152), bei dem die kleinste Glocke der Kirche das Ableben eines Dorfbewohners mitteilt, und reicht bis zu den großen Glocken, die in der Karwoche vor Ostern verstummen und damit die „Grabesruhe“ symbolisieren. Ebenso stark wie die wohltönende Anziehungskraft, die diese Klänge auf das Kind ausüben, ist die (Todes-)Angst, die es dabei erlebt. Diese Ambivalenzerfahrung überträgt sich auf andere ihm vertraute, ihn gleichermaßen faszinierende wie abstoßende Bestattungsrituale. Dazu zählt zum Beispiel in seinem Heimatort das *Sargtragen* entlang der Äcker und Felder des Verstorbenen, womit dessen Besitz, seine Herrschaft und die der Tradition re-signifiziert werden. Er beantwortet diese Erfahrung mit Phantasmagorien, die in blasphemischen Abweichungen, Um-Ordnungen und Zerstörungen Wortgestalt annehmen, und lässt damit den empirischen Raum der Tradition zum imaginierten (Gefühls-)Raum werden, in dem Liebe und Hass miteinander konkurrieren: „[...] die Kinder mußten auch noch ‚Danke‘ sagen für ihre Beileidswünsche, statt mit brennenden Kerzen in der Kirche herumzuwerfen, über den blumenübersäten Sarg hinweg und mit dem Ewigen Licht den Tabernakel abzufackeln [...]“ (ibid.: 55). Aus dieser und anderen Szenen wird ersichtlich, dass die Spannung zwischen Faszination und Angst, zwischen aggressiven und friedfertigen Aktionen mit Abwehr beantwortet wird. Während in den hier genannten Passagen die

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.7 Josef Winkler: Roppongi. Requiem für einen Vater

Bedeutung der vertrauten Rituale dekonstruiert wird, sieht Christoph Müller (2009) deren positive Funktion darin, dass sie „*auch Spielräume für die Wahrnehmung und das Aushalten von Ambivalenzen*“ (Müller, 2009: 133) eröffnen.⁴⁸ Der Ich-Erzähler kann diese Spielräume erst dadurch für sich entdecken, dass er die eigene affektive Ambivalenz gegenüber den tradierten katholischen Beerdiungsritualen den Einäscherungszeremonien am Ganges und besondere alt-japanische Trennungsformen gegenüberstellt. So kontrastiert er die Praxis des eigenen Herkunftsraums, in dem die Väter ihre Macht nicht abgeben können und deshalb als „unsterblich und unausrottbar“ (ibid.: 50) gelten, mit der in Japan als Legende⁴⁹ überlieferten Praxis des Umgangs mit alten Menschen, wie er ihn bei dem bereits genannten Shichiro Fukazawa (vgl. Zweite Bestattung in dieser Textanalyse) in dem Text „Narayamabushiko – Schwierigkeiten beim Verständnis der Narayama-Lieder“ (Fukazawa: 1998) beschrieben findet. Ihm zufolge müssen alle über Siebzigjährigen in einer Bergregion das Dorf verlassen, um zum Heiligen Berg Narayama zu pilgern, dort zu sterben und solcherart die (Über-)Lebensbedingungen der nachwachsenden Generation zu erleichtern.

Das ‚gute‘, weil gottgewollte, ‚natürliche‘ Sterben haben Vater und Großvater als ideales Ableben zu Hause vorgelebt. Allerdings wird auch in der japanischen Form von atavistischer „Sterbehilfe“ das Sterben als kreatürlicher Prozess behandelt, dessen Sinnggebung ebenfalls von einem bestimmten, religiös grundierten Weltverständnis herrührt. Die „Alten“ werden nicht umgebracht; sie werden der Natur des Berges und des ihn beherrschenden Gottes überantwortet.

Die hier vom Ich-Erzähler praktizierte Um- und Aufschichtung vertrauter heimischer Rituale mit kulturelle-fremden führt dazu, dass sich das Bestattungsritual selbst als verfestigte Form auflöst. Die Ablehnung oder Akzeptanz eines bestimmten Toten-Rituals verliert an Gegensätzlichkeit, weil die Aufmerksamkeit

⁴⁸ Müller argumentiert hier mit der gestalterischen Kraft von Sprache, der Literarizität, wie er sie in den alttestamentarischen Narrativen der Psalmen vorfindet, die er als „*verdichtete Beschreibungen von Ambivalenzen*“ einschätzt (Müller, 2009: 196).

⁴⁹ Zur Praxis dieser narrativen Tradition, dem sogenannten „Ubusate“ vgl. Macho, 2017: 400.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.7 Josef Winkler: Roppongi. Requiem für einen Vater

von der Bestattung auf die Einstellung zum Tod gelenkt wird und sich damit eine andere Erfahrungsdimension öffnet.

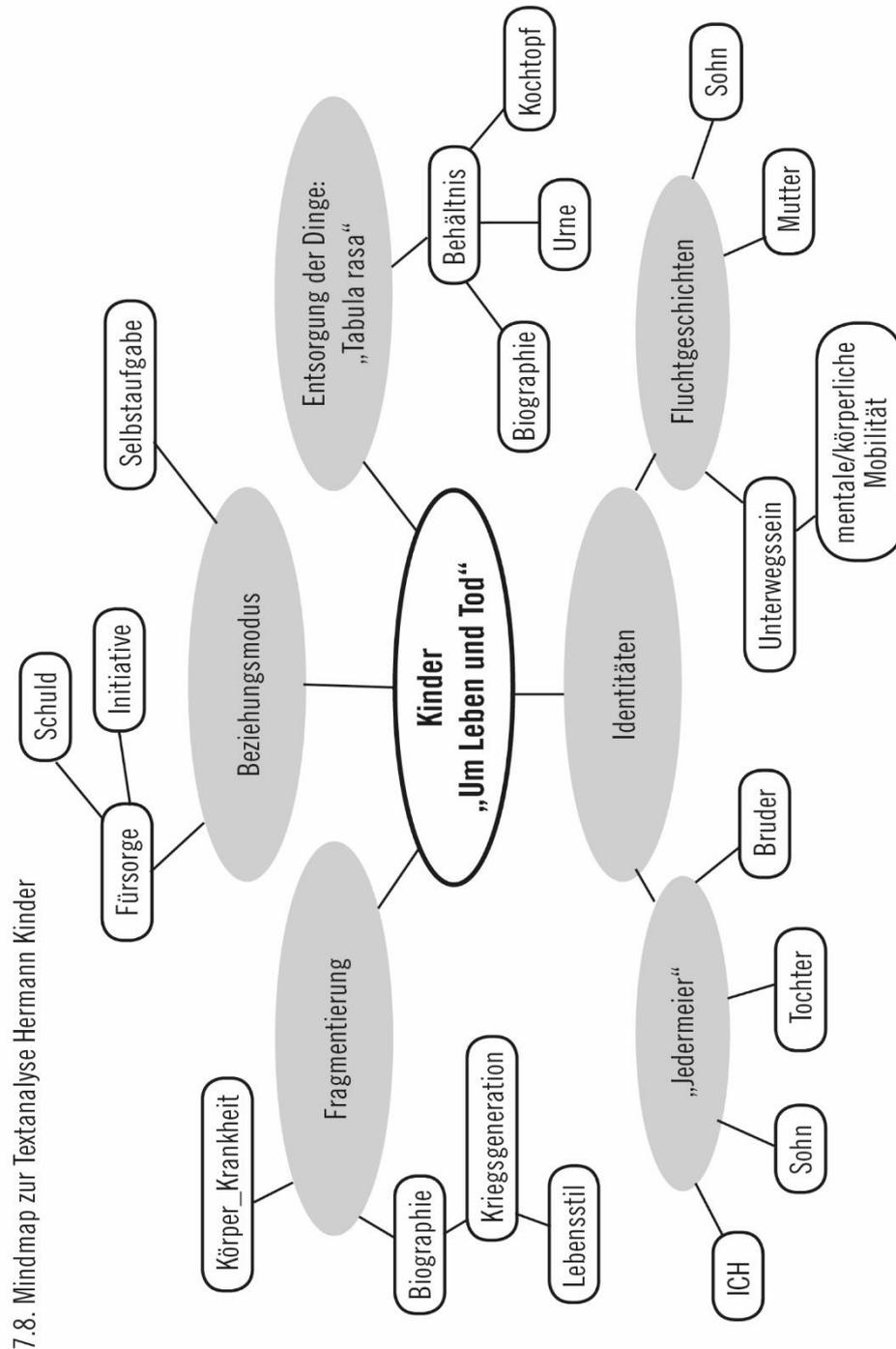
Resümee:

Mit dem vergleichenden Blick auf vertraute und fremde Bestattungs- bzw. Trennungsrituale scheint der Sohn die entlastende Funktion der Rituale zu entdecken, denn er kehrt regelmäßig zurück „[...] *an das Grab des Vaters [...] zu Allerheiligen oder zu Allerseelen [...]*“ (Winkler, 2007: 35). Indem er diese Konvention des Friedhofbesuchs an den katholisch kodierten Totengedächtnistagen pflegt, hält er sich damit an die Tradition: Das wütende Kind erscheint nun als Erwachsener, der sein Auskommen mit den herkömmlichen Ritualen gefunden hat, da er ihnen nicht mehr die alte Bedeutung zuspricht. Zudem hat der Sohn als Ich-Erzähler diese schwierige Todesfallgeschichte mit und durch die artifizielle „Zweite Bestattung“ bearbeitet und verarbeitet. Der „böse Geist“ als Facette des Vaters ist ausgetrieben, die Gefahr von ihm heimgesucht zu werden gebannt und der Sohn damit befreit, der Übergangsprozess Vatersterben abgeschlossen. Aber die Ambivalenzerfahrung ist damit nicht restlos aufgelöst, sondern wird in einer posthumen Vereinbarung fortgeführt. Der Vater schuldet ihm noch etwas – er soll ihm Aufschluss über die Vergangenheit geben. Sein Interesse an der Biographie des Vaters gilt nun nicht mehr nur der eigenen schriftstellerischen Arbeit, sondern er kann seine kindliche Neugierde in den bruchstückhaften eigenen Kindheitserinnerungen wiederentdecken. So möchte er das Wissen, das der Vater mit ins Grab genommen hat, nochmal lüften, indem „*er mir aus der Tiefe des Grabes [...] den Namen des zweiten Pferdes [verrät]*“ (ibid.: 35), den er vergessen hat. Der Sohn ist zur Gegenleistung bereit: „*Ich verspreche dir, weiterhin im Inland und im Ausland Tausend und eine Nacht [zu suchen]*“ (ibid.: 104). Aus diesem Versprechen, in der Lektüre von 1001 Nacht das Gemeinsame aufzuspüren und zu ergänzen mit dem Wissen um die Biographie des Vaters, lässt sich schließen, dass das Durcharbeiten des Vaternodes fortgeführt wird im Praktizieren von Ambivalenz.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod



Mindmap 8: Hermann Kinder (eigene Darstellung)

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

Plot:

Meier, der Protagonist der Erzählung, ein Mann mittleren Alters ohne Vornamen, wird von seinem Bruder aus der Urlaubseinsamkeit eines Bergdorfes im Mittelmeerraum zurückbeordert zur Mutter, die sich als akuter Notfall im Krankenhaus befindet. Der Allerweltsname „Meier“ steht aus der Sicht des auktorialen Erzählers für den Menschen als funktionierendes „*Biosystem*“ (Kinder, 1997: 7), das ohne weitere äußere Beschreibungsmerkmale auskommt. Zurück in Deutschland übernimmt Meier die Aufgabe, sich um die schwer kranke Mutter zu kümmern. Ihr sich sukzessive verschlechternder Zustand macht mehrere Operationen nötig. Damit verbunden sind lange Krankenhaus- und Reha-Aufenthalte, die allesamt von seinem Bemühen um bestmögliche Versorgung geprägt sind. Nach langer Zeit der Rekonvaleszenz und einem Wiederaufleben im Altersheim tritt ihr Tod wider Erwarten überraschend ein – zu einem Zeitpunkt, als Meier erneut unterwegs in den Süden ist.

Kontext der Lebenssituation:

Sohn Meier, Anfang vierzig, geschieden, alleinlebend, arbeitet nach der Wende als Beamter in einer deutschen Stadtverwaltung im Südwesten Deutschlands. Zum einzigen Sohn und Enkelkind, die in Kalifornien leben, hat er keinen Kontakt. Der jüngere Bruder (ohne Namensangabe) lebt mit Frau und Tochter ebenfalls eine Tagesfahrt entfernt von der Mutter. Beide Söhne besuchen regelmäßig die Mutter. Meier, der alleinstehende Beamte, kommt wesentlich öfter und länger als der beruflich erfolgreiche und dementsprechend beanspruchte Bruder.

Zwischen Meier und dem Bruder herrscht Einvernehmen im Hinblick auf den Umgang mit der seit zwanzig Jahren verwitweten Mutter. Außer den wenigen Absprachen über den Umgang mit ihr gibt es zwischen den beiden keine weiteren Berührungspunkte bzw. Beziehungspflege. Die 81-jährige Mutter führt ein ereignisarmes und einsames Leben, in einem heruntergekommenen Mehrfamilienhaus in einem oberfränkischen Dorf. Ihr Tagesablauf ist strukturiert von Fernsehen, Rauchen und Alkoholkonsum. Für einen Umzug in eine bessere

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

Wohnung in der Nähe gibt es nur vage Andeutungen und Versprechungen von Seiten des Hausbesitzers. Einziges Medium der Mobilität der Mutter ist ihr altes Auto, mit dem sie noch bis vor kurzem Besorgungen in der unmittelbaren Umgebung machte. Mit den beiden Söhnen war die Mutter während des 2. Weltkriegs aus Königsberg über Berlin zu Fuß in den Westen geflüchtet, Meier war damals im Kleinkindalter, der Bruder ein Säugling. Die Jahre nach dem Krieg bis zum Tod ihres despotischen Vaters und ungeliebten Ehemannes, lebte die fünfköpfige Familie in einer bescheidenen Wohnung, die sie sofort nach der Verwitwung der Mutter gegen eine Wohnung im Dorf nahe der ehemaligen ostdeutschen Grenze tauschte.

Die unmittelbare räumliche Umgebung der Mutter ist bestimmt von dem expandierenden Haus- und Immobilienbesitzer sowie Nachbarn in prekären Verhältnissen, mit denen es keinen Austausch gibt. Meiers soziale Umgebung im Alltag bilden Kollegen und Vorgesetzte der Behörde, mit denen er keinen privaten Umgang pflegt. Eine wichtige Rolle nimmt das Arzt-, Pflege- und Betreuungspersonal in den diversen Kranken- und Pflege-Einrichtungen ein. Eine besonders positive Markierung in dieser „Grenzgänger“-Gruppe kommt dem dunkelhäutigen Physiotherapeuten aus einem anderen Kulturkreis zu. Er repräsentiert den Gegensatz zum sonstigen Personal, sowohl durch sein Aussehen als auch seine Freundlichkeit und Zugewandtheit.

Eintritt | Einarbeiten

- **Nachricht von der Krankheit:**

Mit einem Telegramm des Bruders an seine Urlaubsadresse endet für Meier der eben begonnene, langersehnte unbezahlte Urlaub, in den er aus Frust und Erschöpfung von seiner Arbeit geflohen war und in dem er seine Anonymität genießt. Die Nachricht kommt überraschend und auch nicht, da er um den problematischen Gesundheitszustand der Mutter weiß, allerdings auch ihren

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

starken Lebenswillen kennt. Somit rangiert die aktuelle Mitteilung unter der Perspektive der Lebensereignisforschung als Ereignis in-time und off-time zugleich. Auf der Rückreise vermischen sich die Eindrücke, die er während seiner Besuche in der letzten Zeit gesammelt hat, zu Schreckensfantasien. Die Aussicht auf das plötzliche Wiedersehen mit der Mutter fordert ihn heraus, weil er, aus seinem Traumurlaub kommend, meint, nicht vorbereitet zu sein auf ihre Eigenheiten – wie etwa die Residuen ihres Fürsorgehabitus im Bereitstellen von Dosengerichten. Angekommen in der heruntergekommenen Wohnung, „ein[em] Museum von Geschichten“ (ibid.: 17), antizipiert er gedanklich deren Auflösung.

▪ Trennung von den anderen:

Die situationsbedingte Gliederung der sozialen Umwelt in Vertraute und Fremde stellt sich sofort ein. Als er seinen unbezahlten Urlaub verlängern muss, mit der Begründung des Kümmerverhältnisses zu seiner Mutter, verstummen und meiden ihn die Arbeitskollegen. Der Vorgesetzte zeigt zwar Verständnis, macht ihn aber auf die eingeschränkten Beförderungschancen durch die Urlaubsverlängerung aufmerksam. Seine eigene Wohnung wird ihm immer fremder, im Wohnort der Mutter empfindet er sich ebenfalls als Fremder, als solcher nimmt er die ungewohnte sprachliche Umgebung und die Umgangsweisen der Menschen miteinander wahr. Der Beginn der Ablösung setzt hier ein als sich verdichtende Erfahrung des Fremdseins. Die vertraute Umwelt reduziert sich auf die Mutter und ihre Wohnung.

Performanz | Bearbeiten

▪ Auseinandersetzung mit der Diagnose:

Beim Wiedersehen im Krankenhaus erscheint ihm das Erscheinungsbild der Mutter jedoch unverändert. Die Diagnose der behandelnden Ärztin hingegen ist schlecht. Sie sieht wenig Aussicht auf ein Überleben bei der anstehenden Operation der von Nekrose befallenen Zehen. Sie äußert direkte Kritik an den

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

Kindern, indem sie ihnen Mitverantwortung für den verwehrtesten Gesundheitszustand der Mutter zuweist. Der Bruder weist den Vorwurf einer Schuld am möglichen baldigen Tod lachend zurück und verweist auf die Persönlichkeit der Mutter: „Hat die eine Ahnung von Muddi...“ (ibid: 21). Damit nimmt er indirekt Bezug auf ihre Eigenverantwortung, impliziert das Bild einer Unverbesserlichen, Unbelehrbaren, und nimmt sie rückwirkend in die Pflicht.

▪ Verantwortung für medizinische Versorgung, Pflege und Therapie:

Nach der ersten Operation mit der Amputation von zwei Zehen informiert der Chefarzt Sohn Meier über eventuell weitere notwendige Amputationsschritte. „Meier, der ein Krankenhausmensch geworden war [...]“ (ibid.: 46), übernimmt neben den nötigen Erledigungen wie Wäsche waschen oder zusätzliche Nahrung besorgen etc. zunehmend auch Tätigkeiten, für die das Personal nicht ausreichend Zeit hat. Es sind jene Aufgaben, die der direkten Pflege zuzuordnen wären wie Füttern, Körperpflege, Toilettengänge und Bewegungsübungen, die ein Wundliegen verhindern sollen. Sein einfühlsames Eingehen auf die Befindlichkeit der Mutter ruft bei den Krankenschwestern starkes Befremden über diese von ihnen als weiblich eingestuften Verhaltensweisen hervor. Dennoch überlassen sie die Pflege der Mutter immer mehr dem Sohn. Weitere Amputationen folgen, schließlich wird das Bein bis zur Mitte des Oberschenkels abgenommen. Binnen sechs Wochen verschlechtert sich der Zustand der Mutter sukzessive. Sie verweigert jegliche Aufnahme von Nahrung und Flüssigkeit. Die Söhne, Ärzte und Pflegepersonal rechnen mit ihrem Ableben. Wider Erwarten übersteht sie diesen kritischen Zustand. Ihr Überlebenswille erwacht bei der Vorstellung eines Lebens mit Beinprothese und der Hoffnung auf eine neue Wohnung. Als stattdessen aus medizinischer Sicht nur ein Rollstuhl in Frage kommt, verweigert sie sich erneut, trotz der Fürsorge Meiers, der sie täglich im Rollstuhl durch den Park des Krankenhauses schiebt. Durch den Physiotherapeuten und dessen aufmunternde Behandlung tritt eine Veränderung ein. Sie zeigt Interesse an den Vorschlägen der Söhne für eine andere Lebensform und stimmt schließlich dem Umzug in ein Altenheim zu, das in der Nähe der Wohnorte der Brüder liegt.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

▪ Auswirkungen für den Sohn:

Meiers Rückkehr an seinen Wohnort geht einher mit der Verschlechterung seiner Lebensumstände. Er wird an eine andere Dienststelle versetzt und sein Wohnhaus generalsaniert. Meier organisiert die bürokratischen Aufgaben rund um die Pflege der Mutter. Nach kurzer Zeit gewinnt sie körperlich zunehmend an Autonomie, interessiert sich für die neue Umgebung, nimmt Beschäftigungsangebote des Heimes an, besteht auf dem Kauf eines neuen Autos, organisiert schließlich selbst Ausflüge für die Heimbewohner, nimmt an Festen des Heimes teil, bei denen sie Rollstuhltanz praktiziert und sich über die tanzunwilligen, ungelassenen Söhne beschwert.

Im Gegensatz zu ihrer sich deutlich verbessernden Lebenslage, verschlechtert sich Meiers Wohn- und Arbeitssituation: Seine Wohnung wird ihm gekündigt, im Amt wird er nochmals degradiert. Sein Gesundheitszustand ist schlecht: Diverse kleinere Operationen sind zu überstehen, Depressionen, die in Suizidgedanken gipfeln, verfolgen ihn. Schließlich weckt eine zweiwöchige Bergwanderung in Südtirol in ihm neue Lebenskräfte. Wieder im Tal, erreicht ihn die Nachricht vom Tod der Mutter.

▪ Begleitung Sterbeprozess:

Am Ende eines Tagesausflugs mit dem Bruder klagt die Mutter über starke Bauchbeschwerden. Zurück im Heim ruft der Bruder den Notarzt, der ihr Befinden verbessern kann. Der Bruder fährt zurück nach Hause. Dort angekommen ereilt ihn die Nachricht von ihrem Tod.

▪ Trennung von der Leiche:

Der Anblick der toten Mutter befremdet Meier so, dass er nicht zum Weinen fähig ist. „Eine Leiche, etwas so Fremdes, daß ich nicht weinen, mich nicht über sie stürzen konnte“ (ibid.: 136). Die anstehenden Aufgaben für die Bestattung wie das Aussuchen des Sarges, der Totenkleidung, des Blumenschmucks etc. sowie die Benachrichtigung der Verwandten, Bekannten im Heim werden vom Bruder ausgeführt. Bei der Trauerfeier in den Räumen des Bestattungsinstituts

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

sind neben der Familie von Meiers Bruder auch Meiers Ex-Frau und sein Sohn aus Amerika anwesend sowie eine kleine Anzahl von Altenheim-Mitbewohner*innen. Die Verwandten treffen sich zu einem Abschiedsgetränk in der Autobahnraststätte, in der sich die Mutter gerne aufgehalten hatte. Die Bestattung der Urne auf dem Friedhof findet kurze Zeit danach statt: „*Es mußte schnell gehen*“ (ibid.: 138). Anwesend dabei sind lediglich der Bestattungs-Bedienstete und der Bruder.

Austritt | Verarbeiten

- **Die Trennung von den Dingen:**

In dieser Phase zeigen sich deutliche Abweichungen von der Gliederung des Modells Übergangsprozess Verwaisung in Kapitel 2.1.3. Denn die Hauptarbeit der Trennung von den Dingen erfolgt in diesem Fall nicht erst nach dem Tod, sondern bereits vorher, als der Umzug ins Altenheim feststeht (vgl. Depner, 2015). Diese vorgezogene Auflösung des Haushalts konfrontiert Meier mit dem Wohnungsinventar und seiner weitgehenden Wertlosigkeit. Gemeinsam mit dem Bruder besorgt Meier die Sortierung der Dinge in diejenigen, die den Bedarf für das Heim abdecken, und in die, die der Vernichtung oder dem Verhökern anheimfallen sollen. Der posthume Transferprozess der Hinterlassenschaft wie das Ausräumen des Zimmers im Altenheim, die Verteilung persönlicher Dinge, finanzielles Erbe etc. wird nicht mehr thematisiert. Ihr restliches Hab und Gut findet sich in symbolischer Verdichtung im „fein zusammengefalteten alten Gummibeutel“ (Kinder, 1997: 139) der Mutter, in dem Meier sein Portemonnaie mit dem ersparten (Urlaubs-) Geld aufbewahrt.

- **„Zweite Bestattung“:**

Der Text, als „Erzählung“ gekennzeichnet, ist in Abschnitte unterteilt, deren typographisch hervorgehobene Satzanfänge – jeweils in Versalien und fett gesetzt – den Fokus des folgenden Inhalts ankündigen. Die Erzählzeit ist, einem Textumfang von 139 Seiten entsprechend, knapp bemessen. Den historischen

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

Horizont der erzählten Zeit bilden die ersten Jahre nach der Wiedervereinigung. Dabei ist die erzählte Zeit – die Dauer von der Benachrichtigung im Urlaub bis zur erneuten Reise Meiers in den Süden – jedoch nicht genau zu fassen, da die Länge der Aufenthalte im Krankenhaus und im Altenheim nicht angegeben wird. Der Erzähler entzieht sich der Rolle eines Chronisten bis auf den Bericht über die letzten zwei Lebenstage der Mutter, der – im Wechsel der Erzählperspektive – als Brief des Bruders an Meier in Ich-Form auf fünf Seiten abgefasst ist. Über den Schreibprozess selbst gibt es weder vom Protagonisten Meier noch vom Erzähler Aussagen.

▪ Angliederung und Wiedereintritt (Re-Integration):

Meiers Tage nach dem Tod der Mutter sind von Lethargie gekennzeichnet: „*Er tat nichts, aß nichts...*“ (ibid.: 139). Er vermag nicht, die ersten, notwendigen Schritte zu bewältigen, um sich in seiner neuen Wohnung einzurichten. Seinen Weg zur Arbeit nimmt er nun über den Friedhof, sitzt auf der Bank, sieht seine Hände denen der Mutter ähnlich werden, „*seine Hände, die sich in ihrer fleckigen Dürre den Händen der Mutter anzugleichen begannen*“ (ibid.: 139). Er redet sich mit dem Vornamen der Mutter an. Mit dem nicht verbrauchten Geld aus seinem ersten abgebrochenen Urlaub fährt er mit dem Nachtzug in seinen Sehnsuchtsort am Meer. Schon in der darauffolgenden Nacht fährt er zurück und ist früh am Morgen wieder in seinem Büro.

Ambivalenzdynamik im Übergangsprozess Verwaisung:

Transformation | Durcharbeiten

Die Kern-Kategorien, die sich aus der Kodierung des Textes ergeben haben, sind:
Entsorgung der Dinge | Unterwegssein – Fluchtgeschichten – Identität | Fragmentierung – Körper – Solidarität

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

Die Suche nach Ambivalenzerfahrungen und ihrer Dynamik in diesem Text, die in der klassischen Trias des einander widerstrebenden Fühlens, Wollens, Denkens angesiedelt sind, gestaltet sich auf den ersten Blick als wenig ergiebig. Zwar werden zahlreiche Ambivalenzfelder beschrieben wie etwa Konflikte im Hinblick auf anstehende medizinische Entscheidungen, Konkurrenzsituationen der Brüder untereinander angesichts der aufwändigen Pflege- und Versorgungslage sowie die extreme Pflegebelastung für Meier; Die daraus erwachsenden notwendigen Aushandlungsprozesse werden aber auf der Handlungsebene nur knapp angedeutet oder fehlen gänzlich. Die intergenerationellen Beziehungen zwischen Mutter Meier und ihren Söhnen, deren Bindungsstile, Qualitäten und ihre Dynamik sind äußerst reduziert dargestellt und enthalten sich jeglicher Bewertung. Sich aufdrängende Fragen zum engsten Familienkreis und seiner Geschichte, wie z.B. zu Meiers gescheiterter Beziehungen zu Frau und Kind, werden nicht gestellt. Der Erzähler verweigert sich über weite Teile der Erzählung hinweg der Darstellung einer inneren Erlebensperspektive und beschränkt sich auf eine feingliedrige, aber distanzierte Beschreibung des Übergangsprozesses von Mutter und Sohn Meier. Der Verzicht auf eine intrapsychische Ebene erzeugt in der Rezeptionshaltung der Leser*innen eine innere Opposition im Sinne eines Vorbehalts, der aus dem Gefühl erwächst, dass ihnen hier etwas vorenthalten wird. Diese Leerstellen sensibilisieren aber zugleich und fordern auf, nach einem Motiv dieser Ambivalenz vermeidenden Beziehungsdarstellung zu suchen und in diesem selbst Ambivalenz ausfindig zu machen.

Entsorgung der Dinge: „Tabula rasa“

Eine Ausnahme der weitgehend ambivalenzfreien Zone des Gesamttextes bildet die Darstellung der Räumung des Haushalts, dessen Objekte zugleich auch Meiers Kindheit und Jugend repräsentieren: *„Und Meier wußte, er würde Stück für Stück die Wohnung seiner Mutter, ihre Geschichte und seine, hinunter-schleudern auf die vierstockhohe Betonrampe, in den kreischenden malmenden zerkrachenden Schlund der Müllhalde...“* (ibid.: 28.). Das Ausmaß der emotionalen Affiziertheit, die mit der Arbeit des Ausräumens und dem Prozess der

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

Vernichtung des Wohnungsinhalts verbunden ist, wird an der überproportional detaillierten und sich teilweise wiederholenden Beschreibung der Entsorgung der Dinge erkennbar. Es sind eben jene Situationen, in denen Meier aus dem selbstvergessenen Modus des Kümmerns herauskommt und sich gefühlsmäßig den aggressiven Akten der Müllzerstörung anschließt: *„Meier, der bis unters Haar fror über das gewaltsame Ende der Gegenstände, die jetzt nichts mehr waren als sperrige Dinge, geriet in Grimm, in Rausch: Weg, weg, alles nur schnell weg und tabula rasa“* (ibid.: 109). Sein innerer Konflikt – sich befreien von all den Dingen oder sie bewahren – wird evident am Zaudern im Hinblick auf den alten Kochtopf, der für Meier die Gesamtheit der mütterlichen Biographie repräsentiert:

...der Mutter Lieblingstopf war ziemlich hin. Wird aber gerettet. [...] So ein angeschlagener Topf ließ sich nicht verschenken. Aber hätte er den Topf, der ihr Essen, der ihr Leben, der die Mutter war, wegwerfen können? Meier behielt den Topf und warf ihn erst zu Hause fort (ibid.: 92).

Dieser prosaische Gegenstand ‚Topf‘ und sein Begriff verfolgt ihn in seinem ambivalenzaffinen, weil doppeldeutigen, Repräsentationscharakter. Am Ende wird er als Synonym für die Urne mit den verbrannten Resten verwendet, von denen der Sohn nur annehmen kann, dass sie etwas mit der Mutter zu tun haben. So wird das symbolische Behältnis zweimal entsorgt – das erste Mal, weil sich seine Aufgabe erfüllt hat, das andere Mal wird der Erinnerungsgehalt mit den Überresten der Mutter in Frage gestellt und schließlich verschwindet der symbolische Gehalt in der Trauer, *„[d]er Wärter versenkte die Urne, ich trat an das Loch, der Wärter schaufelte das Loch zu und überließ mich meiner Trauer“* (ibid.: 139).

Unterwegssein – Fluchtgeschichten – Identität „Jedermeier“:

Der konfliktarmen Darstellung entgegengesetzt, fördert die genaue Textanalyse intensive Ambivalenz-Erfahrungen zutage, denn Protagonist Meier erscheint nun im Spannungsfeld von Identitätsverweigerung und Identitätsbeschwörung und bestätigt somit die enge Verbindung von Ambivalenz und den Konstitutions-

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

prozessen von Identität. Der dynamische Gestus dieser Suche nach Identität äußert sich als ständiges Unterwegssein, als eine Reise vom Ich weg – hin zum Ich. Sie ist ein Ausbrechen aus dem engen Korsett des Jobs und die mühsame Bewegung von einer einsamen Lebenssituation in eine andere, aber ebenfalls einsame Befindlichkeit.

Die Ortsdifferenzen von Hier und Dort erschließen sich der Leserin als Fluchtgeschichten, wie sie zu Beginn noch hoffnungsvoll formuliert werden: „[f]ort von mir und in die Welt, mit vollem Mut [...]“ (ibid: 7). Dieser Fliehkraft wirkt eine zentrierende Kraft entgegen, eine auf sich selbst gerichtete Perspektive, die von der Suche nach der eigenen Identität zeugt. Die Statuslosigkeit, das Nichts-Mehr-Sein im Sehnsuchtsort – „[h]ier war er nichts, hier fand er sich“ (ibid.: 8) – verschafft ihm die Freiheit, Alterität zu entdecken, ein anderer zu sein. Das Identitätsgefühl einer doch nur vorübergehenden Kohärenz zeigt sich für ihn in der Differenz zu sich als dem anderen: „Redete er mit sich, siezte er sich...“ (ibid.).

Noch verstärkt wird diese Zeitdehnung und Verzögerung durch das Unterwegssein deswegen, weil es sich als die einzige Möglichkeit erweist, mit der retardierenden Situation des Abschieds und der davon ausgehenden inneren Unruhe umzugehen. Dabei wird der „liminal space“, dieser Grenzraum der Übergangssituation, in verschiedenen Szenarien und mit unterschiedlichen Fortbewegungsmitteln durchkreuzt. Für Meier sind hier zu verzeichnen das Pendeln zwischen eigenem Wohnort und dem Wohnort der Mutter, die ständigen Fahrten ins Krankenhaus, die Ausflüge mit der Mutter im Auto, seine kleinen Fluchten mit dem Fahrrad, um stundenweise der Pflegesituation zu entkommen, und schließlich seine Fahrten mit der Mutter im Rollstuhl. Für den Bruder sind es lange Nachtfahrten mit dem Auto und häufige beruflich motivierte Reisen ins Ausland.

Fluchtgeschichten:

An der Figur der Mutter wird das Unterwegssein nochmal in einer anderen Polarität erkenntlich: Zum einen umfasst es ihre ursprüngliche Freude an

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

Bewegung, ihre Wohnungswechsel, das mühsame Aufrechterhalten ihrer Mobilität qua Auto, schließlich das Überleben und Wiedergewinnen von einer gewissen Autonomie mit dem Rollstuhl im Altersheim. Zum anderen zeugen aber auch ihre Fußmärsche mitten im Krieg von einem Unterwegssein als einem konstitutiven biographischen Element. Es skizziert den zeithistorischen Horizont der Biographie der Mutter als Kriegsflüchtling aus Ostpreußen. Die nur spärlich angedeuteten, lebensbedrohenden Situationen wie z.B. eine „*von Bomben verbrannte Wohnung*“ (ibid.: 37), „*das „brennend[e] Berlin, der Offizier, [der] ihr die Pistole an die Schläfe drückt*“ (ibid.:100), und die Erwähnung der Geburt Meiers im Lazarett während eines Fliegeralarms (vgl. ibid.: 65) werden mit expressivem Vokabular belegt. Sie markieren die Mutter als Angehörige dieser Kriegsgeneration und identifizieren Meier und seinen Bruder als ‚Kriegskinder‘. Der Kampf ums Überleben und Weiterleben dieser „*starke[n] Generation, die unser Land aufgebaut hat und der wir nichts vorschreiben dürfen...*“ (ibid.: 30) bildet den Sozialisationsrahmen für das Aufwachsen Meiers. Eine affektneutrale, weil stillgestellte Einstellung gegenüber Schicksalsschlägen, Sprachlosigkeit, Sparsamkeit, die Abgrenzung von den fremden Anderen in der neuen Umgebung, die damit einhergehende Konzentration auf die eigene Familie: Sie werden als charakteristische Verhaltensweisen der Kriegsgeneration eingeübt und ausgeübt und finden sich auch im Rahmen der Erzählung beim Sohn wieder.

Identität „Jedermeier“:

Die Bewegungen der Suche nach dem Ich sind gerahmt von zwei Textpassagen am Anfang auf den Seiten (ibid.: 7 und 8.) und am Ende auf den Seiten (ibid.: 134-139), in denen statt Meier ein Ich die Textherrschaft übernimmt: Während das anfängliche Ich sich ein Ziel setzt, sich einen Auftrag gibt – „*Ich muß reisen. [...] Ich muss was Großes tun*“ –, kommt das finale Ich aus dem Mund bzw. der Feder des namenlosen Bruders. In Briefform berichtet er Meier vom Abschied von der Mutter, in einer Sprechweise, die Einfühlung und Trauer spüren lässt und in ihrer Diktion der Meier’schen ähnlich ist. Es ist eben diese Art des Sprechens, die bei der Leserin Irritation hervorruft, denn eben jener Bruder, der sich bislang

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

als der Unbekümmerte – „*Unkraut vergeht nicht, antwortete der Bruder am Telefon*“ (ibid.: 75) – gab und als erfolgsorientierter Macher in Erscheinung trat, zeigt nun eine Form von Betroffenheit, die man in einer Sympathie mit der Hauptfigur, mit der sich Leser*innen zwangsläufig identifizieren, unterstellt hatte und dem Bruder nicht zugetraut hätte. Die Verunsicherung verstärkt sich durch weitere Umkippl-Momente: Die lokale Nähe zur Mutter verkehrt sich in Ferne, denn ausgerechnet er, Meier, der als Aufgabe der letzten Jahre nur die Sorge um und für die Mutter angesehen hatte, sein Leben dem Überleben der Mutter untergeordnet hatte, ihr in ihrer Krankheit der unmittelbare nächste pflegende Angehörige war, ist in den Stunden des Todes und des Abschieds fern von ihr in den Bergen. Meiers Sohn und Meiers Ex-Frau hingegen – Angehörige, die im gesamten Erzählverlauf nur kurz erwähnt werden, ansonsten aber abwesend sind – also ausgerechnet diese fernen, gesichtslos bleibenden Protagonisten, sind bei der Verabschiedung anwesend. Diese Gegensätzlichkeit wird umso aussagekräftiger, liest man sie auch als Chiffre für die emotionale Nähe oder Ferne. Hinter dieser veränderten Position sieht man den Bruder als Drahtzieher, denn er ist derjenige, der den Abschied erlebt und gestaltet und von dem Meier ausgeschlossen ist. Die Gründe dafür – die Unerreichbarkeit Meiers in den Bergen und der Termindruck der Bestattungsanstalt – bleiben äußerst vage und hinterlassen Zweifel an der Beziehung der Brüder zueinander. Schien sie bislang komplikationslos, ja solidarisch in der gemeinsamen Sorge und Verantwortung für die Mutter, zeigt sie plötzlich Bruchstellen. Die lässt Meier eine eindeutig höhere Wertschätzung für den Bruder deutlich spüren: „*Bei einer Schwelle kippte Meier die Mutter beinahe aus dem Stuhl. Sie sagte, daß er sich doof anstelle, während es beim Bruder [...] auf Anhieb reibungslos geklappt hätte*“ (ibid.: 81). Bei Meier jedoch bewirkt dies kein Konkurrenzverhalten und nur ansatzweise ärgerliche Reaktionen. Nun aber praktiziert der Bruder Konkurrenz, indem er Meier von der Verabschiedung ausschließt – ob gewollt oder ungewollt, das bleibt offen. So bedauert er in seinem Brief zwar, dass Meier nicht dabei war und er ihn bei der Wahl der Totenkleidung nicht um seine Meinung fragen konnte.

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

Die Abwesenheit Meiers hinterlässt die Frage, ob nicht am Ende der Erzählung das Meier'sche Ich im Bruder-Ich aufgeht. Dieser Überlegung zufolge gibt es nur einen Sohn, der in verschiedenen Rollen agiert. Für Meier bleibt nur die Rolle der Tochter, die er einmal durch die Bemerkung der Krankenschwester zugewiesen bekommt: „[S]ie machen das, als wären Sie Muddis Tochter“ (ibid.: 67). Dies geschieht erneut am Ende, diesmal durch die Rede des Pastors bei der Bestattungsfeier: „Dem hiesigen Pastor habe ich vorher schriftlich Stichworte gegeben, aber er machte Dich zur Tochter, die, um von der lieben Mutter Abschied nehmen zu können, sogar aus dem weiten Amerika hergereist sei“ (ibid.: 137). Meier übernimmt diese Geschlechtszuweisung und redet „sich mit dem Mädchennamen der Mutter an“ (ibid.: 107).

Das Unterwegssein zum Ich, das Ringen um die Benennung dessen, was mit Ich gemeint sein könnte, ist mit seinen vielen Stockungen, Um- und Auswegen als ein Vaszillieren mit offenem Ausgang zu erkennen. Auf die Spitze getrieben wird dieses Durchspielen von Identitätsmöglichkeiten in der nachstehenden Passage, in der vom Jedermeier die Rede ist – eine sprachspielerische Generalisierung, die das personale Ich ad absurdum bringt. Die Situation wird dramatisch akzentuiert in der mimetischen Aneignung der mütterlichen Existenz. Nackt, nur umhüllt von ihrem alten Pelzmantel, führt er eine Rollstuhlchoreographie aus:

Jedermeier im Pelz übte im Rollstuhl mit freier Fahrt durch die entleerten Zimmer das Wenden und schnelle Stoppen, das Rückwärtskippen und stand auf der Kippe, die sich dann doch neigte, und Meier stürzte hinüber, knallte mit Kopf und Rücken aufs Parkett, hoch über sich im Rollstuhl die leicht geblauten Zehen, im aufgeklafften Pelz sein bleiches krummes Geschlecht (ibid.: 110).

An dieser Szene wird der von der Verfasserin vertretene Konnex zwischen Ambivalenzerfahrung und Kippbild (vgl. Kap. 5.2) vom Autor im Bild eines konkreten Kippens sichtbar gemacht und lässt sich daher als beispielhaft für eine literarische Umsetzung des oben eingeführten Kippbilds lesen: Mit den zwei unterschiedlichen Stellungen und dem Anhalten auf dem Höhepunkt sind alle

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

drei Momente des Kippbilds an einem konkreten Bewegungsvorgang beschrieben. Die zwei Positionen (gerade und rückwärts) entsprechen den zwei Sichtweisen (,Hase' oder ,Ente'), das Auf-der-Kippe-stehen entspricht dem Moment des „Umschnappens“ (Wittgenstein, 1984), in dem das „Seltsame“ (ibid.) wirksam wird, was bei Wittgenstein mit jenem „Erstaunen“ belegt wird, das mit der Einsicht in den Zugewinn an Möglichkeiten einhergeht.

Liest man nun das Kippbild als Ausdruck von Ambivalenzerfahrung, lässt sich der intrapsychische Abgleich zwischen zwei Sichtweisen erkennen. In der einen sieht sich der Sohn Meier als alter Mensch (= „Jedermeier“) mit zukünftigen möglichen Bewegungseinschränkungen, in der anderen seine alte Mutter im faktischen Status der körperlichen Behinderung. Diese unterschiedlichen Sichtweisen des Alterns (vgl. Haller, 2005), diese inneren „Bilder“, werden potenziert durch den vestimentären performativen Akt (vgl. Helmhold, 2010). Meier entkleidet sich seiner (geschlechtlichen) Identität und verkleidet sich mit dem mütterlichen Kleidungsstück. Der Vorgang des Kippelns, eben jenes positive Ausnutzen des Zwischenraums, endet abrupt in einem Sturz, das Erstaunen in einem Erschrecken. Auch hier zeigt das Kippbild als Erweiterungswerkzeug des Ambivalenzkonstrukts für die Textanalyse seinen Mehrwert, indem es auf die Konstruktionsmöglichkeiten von Alter und Geschlecht aufmerksam macht und als Kontrastfolie zur Be- und Hinterfragung des gelebten Ichs dienen kann.

Fragmentierung – Körper – Solidarität:

Das Ich gibt es für den Protagonisten nur in wechselnden Anteilen. Das Bruchstückhafte der Meier'schen Existenz zieht sich durch den gesamten Text und lässt das Fragment als sein Konstituens erscheinen, wie es auch der Titel des Buches „Um Leben und Tod“ avisiert, denn diese Redensart ist insofern ein Satz-Fragment, als es erst durch die Inferenzleistung ‚Es geht um ...‘ oder ‚es war ein Kampf um...‘ zum Ganzen wird. Der Haushalt, die Wohnung, der Besitzstand der Mutter, genauso das in den Objekten gespeicherte Familiengedächtnis werden fragmentiert. Die Amputation des Beines kommt einer Fragmentierung des Körpers gleich. Die Dauer des Amputationsprozesses verstärkt diesen

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

Zerlegungsvorgang, denn mit jedem der fünf Operationsschritte werden Zäsuren gesetzt, die Unklarheit über den weiteren Krankheits- bzw. Heilungsverlauf intensiviert, das Moratorium wieder aktualisiert. So bildet die Beschreibung der Amputations-Eingriffe mit ihren sich wiederholenden Krisen jeweils ein eigenes Kapitel im Gesamttext. Dadurch wird die Lesezeit gedehnt, der endgültige Abschied verzögert sich, die Verlusterfahrung wird retardiert – ein Vorgang spannungsgeladener Zeitlichkeit, der ebenfalls passgenau auf den Prozess des Vaszillierens zutrifft.

Meiers Pflege der Mutter während ihrer Krankenhausaufenthalte und den damit einhergehenden lebensbedrohenden Zuständen nach den diversen Operationen wird dicht beschrieben:

Meier füllte die Schnabeltasse, den Saftbecher [...] die Mutter sagte nichts mehr. Nur, nein, wenn er fragte, ob er die Waschlappen wechseln solle, nein, wenn er sie fragte, ob sie etwas brauche oder haben wolle. Meier tupfte ihr den Schweiß von der Stirn“ (Kinder, 1997: 50). „Meier faßte die Hände der Mutter leicht, er berührte ihre Finger mehr, als es nötig gewesen wäre, ohne die Mutter fürchten zu lassen, daß er sie streichle [...]“ (ibid.: 54). „Bevor er ging, bürstete er der Mutter das Haar [...] tupfte ihr etwas Tosca unter die Ohren. Ging er und ließ er sie unter der zurechtgezogenen Decke, gab er ihr einen Kuß auf die Stirn, den sie nicht abwischen konnte (ibid.: 70).

Beim Lesen dieser Passagen entsteht ein Schwanken zwischen Bewunderung und Verwunderung über diese Geduld, diese Hingabe, diese so perfekt vollzogene Rollenumkehr des ‚Caring‘ zwischen Mutter und Kind. Vor allem aber erstaunt das Nicht-Aufbegehren, wenn Meier keine Dankbarkeit, keine Anerkennung von der Mutter erhält, wenn sie ihn immer wieder mit dem Namen des Bruders anspricht, besonders, da er in dem Maße, in dem es ihr besser geht, mehr Abwertung erfährt: „Die Sätze wurden länger und böse“ (ibid.: 72).

Eine Erklärung für diese anscheinend uneingeschränkte Fürsorge liegt in der Grundstruktur dieser Kriegsgenerations-Beziehungsgeschichte, die von dem Tauschwert Opferhabitus der Mutter vs. Dankbarkeit des Sohnes geprägt ist. Es

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

sind die Selbstzuschreibungen aus ihrer Lebensphase, in der nichts anderes galt als der Kampf ums Überleben von sich und den Kindern und mit denen sie ihre noch immer wirksame (erzieherische) Autorität untermauert: *„Mit Brennesseln und Löwenzahn habe sie Meiers Bruder und Meier aufgezogen in der Schlechten Zeit, durch Schneewehen habe sie sich gekämpft, um in der fernen Stadt ein Brot zu ergattern“* (ibid.: 131). *„Ich habe geraucht im Krieg und danach, und meine Söhne haben das bißchen Essen gekriegt“* (ibid.: 68). Meier möchte einerseits die Lebensleistung der Mutter bewahren und anerkennen, andererseits erhofft er sich in dieser fraglosen Übernahme der mütterlichen Fürsorge-Haltung auch seinerseits Anerkennung. Die in dieser Opferbereitschaft enthaltene Ambivalenzdynamik erkennt Meier nicht, daher weiß er auch nicht mit ihr umzugehen.

So verweigert er sich der ihm von der Ärztin aufgetragenen Übermittlung der Nachricht im Hinblick auf die zukünftige Pflegesituation: *„Ihre Mutter wird sich nie wieder selbst versorgen können. Sie sollten ihr das in aller Deutlichkeit sagen. Nein, antwortete Meier. Dann tue ich es, schalt die Ärztin, ging zur Mutter und sagte es“* (ibid.: 56). Der Sohn wagt es nicht, ihr den Einbruch in ihre Autonomie zuzumuten und sie mit den daraus folgenden Konsequenzen zu konfrontieren. Hier wird wiederum Eriksons Krisenkonstellation von *Initiative und Schuldgefühl* (vgl. Kap. 7.3 bzw. Erikson, 1973) erkennbar. Sie ist bestimmt einerseits durch die Verpflichtung zu ‚ewiger Dankbarkeit‘, basierend auf einem Schuldgefühl – andererseits geht es um die Herausforderung, die Initiative für eine eigene Unabhängigkeit zu ergreifen, die mit einer professionellen Versorgung verbunden wäre. Der Sohn erkennt nicht, dass er dankbar sein kann und gleichwohl der Mutter die Veränderung der Lebenssituation zumuten kann. Somit verpasst er die Möglichkeit, Ambivalenz zu praktizieren.

Resümee:

Als Ergebnis der Anwendung der Ambivalenz-Heuristik (vgl. Kap. 4) auf dieses Textbeispiel ergibt sich, dass die innere Dynamik des Übergangsprozesses durch die Komponente des Vaszillierens zu erschließen ist und durch die vergleichende Anwendung des Kippbilds zusätzlich erfasst wird. In der langen Zeit der Krankheit

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

mit ihren Aufschüben und Unterbrechungen, die die „*Endangst*“ (Kinder, 1997: 75) vor dem Verlust immer wieder neu aufflackern lässt, kreuzen sich die Veränderungsbewegungen von Mutter und Meier: Während er zusehen muss, wie sich die Mutter in eine Greisin verwandelt, nimmt Meier Anläufe, seinen Lebensstil zu ändern, um „*gesünder und deshalb kräftiger [zu] sterben*“ (ibid.: 62). Als die Mutter jedoch kurzfristig wieder aufblüht, geht es ihm insgesamt schlechter. Für die Mutter hingegen scheinen die langen Krankheitsphasen, in denen ihr Leben andauernd auf der Kippe steht, das Leben eher abzurunden. Sie wird schließlich erst ganz am Ende zu einem Ausdruck von Dank fähig. Die Arbeit für die offensichtlich gelungene Veränderung der Mutter, ihre relative Zufriedenheit mit ihrem Leben im Altersheim, erbringt Meier. Mit dem Tod der Mutter kommt die asymmetrische Beziehung des Aufopfern des Einen für die Andere zu einem Stillstand, aus dem auch der letzte Ausbruchsversuch Meiers, seine erneute Reise, nur wieder zum Ausgangspunkt zurückführt. Insofern könnte sich unter dem Gesichtspunkt von Transformation für Meier eine negative Bilanz ergeben. Von Meier werden die Veränderungschancen nicht genutzt, weil die ambivalenzaffinen und ambivalenten Herausforderungen der Beziehung passiv erlitten und nicht aktiv gestaltet werden können. Das Vaszillieren zeigt sich hier sowohl von seiner entwicklungsfördernden als auch dekonstruierenden Seite (vgl. Fooker, 2016).

Allerdings ist an dieser Stelle methodologisch zu berücksichtigen, dass dieser Text als einziger Text des Untersuchungskorpus keine autobiographischen Referenzen ausweist, von daher sich auch der Einordnung in das Genre der Autofiktion entzieht. Gleichwohl lässt sich die Erzählung „*Um Leben und Tod*“ als Fallgeschichte (vgl. Kap. 5.1) des Übergangsprozesses Verwaisung lesen und wird die „*oszillierende Ungewissheit*“ (Wagner-Egelhaaf, 2013) zwischen Fakt und Fiktion deshalb nicht stillgestellt. Der Text selbst und seine Rezeption beschränken sich aber nicht mehr auf das Hin und Her zwischen Dokumentarischem, verbürgt Autobiographischem, und dessen möglicher Fiktionalisierung, wie sie dezidiert im Beispiel Bardola (vgl. Kap. 5.1 und Kap. 7.5) praktiziert wird, sondern

7. Übergangs-Modelle im Schwellenprozess Elterntod: Textanalysen.

7.8 Hermann Kinder: Um Leben und Tod

erweitern sich zu einem „*mehrstimmigen Erzählen*“ (Wagner-Egelhaaf, 2013: 17). Es zeigt sich im Aufbrechen der Erzählerperspektive in Meier, Bruder und Ich sowie im Spiel mit der Genderperspektive und macht deutlich, dass der Übergangsprozess von Überschreibungen und Umschreibungen konturiert ist. Daraus ergeben sich zwei Lesarten der Erzählung als unterschiedliche Varianten des Durcharbeitens. Die eine Möglichkeit, die sich in der Meier'schen Form des Durcharbeitens zeigt, würde bedeuten, dass Bewegungen der Suche nach Veränderung scheitern können, sodass lediglich das einsame Verharren in alten Mustern als Handlungs- und Identitätsoption übrigbleibt. Die andere Möglichkeit, die in der Figuration der Brudergestalt ersichtlich wird, verweist darauf, dass eine Distanz zur Kriegskindheit möglich und eine Loslösung aus der Befangenheit und dem Gefangensein in der mütterlichen Biographie denkbar ist. Das Resümee des mehrstimmigen Ichs am Ende lautet „*Wir sollten mehr lieben*“ (Kinder, 1997: 139). Im Kontext der Erörterung von Ambivalenzerfahrungen kann diese Aufforderung dahingehend verstanden werden, dass diese nicht im passiven Aushalten ambivalenter biographischer Situationen realisiert werden kann, sondern im aktiven Gestalten eben dieser die Möglichkeit eines emotional bereichernden Zusammenlebens liegt.

8 Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.1 Komparation Ebene 1

8 Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.1 Komparation Ebene 1

Im Kapitel 7 wurden acht literarische Todesfallgeschichten darauf hin befragt, inwieweit die letzte Lebensphase der Eltern(teile) als Übergangsprozess erlebt, bearbeitet und verarbeitet wurde und welche Bedeutung der Ambivalenzdynamik für das Durcharbeiten im Sinne einer Transformation zugesprochen werden kann.

Die Textanalysen stehen für sich, bedürfen aber nun der Gesamtschau. Für diesen Überblick werden die Ergebnisse dieser Textanalysen einer vergleichenden Betrachtung unterzogen, um herauszufinden, welche Überschneidungen, Übereinstimmungen, Kontraste und Besonderheiten sich ergeben. Es bietet sich an, diesen Vergleich auf die beiden Ebenen des Übergangsmodells Verwaisung zu beziehen (siehe Visualisierung V 3 in Kap. 3.1), wie sie von der Verfasserin als methodische Plateaus für die Analysen erstellt wurden. In einem ersten Schritt richtet sich der vergleichende Blick auf die unterschiedlichen *Modi der Arbeit: Einarbeiten, Bearbeiten und Verarbeiten*. Deren Ergebnisse sind zwar Teil des gesamten Übergangsprozesses Verwaisung, können jedoch, für sich genommen, Aufschluss über die Verläufe auf einer strukturellen Ebene geben. Hier werden aber nur die auffälligsten Befunde kurz dargestellt, da sich die leitende Forschungsfrage auf die Gestaltung der Ambivalenzdynamik in dem gesamten Übergangsprozess Verwaisung konzentriert.

Hinsichtlich des Modus des Einarbeitens lässt sich übergreifend feststellen, dass die Konfrontation mit der Nachricht von der tödlichen Erkrankung, resp. dem (geplanten) Tod, durch die räumlichen Parameter der jeweiligen Entfernung zwischen den Wohnorten der Eltern und den aktuellen Aufenthaltsorten der Kinder mitbestimmt ist. Sie erzwingt regelmäßiges Pendeln (7.2 Stefan), die abrupte Rückkehr aus dem Ausland (7.1 Beauvoir, 7.7 Winkler, 7.8 Kinder) oder sie stellt einen Einbruch in den (beruflichen) Alltag dar (7.5 Bardola, 7.7 Bernheim, 7.8 Kinder). Diese Differenzierungen sind leicht zu greifen, weil sie

8 Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.1 Komparation Ebene 1

vergleichsweise wenig aussagekräftig sind im Hinblick auf die inneren Prozesse, die hier eigentlich im Fokus stehen. Bedeutsamere Ergebnisse, lassen sich bei der Konfiguration der „Grenzgängerschaft“ (vgl. Kap. 3.1) verzeichnen. Damit ist jene Ansammlung von Begleiter*innen gemeint, die durch die Trennung von den anderen entsteht und deren Konstellation sich aus dem unterschiedlichen Grad der Mitwisserschaft ergibt. Nach Turner ist diese *Communitas* (vgl. Kap. 3.1.3) aber insofern unsichtbar, als sie keine geschlossene Gruppe bildet, sondern sich in einem permanenten Umsortierungsvorgang befindet, in dem es Neuzugänge und Austritte gibt. Die der Gruppe Zugehörigen treten dabei in unterschiedlicher Dichte und Intensität des Engagements in Erscheinung. Die Anzahl der Grenzgänger*innen variiert, in Abhängigkeit von ihren Funktionen (Ärzte, Pflegepersonal, Sterbehelfer*innen, Geistliche), ihrer eigenen (körperlichen) Verfassung sowie von den Erfordernissen der jeweiligen Situation, wie im Textbeispiel 7.2. Stefan, wo die sterbende Mutter zu Hause gepflegt wird und die letzten Tage verstärkt Grenzgänger*innen in Erscheinung treten und zum Einsatz kommen. In der Gesamtschau zeigt sich, dass in den Textbeispielen – außer den professionellen Grenzgängern – mehrheitlich eine Mischung von Familienangehörigen, Partner*innen, Freunden und Bekannten diese *Communitas* bilden (vgl. Textbeispiele: 7.1 Beauvoir, 7.2 Stefan, 7.3 Rieff, 7.5 Bardola, 7.6 Bernheim). Davon ausgenommen sind nur die Beispiele 7.7. Winkler und 7.8. Kinder, in denen Distanz zu solcher Gruppenbildung zu vermerken ist. Besondere Aufmerksamkeit beansprucht die Rolle der engeren Familienmitglieder. Nur in zwei Fällen (7.4 Chatelet, 7.6 Bernheim) lässt sich feststellen, dass die betroffenen Frauen resp. Männer von ihren (Ehe-)Partnern Unterstützung erwarten, sie einfordern und auch erhalten. Ähnliches gilt für die Geschwister. Obwohl alle schreibenden Söhne und Töchter Geschwister haben – bis auf eine Ausnahme: 7.3 Rieff –, zeigen nur die Beispiele 7.1 Beauvoir und 7.6 Bernheim kontinuierliche und fraglose Präsenz beider Schwestern (und damit aller Geschwister). In zwei weiteren Fällen (7.5 Bardola und 7.8 Kinder) werden die Brüder als verlässliche Bezugspersonen in organisatorischen Notwendigkeiten gekennzeichnet, ihre

8 Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.1 Komparation Ebene 1

emotionale Nähe aber ist nur ansatzweise und erst nach dem Tod der Eltern(teile) erkennbar. Von einem Zusammenhalt aller Familienmitglieder ist in keinem Fall die Rede. Es lässt sich vermuten, dass (auch) in dieser Situation das familiäre Konzept einer idealen Aufgabenverteilung seine Grenzen aufweist und diese Leerstellen von Freund*innen besetzt werden. Allerdings kann die Ausklammerung von Familienangehörigen ihren Grund darin haben, dass die schreibenden Kinder sich zwar nicht unbedingt der Familie als Gesamtkonzept verweigern, sie aber ihre Erinnerungsarbeit alleine leisten wollen, um sich damit eine Vertrautheit zurückzuholen und sich einer einmaligen dyadischen Beziehung zu vergewissern, die nun beendet ist. So z.B. im Fall Chatelet, in der die gesamte (prominente) Familie komplett ausgeblendet wird.

Dieses Bedürfnis nach einer Bestätigung und Vergewisserung der Einmaligkeit und Exklusivität des Eltern-Kind-Verhältnisses kann auch die vorhin positiv konnotierte Situation *Freunde statt Familie* in ein anderes Licht rücken, wenn, wie im Fall von Susan Sontag, die Freund*innen komplett die familiären Rollen übernehmen oder der Sohn (7.3 Rieff) in dem großen Unterstützungskomitee unterzugehen droht. Bemerkenswert in diesem neuen, erst aus der besonderen Situation entstehenden sozialen Beziehungsgefüge der Grenzgänger ist auch, dass Konflikte aus alten Beziehungen (sowohl freundschaftliche als auch familiäre) übernommen werden, wie bei 7.6 Bernheim, oder wieder reaktiviert werden: 7.7 Winkler. Die Bildung neuer Gruppen innerhalb der Grenzgängerschaft hingegen, wie Turner sie als Möglichkeit für die Phase des „*liminal space*“ (vgl. Kap. 3.1.3) in Aussicht stellt, ist in keinem der Fälle signifikant.

Erwartungsgemäß kommt dem Pflegepersonal und den Ärzten große Bedeutung zu, wobei sich aus dem Vergleich der Pflegesituation 7.1 Beauvoir in den 1960er Jahren mit der aus dem Jahr 2013 bei 7.6 Bernheim die negative Tendenz hin zum Pflegenotstand als gesellschaftliches Faktum in der westlichen Welt in den Texten schlaglichtartig bestätigt. Auf die Sonderrolle, wie sie in den Fällen 7.1 Beauvoir, 7.3 Rieff, 7.5 Bardola, 7.6 Bernheim und 7.8 Kinder den Ärzten und

8 Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.1 Komparation Ebene 1

dem Pflegepersonal zukommt, wird hier nicht weiter eingegangen, weil diese stärker in die zweite Betrachtungsebene der Ambivalenzdynamik hineinwirkt.

Schaut man auf das mittlere Feld in der Visualisierung V 3 (vgl. Kap. 3.1), in dem es um die Performanz geht, den Modus des Bearbeitens, konzentriert sich die vergleichende Betrachtung auf die Station der „Trennung von der Leiche“ und die dazugehörigen Bestattungsrituale. Auffallend ist, dass dieser Bestandteil eines jeden Todesfalls nicht in jedem der untersuchten Texte behandelt wird. Ausführlichere Beachtung findet es lediglich bei 7.5 Bardola, gänzlich ausgeklammert hingegen ist es bei 7.4 Chatelet. Mit knapp gehaltenen Beschreibungen begnügen sich 7.1 Beauvoir, 7.3 Rieff und 7.8 Kinder. Die Frage nach dem richtigen Ort der „letzten Ruhestätte“ stellt sich 7.3 Rieff intensiv für seine Mutter; im Fall 7.6 Bernheim ist es der Verstorbene selbst, der diese Erörterung führt. Der adäquate Umgang mit der Leiche und ihrer letzten vestimentären Präsenz wird sensibel thematisiert aus emotionaler Nähe bei 7.2 Stefan und 7.8 Kinder und aus pragmatischer Distanz bei 7.1 Beauvoir. Trotz der individuellen Abweichungen bewegen sich letztlich doch alle Beispiele durchaus im Rahmen von Konformität, den Sitten und Gebräuchen ihrer Zeit und den Traditionen ihres Kulturraums folgend. Nur der Sonderfall 7.7 Winkler ragt dabei heraus, weil die Bestattung bei ihm den Dreh- und Angelpunkt der Auseinandersetzung mit dem Vater bildet. Insgesamt zeigt sich, dass die Bestattungsrituale als solche nicht mehr per se ihre verbindliche Kraft ausüben, aber in der Verbindung des Rituals mit der Biographie der Verstorbenen als bedeutsam anerkannt werden.

Aus dem dritten Feld, in dem der Austritt aus der Schwellensituation des Übergangs angesiedelt ist und in dem der Modus des Verarbeitens stattfindet, wird hier die Trennung von den Dingen einem Vergleich unterzogen, beschränkt sich aber auf die formal-strukturellen Besonderheiten und berücksichtigt noch nicht die damit verbundene Ambivalenzdynamik. Der Begriff „Trennung“ umschließt sowohl den Akt des Weggebens, des Vererbens der Dinge als auch den Akt der An- oder Übernahme durch die Nachfolger*innen (vgl. Breuer, 2009). Die Akteure in diesem Transfer sind Eltern und Kinder, die darin aktive oder passive

8 Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.1 Komparation Ebene 1

Rollen übernehmen. In drei Textbeispielen ist dieser Transfer narrativ umfänglich ausgearbeitet. Bei 7.4 Chatelet und 7.2 Stefan vollzieht er sich als persönliche Übergabe von Dingen zu Lebzeiten und als deren Weitergabe im klassischen Vererbungsvorgang. In beiden Fällen wechseln die Besitzer, aber das Objekt bleibt dasselbe. Im dritten Beispiel (7.8 Kinder) bleibt nominell die Besitzerin dieselbe, allerdings geraten die Dinge der Mutter vor ihrem „*letzten Umzug*“ ins Altenheim in den Bewegungsduktus des Selektierens (vgl. Depner, 2017), der, bis auf wenige Ausnahmen, als radikale Entsorgung durch den Sohn vor sich geht. Alle erwähnten Objekte erweisen sich neben ihrer praktischen Funktion auch als Speichermedium, als Container eines bemerkenswerten symbolischen Gehalts. Übergreifend gilt, dass die ökonomische Betrachtungsweise in allen Fällen ausgeklammert wird. Der Fokus liegt eindeutig auf der durch die Dinge, ihren Gebrauch und ihre symbolische Aufladung konturierten wechselseitigen Beziehung zwischen Eltern und Kindern, also zwischen Vorgänger*innen und Nachfolger*innen. Als die Dinge, die in diesen Modus des Verarbeitens gelangen, werden vorwiegend Alltagsobjekte beschrieben, die sich im Verlauf einer Biographie angesammelt haben. Dabei reicht die Bandbreite der unterschiedlichen Wertschätzung von einer Einschätzung der Dinge als unnütz bis kostbar und ist abhängig von den bisherigen Besitzer*innen sowie den potentiellen Erb*innen. Damit geben sie teilweise auch Aufschluss über deren soziale Verhältnisse und die normative Orientierung ihrer Besitzer*innen. Als speziell bedeutsam erweisen sich hierbei körpereigene und körpernahe Objekte wie Haare (abgeschnittene Zöpfe bei 7.4 Chatelet) oder Kleidung (z.B. der rote Morgenrock bei 7.1 Beauvoir und der alte Pelzmantel bei 7.8 Kinder). Weniger intimen Charakter haben die Abendtasche bei 7.2 Stefan und das Portemonnaie bzw. die Brieftasche bei 7.8 Kinder und 7.3 Rieff. Aus noch größerer Distanz zum Körper erhalten Möbel wie der Schrank oder Haushaltsgegenstände wie Kochtopf und Teigschüssel Bedeutung. So lassen sich aus dem Blickwinkel der Relation von Dingen zum Körper Abstufungen von Nähe und Ferne erkennen, die aber noch

8 Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.1 Komparation Ebene 1

nichts über das Ambivalenzpotential dieser Objekte im Übergabe- bzw. Weitergabeprozess aussagen.

Einen besonderen Status beanspruchen Fotografien. Während 7.7 Winkler ihre Funktion für das kulturelle Gedächtnis betont (in den einfachen Wohnverhältnissen des elterlichen Bauernhauses bestätigen sie überdies auch die Genealogie der Macht), werden die Töchter 7.4 Chatelet und 7.2 Stefan in ihren Auseinandersetzungsprozessen zum Erwachsenwerden durch Fotos aus Kindheit und Jugendzeit unterstützt. Im Diskurs der verhandelten Dinge in diesen Transferprozessen beansprucht das verschwundene Objekt in der Fallgeschichte von Josef Winkler (7.7) eine Sonderstellung insofern, als das Buch „Tausendundeine Nacht“ nicht nur verschollen ist, sondern auch nicht wieder zu beschaffen ist. Diese Besonderheit legt die Lesart nahe, dass der Schriftsteller-Sohn damit auf den unabschließbaren Schreib-Akt der Annäherung an den Vater aufmerksam macht. Ein anderes ungewöhnliches Objekt, das mehrfach genannt wird, aber nicht im Zusammenhang mit dem Weitergabe-Prozess verhandelt wird, ist der Totenschädel. Von der Leserin zunächst vorschnell als Vanitas-Motiv gedeutet, spielt dieses Objekt jedoch unterschiedliche Rollen. Bei 7.7 Winkler ist es Teil des kulturellen Gedächtnisses, wie es für ihn das Beinhaus (der Karner) in seinem Heimatdorf darstellt, das allerdings auch von Umstürzen und Überflutungen bedroht ist. Bei 7.2 Stefan wiederum weckt es die Neugier und Aufmerksamkeit der Erzählerin für die Anatomie des Körpers und eines neuen biographischen Interesses für den Landarztberuf ihres Großvaters. Bei 7.3 Rieff hingegen nimmt der Totenschädel im Regal hinter dem Schreibtisch der Mutter eine Achtungsposition ein, und bei 7.8 Kinder wird er als Replik des Hamletschädels erniedrigt und in der Plastiktüte verstaut. So fungieren die Schädel affirmativ wie destruktiv als Insignien des Schreibens und Dichtens und konnotieren den Zusammenhang von Tod und Kreativität.

Diese Einschreibung in die Community der Denker*innen und Schriftsteller*innen führt zum letzten formalen Vergleichspunkt auf der ersten Ebene, der „Zweiten Bestattung“, dem „Wie“ der Umsetzung der Todesfälle in Geschichten.

8 Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.1 Komparation Ebene 1

Das beginnt bereits bei den Buchumschlägen der jeweiligen konkreten Ausgaben der Texte, die hier untersucht werden. Zwei von ihnen zeigen referentielle Fotos: der Text von 7.3 Rieff mit dem ikonographisch verbürgten Foto von Susan Sontag und das Buch von 7.1 Simone de Beauvoir, das ein Foto von ihr und ihrer Mutter zehn Jahre vor deren Tod zeigt. Ein weiterer Punkt betrifft die Zitate und Widmungen vor dem eigentlichen Textblock. Bis auf 7.7 Winkler, der als einziger auf beide paratextuellen Zugaben verzichtet, nehmen fünf der Texte Bezug auf bestimmte Autor*innen, jeweils durch ein Zitat von diesen. Verena Stefan (7.2) erweitert diese Einleitung um ein von ihr erstelltes Anagramm. Sie ist auch die einzige, die ihren Bericht in die Genealogie der mütterlichen Linie einschreibt mit dem Hinweis auf die ihren weiblichen Vorfahren verwehrten Chancen auf selbstständiges Lesen und Schreiben. Bardolas Roman (7.5) stellt den *„Wunsch, einen eigenen Tod zu haben...“* aus Rilkes *„Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“* (Rilke, 2000) voran und bestimmt damit gleich zu Beginn den Fokus des Textes. Ergänzt wird das Zitat um den Ausschnitt aus einem Song des US-amerikanischen Sängers Cab Calloway, in dem er der Trauer über den Tod eines Menschen mit dem Hinweis auf die Kraft der Musik eine Absage erteilt. Auch diese Verbindung von Tod und Kunst enthält implizit einen Verweis auf die Kraft der (eigenen) Kreativität. Hermann Kinder (7.8) hingegen beginnt seine Erzählung vorweg mit einem Zitat von Martin Walser⁵⁰, das die Fragilität der eigenen Identität betont. David Rieffs (7.3) Inanspruchnahme eines Gedichts von T.S. Eliot als Motto des Buches wird im Text selbst nochmal Gegenstand der Betrachtung. (vgl. Kap. 7.3. Rieff). 7.4 Chatelet und 7.6 Bernheim enthalten sich eines Mottos, widmen aber ihre Bücher genau wie 7.1 Beauvoir jeweils den Schwestern. Gleich welcher Herkunft – allesamt stellen die genannten Paratexte Kommentare und Leseanleitung dar, sind aber auch Selbstauskünfte, die vorausgeschickt werden.

⁵⁰ „Du selber bist nichts als eine unendliche Verschwindenskapazität.“ Martin Walser. Ohne Quellenangabe.

8 Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.1 Komparation Ebene 1

Die weitere Gestaltung der Texte durch formale Strukturierung und Einteilung in Kapitel sowie die jeweilige Ausgestaltung und Rahmung dieser erzeugt große Unterschiede. Sie reicht von 7.7 Winklers poetischen Kapitelüberschriften, denen die intertextuellen Einschübe aus der japanischen Narayama-bushiko Ballade⁵¹ folgen, über 7.2 Stefans Anagramm-Zeilen zu Beginn jedes Kapitels, bis hin zu einer Textgestalt, in der Zäsuren nur durch typographische Hervorhebung bzw. Leerräume erkennbar sind, wie bei 7.1 Beauvoir, 7.6 Bernheim, 7.4 Chatelet und 7.8 Kinder. Dadurch werden die Sinn- und Erzählabschnitte nicht eindeutig als Kapitel benannt und gekennzeichnet. Das ist für die lesende Forscherin insofern von Bedeutung, als der ‚Rote Faden‘ der Texte, den man im Allgemeinen mit Kontinuität, Kohärenz und Konsistenz einer Narration (vgl. Nünning, V.: 2013) gleichsetzt, als gerissen (inkohärent) und wieder zusammengeknüpft, als verwickelt und verknotet (diskontinuierlich) in Erscheinung tritt und daraus ein spezielles Interpretationsproblem resultiert. Dieses betrifft allerdings nicht nur das linguistische Verständnis von Textkohärenz (vgl. Labov/Waletzky, 1967). Es zielt auch nicht auf die Vorstellung „temporaler, kausaler und thematischer Kohärenz“ (Nünning, V.: 2013: 158) in autobiographischen Erzählungen oder auf die formale „interne Stimmigkeit“ (ibid.: 158). An diesem abschließenden Punkt der Auswertung des Untersuchungskorpus steht die Frage, wie sich die Ambivalenz der je eigenen Unstimmigkeit in den verstörenden, zerstörenden, inkohärenten und/oder sinnbildend bewahrenden Niederschriften der erlebten und erlittenen Todesfallgeschichten vergleichen lässt. Dies führt zu der Auswertung auf der Ebene des Durcharbeitens, auf der alle vorher genannten Varianten des Umgangs mit den Herausforderungen der Arbeit am Verweisungs-Ich in einer neuen Konfiguration zusammentreffen.

⁵¹ Vgl. dazu Fukazawa, Shichiro: Narayama-bushiko in Kap. 7.7 Winkler.

8. Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.2 Komparation Ebene 2

8.2 Komparation Ebene 2

Hier tritt das Ambivalenzpotential offen zutage und entwickelt in den einzelnen Fällen eine jeweils ganz eigene Triebkraft, die in den Textanalysen ausführlich erläutert wurde. Als erstes übergreifendes Ergebnis gilt: Die Intensität der Ambivalenz-Dynamik erweist sich als unabhängig davon, wie sehr die Söhne und Töchter in ihrem jeweiligen sozialen, beruflichen und familiären Kontext eingebunden sind. Auch der Grad der Interaktion mit den Eltern erweist sich nicht als bestimmendes Merkmal. So können Eltern-Kind-Beziehungen, die über räumliche Distanzen hinweg und in größeren zeitlichen Abständen praktiziert werden wie bei 7.7 Winkler, für eine ähnlich virulente Gemengelage widersprechender Gefühle sorgen wie ein beständiger direkter Austausch vor Ort, wie er etwa bei 7.1 Beauvoir, 7.6 Bernheim und 7.4 Chatelet gepflegt wird.

Daher werden nun alle Fallgeschichten im Hinblick darauf gesichtet, welche Kernkategorien sich in der Zusammenschau der folgenden Abbildung durchgängig behaupten, welche nur selten in Erscheinung treten und welche erst vom Rand her Aspekte der Ambivalenzdynamik erschließen. Die Rückbindung an diese Kernkategorien, zu denen die Themenfelder der Ambivalenzdynamik über das mehrstufige Kodierverfahren (vgl. Kap. 7.1) verdichtet wurden, ist methodisch ein wichtiger Schritt, um zu einem theoriebezogenen Ergebnis zu gelangen. In der nachstehenden Tabelle der Kernkategorien (Tabelle 6) sind sie den einzelnen Fallgruppen und ihren Autoren zugeordnet.

8. Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.2 Komparation Ebene 2

Fallgruppe (1) Krebs	Fallgruppe (2) Sterbehilfe	Fallgruppe (3) Sonstige Todesarten
Simone de Beauvoir <ul style="list-style-type: none"> • Protest versus Gleichgültigkeit • Körper-Leib Differenzen • Bewusstseinskontext Sterben • Institution Krankenhaus • Biografisierung 	Nicola Bardola <ul style="list-style-type: none"> • Liebestod • Autofiktion • Veränderung Beziehungsmodus 	Hermann Kinder <ul style="list-style-type: none"> • Fragmentierung • Identitäten • Beziehungsmodus
Verena Stefan <ul style="list-style-type: none"> • Schmerz-Dimensionen • Ordnung_Unordnung • Grenz_Überschreitungen • Dinge: Übergabe_Weitergabe • Identität_Alterität • Auto_Biografie schreiben 	Noelle Chatelet <ul style="list-style-type: none"> • Mutter_Idol • Tochter_Status • Suizid_Entscheidung als Gabe • Macht der Dinge • Lehren_Lernen: 	Josef Winkler <ul style="list-style-type: none"> • Fluch • Bildungsdifferenz • Bestattungsrituale
David Rieff <ul style="list-style-type: none"> • Ambivalenz des Wissens <ul style="list-style-type: none"> ◦ Bewusstseinskontext • Beziehungsdynamik • Verantwortung 	Emmanuèle Bernheim <ul style="list-style-type: none"> • Entscheidung "Sterbehilfe" • Körper_Leib Biografie • Selbstbestimmung: Erwachsenwerden 	

Tabelle 6: Kernkategorien der Textanalysen (eigene Darstellung)

Der Vergleich nimmt an dieser Einteilung seinen Ausgangspunkt, folgt aber dann dem semantischen Ineinandergreifen der Kernkategorien und ihrer Dimensionen. Er ist demnach stärker am Gedanken einer Gesamtgestalt orientiert, wie sie annähernd in einer als Wortwolke generierten Zusammenschau vorstellbar ist (siehe Visualisierung V 6).



V 6: Wortwolke Kernkategorien (eigene Darstellung)

8. Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.2 Komparation Ebene 2

Die Synopse beginnt mit der Frage, ob sich innerhalb einer Fallgruppe dieselben Kernkategorien behaupten. Bezogen auf die Fallgruppe 2 („assistierte Sterbehilfe“) ergeben sich die unterschiedlichen Schwerpunkte der Konfliktfelder Gabe, Selbstbestimmung, Liebestod, um die herum sich die Ambivalenzdynamik entfaltet, die passiv ertragen oder aktiv und kreativ gestaltet wird.

So erstickt im Fall 7.4 Chatelet die „Verpackung“ des freiwilligen Todes in ein Geschenk an die Tochter alle Fragen und Einwände. Aus der Analyse der Ambivalenzdynamik wird in dieser Gabe eine Beziehungspraxis ersichtlich, die zwischen autoritär und autoritativ pendelt und sich als Machtausübung in der Hierarchie der zu verschenkenden Dinge erweist. In einem beständigen Schwanken zwischen Bewunderung, Verlustangst und Unerbittlichkeit wird die Entscheidung für den assistierten Suizid und seine Vorbereitung und Umsetzung von beiden als Lehren und Lernen verstanden. Die Lehrautorität liegt hier eindeutig bei der Mutter, die, dem in Frankreich in ihrer Generation praktizierten (Erziehungs-)Stil entsprechend, von der Tochter keinerlei Aktivität und keine Verantwortlichkeit für die Durchführung des selbstgewählten Todes erwartet. Anders im Fall 7.6 Bernheim, in dem das Verlangen nach einer (vorzeitigen) Beendigung des Lebens, ‚verkleidet‘ als Wunsch, tatsächlich aber als Auftrag oder vielmehr Befehl an die Tochter herangetragen wird und sie für dessen Erfüllung Sorge trägt. Auch in dieser Variante ist der Machtanspruch erkennbar, der in der emotionalen Vereinnahmung der Tochter durch den Vater besteht, für den Fragen von Tod und Sterben trotz seiner Hochaltrigkeit offensichtlich keine Relevanz besaßen und er daher sein Recht und seinen Wunsch nach Selbstbestimmung nicht entsprechend vorbereitet hat. Im Fall 7.5 Bardola wird von Seiten des Sohnes keine explizite Stellungnahme zur „Sterbehilfe“ und keinerlei aktive Beteiligung an der Vorbereitung des Sterbens verlangt. Entsprechend präsentiert sich die Entscheidung als weniger autoritär. Ein Grund dafür könnte die in der Familie geübte Gesprächskultur sein, die die Handlungsoption eines selbstgewählten Todes einschloss, sowie die Bezugnahme auf „*role-models*“ im Sinne der beispielhaften Entscheidungen von Freunden. Die Anleihe des roman-

8. Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.2 Komparation Ebene 2

haften Ideals vom „Liebestod“ harmonisiert zusätzlich die Gesamtsituation. Im Unterschied zu den beiden anderen Fällen dieser Fallgruppe wird damit der Beziehungsmodus der Eltern zueinander in den Blickpunkt gerückt. Die Frage nach der elterlichen Lebenszufriedenheit und die Einschätzung der Qualität der Ehe ist, betrachtet man die Gesamtheit der hier behandelten Texte, ein randständiges Thema, das ansonsten nur im Fall 7.1 Beauvoir thematisiert wird. In allen drei „Sterbehilfe“-Fällen erweist sich die Ausübung der elterlichen Macht in ihrer zeitlichen Dimension als Faktor von zentraler Bedeutung. Sie reicht aus der Vergangenheit der gemeinsamen Erziehungs- resp. Beziehungsgeschichte in die Zukunft, die durch die Entscheidung machtvoll begrenzt wird. Der Übergangsprozess wird damit aktiv von den Eltern bestimmt und so in einen möglichen „natürlichen“ Verlauf verändern eingegriffen, denn mit der Bekanntgabe eines konkreten Datums für das Verschwinden wird den Kindern eine spezifische Form der Vorbereitung verordnet. So führt bereits die Wahl des passenden Todestags und zusätzlich die selbstgewählten oder von außen erzwungenen Fristverlängerungen zu einem verstärkten Vaszillieren, das sich wiederum von seiner destruktiven Seite (der Erhöhung von Vulnerabilität – vgl. Bernheim, Kap. 7.6) und von seiner konstruktiven Seite zeigt, da die Kinder diese Vorbereitungszeit zu nutzen wissen – so 7.4 Chatelet durch das Schreiben ihres *Aufgabenheftes* und 7.5 Bardola durch seine intensive Beschäftigung mit den Biographien der Eltern und die Analyse seiner Beziehung zur Mutter. Setzt man nun diese Form eines pädagogischen „Propädeutikums“ in Bezug zu Gould (vgl. Kap. 3.1), der die Desillusionierung des kindlichen Wunsches nach dem ewigen Leben der Eltern, als Aufgabe des mittleren Erwachsenenalters formuliert hat, zeigt sich hier der Januskopf des Eltern-Kind-Verhältnisses. Indem die Eltern beanspruchen, ihre Elternzeit selbst zu terminieren, ist den Kindern die selbstbestimmte und zeitlich selbst getaktete Erfüllung der Aufgabe im Sinne Goulds nicht mehr freigestellt. Andererseits ist das Gewährwerden der Elternsterblichkeit dann augenblicklich sehr konkret und nicht als Trockenübung für den Fall des Falles zu sehen und

8. Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.2 Komparation Ebene 2

kann dennoch, obwohl der Ernstfall sich bereits abzeichnet, noch Chancen der Bearbeitung bieten.

Im Gegensatz zu den Beispielen aus der Fallgruppe 2 tritt die Ambivalenz der Macht in der Eltern-Kind-Beziehung in der Fallgruppe 1 (Krebserkrankungen) sowohl in ihrer passiv-unterdrückenden Form als auch in ihrer positiven Seite als Widerstandskraft facettenreicher zutage. Anders als die Mutter der Autorin Chatelet (7.4), die ihre Vorstellungen von der Weitergabe der Dinge in einer eigenen Choreographie entwickelt und sie danach abwickelt, liegt die Macht über die Dinge im Fall 7.2 Stefan nicht mehr in den Händen der Mutter, weil sie ihr entglitten ist. Ihre Rolle als Hüterin der Ordnung nicht nur im Bezug auf das Haus, sondern auch als Chronistin der Familie, ist nun durch das bevorstehende Lebensende bedroht. Im Spiel mit der Ambivalenz der Macht um den zu vererbenden Schrank, gibt es keinen Gewinner. Mutter und Tochter überschreiten die Grenzen ihrer bisherigen familiären Rangordnung. Sie erfinden eine eigene Möglichkeit für die Übergabe, mit der beide zufrieden sind.

In 7.1 Beauvoirs Protest gegen die – ihre gutbürgerliche Mutter deklassierende, weil entwürdigende – Institution Krankenhaus wird die Begrenzung der Patienten-Macht gegenüber den Ärzten offenkundig, dennoch rebelliert die Tochter darüberhinaus auch noch gegen die Allmacht des Todes, aus der inneren Notwendigkeit ihrer existentiellen Überzeugung. Indem sich die Tochter – im Verbund mit den Ärzten – des Wissens um die Diagnose bemächtigt und sie der Mutter vorenthält, wird die ehemals herrschende mütterliche Macht erneut gebrochen, die bereits durch die (finanzielle) Abhängigkeit von der Tochter geschmälert war. Dass die Tochter die Machtausübung der Mutter, unter der sie in ihrer Jugendzeit gelitten hatte, nun als Vermögen im Widerstand gegen die Krankheit und in dessen Erlahmen ihre eigenen Gefühle entdeckt und damit den Machtkonflikt auflösen kann, ist ebenfalls ein Beweis für die Ambivalenz im Übergangprozesses Verwaisung und seine Gestaltungsoptionen. Bei 7.1 Beauvoir wird der Prozess vorwiegend bestimmt durch die Körper-Leib-Differenzen, die im Schmerz kulminieren und die sie sowohl an der Mutter als auch an sich erlebt

8. Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.2 Komparation Ebene 2

und reflektiert. Sie führen sie in einen anderen Bewusstseins- und Erkenntnishorizont von Mitleid, der eine wesentliche Veränderung bedeutet und als Läuterung im Sinne einer Katharsis verstanden werden kann.

Die Ambivalenzerfahrung von Schmerz und seinen Dimensionen wird bei 7.1 Beauvoir, bei 7.2 Stefan und bei 7.8 Kinder als Sammelbegriff für unterschiedlichste Empfindungen thematisiert. Bei 7.1 Beauvoir bilden der körperliche Schmerz und seine Bekämpfung ein erzählerisches Grundmuster, bei 7.2 Stefan dominiert der intrapsychische Schmerz, kreisen doch die erzählten Schmerzbekundungen der Mutter stärker um ihre Identitätssuche und die Enttäuschungen über verpasste Chancen im Leben. Im Fall 7.8 Kinder wiederum erscheint es als die Aufgabe des Sohnes, angesichts der vielen schweren Operationen der Mutter und der damit zusammenhängenden schwierigen Kommunikation, ihre verbal nicht geäußerten Schmerzzustände als Ausdruck von Emotionen lesen zu können.

Bei 7.3 Rieff wird – ähnlich wie bei 7.1 Beauvoir – die Beschreibung des körperlichen Leidens mit den Behandlungsformen enggeführt. Allerdings ist das Ausmaß des Leidens, zurückzuführen auf die Bandbreite der versuchten Therapieformen, bei Rieffs Mutter Susan Sontag ungleich größer, weil *Krebs* seit vielen Jahren in ihre Körper-Leib-Biographie eingeschrieben ist. So werden ihre Schmerzen vom Sohn in Menge und Qualität rhetorisch herausgestellt und immer wieder wird auf die „Schule des Schmerzes“ hingewiesen, die sie im Laufe ihrer diversen Krebsbehandlungen absolviert hatte – bis hin zur obersten Klasse der Stammzellentransplantation. Der Schwerpunkt seiner diesbezüglichen Ambivalenz des Wissens ist aber anders gesetzt. Seine Herausforderung besteht darin, die ganze Skala der Schmerzen der Mutter als Sohn auszuhalten und Verantwortung in dieser dyadischen Beziehungsdynamik dafür zu übernehmen, dass er wider sein besseres Wissen ihren Glauben an Heilung unterstützen muss.

Aus den hier genannten Beispielen wird deutlich, dass der Fortschritt gegenwärtiger, ungleich besserer Krebstherapien (im Vergleich zu 7.1 Beauvoirs Lebzeiten) nichts daran ändert, dass die Ambivalenz von Schmerzerfahrungen zu

8. Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.2 Komparation Ebene 2

ganz unterschiedlichen Sinnzuschreibungen führen kann und dass speziell diese Erfahrungen die Identitätssuche konturieren. Damit wird ebenfalls klar, dass sie sich nicht auf die Fallgruppe Krebs begrenzen lassen.

Der Zusammenhang von Körper und Leib in der Biographie erweist sich noch in weiterer Hinsicht als aufschlussreich. Ähnlich der prominenten Rolle in der Krankengeschichte der Susan Sontag kommt diesem Aspekt der Selbstverfassung im Fall 5.6 Bernheim ein Sonderstatus zu. Dort unter einem Doppelaspekt, denn die einschneidenden Veränderungen durch den Schlaganfall des Vaters Bernheim, durch die er sich bis zum Fremdwerden gekränkt fühlt, reaktivieren bei der Tochter spezielle Körper-Leib Erfahrungen, die für sie mit Kränkungen verbunden sind, die der Vater verursacht bzw. ausgelöst hat.

Diese Spiegelung zeigt als Ergebnis, dass der Verwaisungsprozess für die Hinterbliebenen einen Einschnitt in die eigene „Biographie des Leibes“ darstellt. Denn mit dem Verlust der Erfahrung von der Vertrautheit mit dem elterlichen Körper resp. Leib, die in der Bandbreite von Ablehnung (7.8 Winkler) über Distanz (7.5 Bardola, 7.8 Kinder) bis zur fraglosen Übereinstimmung (7.4 Chatelet) ersichtlich wurde, geht auch dieses prägende Element der Eltern-Kind-Beziehung zu Ende. Dass es zugleich in eben dieser Lebensphase zu mehr körperlicher Nähe kommt, ergibt sich durch die Verstärkung der sozialen Interaktionen, sei es durch Beteiligung an pflegerischen Handlungen (7.8 Kinder, 7.2 Stefan, 7.1 Beauvoir, 7.6 Bernheim) oder durch die kontinuierliche Anwesenheit (7.3 Rieff). In all diesen Fällen wird die jeweilige (Beziehungs-)Vergangenheit der Akteure erkennbar. Durcharbeiten bedeutet hier eine besondere Form des Erinnerns, das zur Zuspitzung der Konfliktsituationen beiträgt. Auch in den Umgangsweisen mit diesen Herausforderungen sind keine übereinstimmenden Muster erkennbar. Von der Kernkategorie der Körper-Leib-Biographie zu der der Biographisierung ist es nur ein kleiner Schritt, doch ist der Faktor Lebensgeschichte nicht in allen Fällen relevant. So wird aus 7.7 Winklers (Über-)Zeichnung des Dorflebens das karge Bauernleben seines Vaters erkennbar und gewinnen die Elternfiguren bei 7.5 Bardola, 7.1 Beauvoir und 7.2 Stefan vor

8. Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.2 Komparation Ebene 2

einem sozialgeschichtlich-kulturellen Hintergrund ihre konkrete Gestalt. 7.6 Bernheim, 7.4 Chatelet und 7.3 Rieff hingegen üben sich hierin in Zurückhaltung. Dies lässt sich auch als Diskretion verstehen, die der Prominenz ihrer Eltern bzw. Familie geschuldet sein könnte, die sie nicht in eine Enthüllungsliteratur überführen wollen. Auch dieses Bemühen, den Verdacht auszuräumen von der Prominenz der Eltern profitieren zu wollen, kann als Arbeit an der eigenen Autonomie verbucht werden.

Ersichtlich wird aus manchen Formen der biographischen Spurensuche in den Lebensläufen der Väter und Mütter die Bildungsdifferenz. Beim Autor 7.7 Winkler ist sie durch Herkunft und ökonomische Verhältnisse bestimmt und wirkt im Verhältnis von Vater und Sohn spaltend. Sie entlädt sich letztlich als Fluch, der die gesamte Ambivalenzdynamik dominiert, weil der Sohn eine Haltung dazu entwickeln muss. Bei den Müttern von 7.1 Beauvoir, 7.2 Stefan, 7.5 Bardola und 7.8 Kinder wiederum fördert die Spurensuche als wesentliches biographischen Faktor das normierte Frauenbild zutage, das für Frauen nur die Berufung zur Mutter und Hausfrau vorsah und dementsprechend die Beziehung zu den Kindern mitprägte und die eigenen Identitätsprozesse erschwerte. Dieser Erfahrungshintergrund der Mütter konturiert die Ambivalenzdynamik der Beziehung auf sehr spezifische Weise. Sie wird von den Kindern und Müttern unterschiedlich erlebt und gestaltet. Spuren davon treten in Erscheinung als verlorener Kampf um das Schreiben bei 7.2 Stefan, als zusätzliche Abhängigkeit im Fall 7.1 Beauvoir, als Lebensüberdruß in der Figur von 7.5 Bardolas Mutter. Besonders ausgeprägt zeigt sie sich an der Person der Mutter im Textbeispiel 5.8 Kinder. Hier wird die Diskriminierung und Normierung des Frauenbildes zur Selbstdiskriminierung, die sich als jahrelange mangelnde Selbstfürsorge äußert und in dieser Lebensweise die fragmentierte Biographie einer Angehörigen der Kriegsgeneration ersichtlich wird.

Die letzte Kernkategorie führt zum Ambivalenzfeld des autobiographischen Schreibens. In Ergänzung der bereits in 8.1 genannten Aufschreibemodi lassen sich unterschiedliche Schwerpunkte ausfindig machen, die die Schreibweisen des

8. Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.2 Komparation Ebene 2

Ich betreffen, d.h. in welchem wechselnden Zugriffen und Stilen sie sich selbst im Schreiben verorten. Diese treten in mehr oder weniger festen, kristallinen, fluiden und auch kippelnden Textgestalten in Erscheinung, je nachdem, wie intensiv die Suche nach Identität und Alterität im Abgleich des Lebens der Eltern mit dem eigenen betrieben wird. Das Sich-Fremd-Werden und Entdecken des bzw. der Anderen, sowohl an den Eltern als auch an sich selbst, ist deutlich benannt bei 7.2 Stefan, 7.1 Beauvoir, 7.3 Rieff und 7.4 Chatelet, differiert aber im Ausmaß und der Nachhaltigkeit. Bei 7.5 Bardola und 7.6 Bernheim liegt der Schwerpunkt des Selbstkommentars zum Übergangsprozess auf der Verwaisung selbst und dem damit verbundenen neuen Erwachsenenstatus. Bei 7.7 Winkler hingegen ist diese Suche eher kristallinisch-strukturiert, weil er einerseits die vorgegebene Form des Requiems als Vorlage benutzt, um sein Schriftsteller-Ich artifiziell zu behaupten, während bei 7.8 Kinder das Ich des Muttersohns facettiert zutage tritt und damit dem Verwaisungsprozess und seinen Gestaltungschancen einen offenen Ausgang zuweist.

Die bisherige Zusammenfassung zeigte die Bandbreite der Realisierungen des Durcharbeitens, ihre Konzentrationen, Wucherungen und Reduktionen. Damit wird die Ausgangshypothese bestätigt, dass Verwaisung im mittleren Erwachsenenalter einen Übergangsprozess mit besonderen Herausforderungen darstellt. Wie im Übergangskonzept Verwaisung dargestellt (vgl. Kap. 3.1), wird dieses Durcharbeiten einer solchen biographischen Grenzerfahrung als Potential einer persönlichen Transformation gesehen, der als Entwicklungsschritt unterschiedlich groß oder klein ist, auch ausbleiben oder verweigert werden kann. Er wird retrospektiv als Gewinn oder Verlust verbucht und ist prospektiv, weil sich z.B. mit dem neu erarbeiteten Status Erwartungen verbinden. Als übergreifendes Ergebnis dieser Analysen steht fest, dass der Modus des Durcharbeitens in allen untersuchten Fällen von einer Transformation unterschiedlicher Dynamik geprägt ist. Gegenüber dem Begriff ‚Veränderung‘ hat die Bezeichnung ‚Transformation‘ den Vorteil, dass damit der Übergang als solcher stärker betont wird.

8. Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.2 Komparation Ebene 2

Nachstehend werden aber beide Bezeichnungen verwendet. Abzugrenzen sind beide vom Konzept einer Verhaltensänderung im Sinne des Coping, das auf Techniken der Bewältigung zielt, die einen operationalisierten Problemaufriss erfordern (vgl. dazu Stroebe et al., 2010).

Die Varianz dieser Transformationsergebnisse wird hier jedoch aus methodologischen Gründen – u.a. aufgrund der geringen Anzahl der Fälle – nicht in eine eigene Typologie überführt. Auch die naheliegende Zuordnung zu den bereits bestehenden vier Modi⁵² des Umgangs mit Ambivalenz, wie sie für das „Konstanzer Modul“ erarbeitet wurden (Lettke; Lüscher, 2002), wird hier nicht vorgenommen, weil in dieser Studie kein solcher Grad an Verallgemeinerung angestrebt wurde.

Denn die in den Textanalysen herausgearbeiteten Realisierungen der Ambivalenzdynamik repräsentieren erstens keine Strategien des Handelns und lassen sich zweitens nicht in Muster fassen. Sie zeichnen sich vielmehr durch ihre jeweilige private Beziehungslogik aus, die nicht auf Handlungsbögen begrenzt ist. Diese Unterscheidung ist auch insofern wichtig, als Veränderung durch Ambivalenz häufig mit Bewältigung enggeführt wird und damit die Begrifflichkeiten ihre Trennschärfe zu verlieren drohen. (vgl. dazu Lüscher, 2016 und Junge, 2016). Auch wenn man in dem Akt der Bewältigung ein prozessuales Geschehen sieht, lassen sich implizite Vorstellungen von einem zeitlich begrenzten Abarbeiten nicht ganz eliminieren, wobei suggeriert wird, dass es eine feste Frist gibt, innerhalb derer die Bewältigung auflaufen muss. Vor dem Hintergrund des Ambivalenzkonstrukts und seines Vaszillierens ist jedoch ein festumrissenes Endergebnis für den Umgang mit Ambivalenzen nicht zu erzielen, weil sich neue Ambivalenzen daraus ergeben können. Dies führt zu der Unterscheidung zwischen Ambivalenz-Erfahrungen und ihrer Bewertung.

⁵² Die Autoren Lüscher und Lettke sehen in ihrer Studie als vier idealtypische Verläufe im intergenerationellen Ambivalenzdiskurs die Modi ‚Solidarität‘, ‚Emanzipation‘, ‚Kaptivation‘, und ‚Atomisierung‘.

8. Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.2 Komparation Ebene 2

Es zeigen sich deutliche Differenzen hinsichtlich dessen, was von den Söhnen und den Töchtern als Transformation gedeutet wird, und ebenso bezüglich der Frage, auf welcher Folie des Selbst- und Weltbezugs eine Transformation überhaupt als solche wahrgenommen werden kann.

Während 7.6 Bernheim sich am Ende des Textes (endlich) erwachsen fühlt, betrachtet 7.5 Bardola seine wieder auflebende Kreativität als den großen Gewinn. Die Loslösung vom Mutter-Idol und den damit geglückten Übergang in den neuen Status als verwaiste Tochter wird von 7.4 Chatelet für sich reklamiert. Aufschlussreich an diesen Bewertungen ist, welche Rolle dabei der eigenen Mitwirkung zugeschrieben wird. So bilanzieren einige der Söhne und Töchter ihre Veränderung im Sinne einer von ihnen bewältigten (Lebens-)Aufgabe (7.5 Bardola, 7.1 Beauvoir, 7.6 Bernheim, 7.4 Chatelet). Bei anderen hingegen wird die Veränderung des Selbst stärker mit der neuen Schreibweise des Ich verbunden, für die das Streben um Autonomie im Vordergrund steht (7.2 Stefan, 7.7 Winkler). Als dritte Variante von Bewertung lassen sich jene (Selbst-)Kommentare lesen, die den Abschied von den Eltern mit seinen Ambivalenz-Anstrengungen als Prüfungen des Schicksals deuten und in denen das Aushalten dominiert im Vergleich zum aktiven Gestalten (Bsp. 7.8 Kinder und 7.3 Rieff).

Es fällt auf, dass in den Einschätzungen des Übergangsprozesses einem möglichen Gewinn keine einzelnen konkreten Verluste gegenübergestellt werden, wie etwa diejenigen, einen vertrauten Ort wie das Elternhauses zu verlieren, sich nie wieder (praktischen) Rat holen zu können, nie wieder beschenkt zu werden oder auch finanzielle Unterstützung (für die eigenen Kinder resp. Enkelkinder) zu erhalten. Auch erstaunt, dass in keiner Fallgeschichte von einer großen Erleichterung die Rede ist, die durch den Wegfall von Sorge, Angst und Anstrengung eine (wiedergewonnene) Freiheit darstellen könnte. Offensichtlich setzt der Verlust des Menschen in seiner Singularität die Gedanken an eine Einschätzung aller möglichen Einbußen und Gewinne außer Kraft. Das bedeutet in der Konsequenz, dass ein Ergebnis der Transformation qua Ambivalenzdynamik nicht evaluiert werden kann bzw. dass eine Evaluierung von bedingter Reichweite ist.

8. Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.2 Komparation Ebene 2

Auch lässt sich die Spannung zwischen Ambivalenz-Bewältigung und Veränderung durch Ambivalenz nicht auflösen. Wohl aber kann in einzelnen Fallgeschichten die Transformation, die mit der Ambivalenzdynamik einhergeht, als Beispiel von praktizierter Ambivalenz analysiert werden. Praktizierte Ambivalenz meint, dass für den Umgang mit einer Konfliktsituation eine kreative, weil der Komplexität der Situation entsprechende, Möglichkeit des Umgangs gefunden wurde. Gleichzeitig sind jedoch deshalb die Ambivalenzen der Verwaisung nicht restlos auflösbar, sorgt gerade die Dynamik dafür, dass Momente der Ambivalenz immer in Bewegung bleiben. An der Fallgeschichte Chatelet ist sie besonders evident (vgl. 7.4 Resümee). Denn darin gibt es einerseits das Beispiel für praktizierte Ambivalenz – die „Prüfung“ für den neuen Status als mutterlose Tochter wird absolviert – andererseits verabschiedet die Tochter ihre „angebetete“ Mutter am Ende in den makabren Tod „in der Dusche“. Mit diesem schrägen Schlussakkord wird – gewollt oder ungewollt – zu einer neuen Auseinandersetzung aufgefordert, die darauf hinweist, dass der Übergangsprozess der Verwaisung nicht mit der Zweiten Bestattung vorbei sein muss; seine Ambivalenzdynamik kann sich durchaus noch fortsetzen.

Für die weitere Spezifizierung von Transformation erscheint es schlüssig, die Kernkategorie der Macht weiterzuverfolgen, weil sie in der Komparation verstärkt repräsentiert ist durch ihre Ligaturen zu anderen Kernkategorien und zudem ambivalente Situationen mit Macht bewältigt werden können (vgl. Lüscher, 2017: 328). Das heißt, die Einschätzung der Transformation respektive die Veränderung im und durch den Verwaisungsprozess ist nochmals im Zusammenhang mit der veränderten Machtbeziehung Eltern-Kind zu prüfen:

So wurde an zwei Beispielen die produktive Gestaltung der Ambivalenzerfahrungen in der Mutter-Tochter-Beziehung damit belegt, dass durch den beiderseitigen Perspektivenwechsel die Macht-Verhältnisse als gleichwertig betrachtet werden konnten und es somit zur Aufhebung des Machtgefälles kam. Diese Spielart von praktizierter Ambivalenz ist nicht nur dem tatsächlichen Ende der Elternmacht geschuldet und/oder der eigenen Erfahrung der Machtlosigkeit

8. Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.2 Komparation Ebene 2

gegenüber dem Tod. Denn deutlich zeigen die Beispiele der Töchter eine veränderte Vorstellung von Autonomie, in der das Bedürfnis nach Beziehung und Bezogenheit wieder in Erscheinung treten darf (vgl. Fooker, 2013: 208). Die Auseinandersetzungen mit dem Fremden, das an den Eltern in vielen Facetten (immer) wieder sichtbar wurde – also insgesamt die Erfahrung der Differenz – wird nun nicht mehr als Schwächung des Ich, der eigenen Identität verstanden, sondern kann als ein positives Andere integriert werden. Autonomie als Selbstbehauptung wird nun nicht mehr nur als Loslösung von den Eltern verstanden, sondern kann als Verbindung mit ihnen (wieder) zugelassen werden. Dies kann auch zu neuen Verständigungen über den Tod hinaus führen, indem z.B. bestimmte Verhaltensweisen der Eltern, die bisher abgelehnt wurden, neu überdacht werden und evtl. auch in einer neuen Form übernommen werden.

Diese neu gezogene Verbindungslinie führt zu jenem Faktor von Transformation, der in der Auswertung der Gesamtproblematik Verwaisung zwar nicht die Dominanz einer Kernkategorie zeigt, aber doch von Relevanz ist. Es ist die Veränderung an den todkranken bzw. sterbewilligen Eltern selbst, wie sie in einigen Beispielen von den Kindern wahrgenommen wird. Sie reicht von minimalen Anzeichen von Empathie (7.6 Bernheim) über den Gewinn neuer Unabhängigkeit von Urteilen anderer (7.1 Beauvoir und 7.2 Stefan) bis hin zu einem gänzlich anderen Lebensstil, der erstmals Lebenszufriedenheit aufkommen lässt (7.8 Kinder). Jedoch zeigt genau dieses zuletzt genannte Beispiel, dass die positive Veränderung des Elternteils mit einer negativen des Kindes korrelieren kann (vgl. Resümee 7.8). Dieses Beispiel von Transformation macht darauf aufmerksam, dass die Gestaltung von Ambivalenzdynamik immer auch abhängig ist von den persönlichen inneren Ressourcen, verstanden als Fähigkeiten, Kompetenzen, Stärken und Schwächen, in den individuellen biographischen Zusammenhängen.

Als Fazit dieser Zusammenschau lässt sich festhalten:

8. Komparation und Zusammenfassung der Einzelauswertungen

8.2 Komparation Ebene 2

Die in diesem Kapitel erschlossenen Transformationsvorgänge im Verwaisungsprozess der erwachsenen Kinder zeigen folgende Kennzeichen, die als Orientierungspunkte für den Forschungsgegenstand genommen werden können.

1. Transformation unter dem Aspekt der Liminalität weist darauf hin, dass noch inmitten des Übergangsprozesses Verwaisung durch das Praktizieren von Ambivalenz Freiräume in der Beziehung entdeckt und gestaltet werden können. Sie erfüllen dann nicht die Funktion einer (erzwungenen) *ars moriendi* (vgl. Kap. 3.1), sondern die einer Über- und Weiterlebenskunst, die ihre eigene Figuration findet.
2. Transformation unter dem Aspekt der Neueinschreibung des Ich geht nicht Hand in Hand mit der Präferenz einer spezifischen (literarischen oder sonstigen künstlerischen) Gestalt, sondern sie generiert Sensibilität für eine breite Palette möglicher Ausdrucksformen.
3. Transformation unter dem Aspekt der Machtlosigkeit (auch, aber nicht nur dem Tod gegenüber) bringt Veränderung aneinander und miteinander mit sich. Sie basiert sowohl auf der wechselseitigen Anerkennung des Strebens nach Selbstbestimmung als auch nach der Anerkennung der Bedürfnisse nach Gemeinschaft. Daraus können neue und vielfältige Formen der Verständigung entstehen, in der die Ambivalenz als Gleichwertigkeit von Loslösung und Verbindung über den Tod hinausreicht.

9 Resümee und Ausblick

„Was einem Leben Sinn gibt, ist nicht nur wie es gelebt wird, sondern auch wie es zu Ende geht“ (Jowell, 2018).

Zielsetzung dieser Untersuchung war es, das Ambivalenzpotential der Erfahrung von Sterben und Tod der Eltern, wie es aus der Sicht der zurückbleibenden Kinder im mittleren Erwachsenenalter narrativ geschildert wird, im Hinblick auf darin mögliche Veränderungen transparent zu machen. Um diesen eigentümlichen Abschnitt im Lebensverlauf der Töchter und Söhne in seinen verschiedenen Dimensionen zu erfassen, wurde er als liminaler Übergang aufgefasst. Ausgehend von bestehenden Übergangskonzepten zum Lebensablauf (van Genneep, Turner, Glaser; Strauss, Erikson, Gould), wurde das Entwicklungsgeschehen rund um das Elternsterben von der Verfasserin als spezifisches Modell für den Übergangsprozess Verwaisung adaptiert. Der enge und antiquierte Begriff der Verwaisung wurde neu belebt und seine unterschätzte Energie im Hinblick auf diesen Entwicklungsprozess und seine Bedeutung für die Arbeit an der Identität freigelegt. Somit wurde der Blick auf die damit verbundenen Ambivalenzen frei.

Die Verwendung belletristischer Texte als Untersuchungsmaterial akzentuierte das Konzept der Übergangssituation insofern auf besondere Weise, da die vorliegende Arbeit einen transdisziplinär orientierten Ansatz anstrebt. Sie versuchte, sich den zu Literatur gewordenen Ambivalenzerfahrungen der Verwaisung mit einem sozialwissenschaftlichen Forschungsstil anzunähern und deren sprachlich-ästhetischer Gestaltung gerecht zu werden, ohne den Schwerpunkt auf eine Metaphernanalyse zu legen. Ausgehend von diesen beiden Grundannahmen der Forscherin – die der Verwaisung und ihrem Ambivalenzpotential und die Art und Weise, wie man dieses aus den diesbezüglichen literarisch sedimentierten Erfahrungen herausarbeiten kann, – wurde das Ambivalenzkonstrukt (Lüscher) mit seiner differenzierten Suchheuristik für die Mikroanalyse der Texte eingesetzt. Sie erbrachte vielgestaltige Formen des Umgangs mit Ambivalenz, aus denen die enge

Verflechtung mit den komplexen Suchbewegungen der erwachsenen Kinder nach Übereinstimmung und Abgrenzung und ihrer Differenz im Spannungsfeld von Identität(en) ersichtlich wurde.

Zusätzlich wurde mit Hilfe einer von der Verfasserin aktualisierten theoriegeleiteten Auffassung des Kippbildes die Sensibilität für Ambivalenz im Text selbst erhöht, um auf diese Weise das Kippen der Elternfiguren in den Scripts der inneren Beziehungsmuster zu verdeutlichen. Damit konnte die Dynamik der intrapsychischen Elternfiguren zur Anschauung gebracht werden und solcherart das Augenmerk auf eine kippfigurenartige Ambivalenz gelenkt werden. Dadurch wurden bislang wenig beachtete Facetten dieser speziellen Phase der Generationenbeziehung, sowohl im Hinblick auf ihr (aktives) Ende als auch auf die konflikthafte gemeinsame Vergangenheit, erkennbar. Das Durchlaufen der verschiedenen Arbeitsmodi der Verwaisung (Einarbeiten, Verarbeiten und Bearbeiten), die in heuristischer Absicht den Kindern unterstellt wurden, zeigte im übergreifenden und abschließenden Modus des Durcharbeitens entwicklungsrelevante Veränderungen auf.

Der Einsatz des Forschungskonstrukts Ambivalenz bewährte sich hierbei nicht nur auf der phänomenalen Ebene, sondern, aufgrund seiner theoretischen Verankerung in den (Re-)Konstruktionsprozessen von Identität, ebenso auf der konzeptuellen Ebene.

Resümierend lässt sich feststellen, dass der Blick auf diese spezielle Herausforderung innerhalb der lebenslangen Entwicklung geschärft wurde und damit die Thematik Verwaisung als Forschungsgegenstand gestärkt hat. Die eingangs aufgezeigte Forschungslücke konnte somit verringert werden. Es bleiben offene Fragen entlang der Grenzen der Arbeit, die hier kurz erörtert werden. So sind hinsichtlich der Reichweite des Forschungszugriffs folgende Aspekte zu verfolgen:

Eine erste Frage stellt sich im Hinblick auf das Sampling. Die Ergebnisse dieser Arbeit sind geprägt durch die Fallanzahl und ihre diachrone Anordnung. Eine Veränderung des Samplings im Hinblick auf eine größere Anzahl sowie die

Festlegung auf eine Todesart bzw. Erweiterung auf eine Krankheit wie etwa auf Demenz, könnte zusätzliche Perspektiven erschließen.

Unberücksichtigt musste die Frage des Zusammenhangs von Ambivalenzdynamik und Beziehungsqualität bleiben. Unterschiedliche Ergebnisse aus der Trauerforschung zum Zusammenhang zwischen Elterntod und seiner Belastung für erwachsene Kinder könnten allerdings Anreize für weitere Forschung zur Verwaisung bilden. So wird diese Korrelation im Aufsatz von Noack und Buhl im Rückgriff auf eine Studie von Umberson & Chen (Umberson; Chen, 1994) wie folgt bestätigt:

To sum up, the effect of parental death [on adult children; Erg. durch die Verf.] depends on the parent-child relationship and the child's living situation (Noack; Buhl, 2004: 55).

Die Studie von Nole-Hoeksema und Larson (Nole-Hoeksema; Larson, 1999) kommt hingegen zu einem konträren Ergebnis, obwohl – oder gerade weil – darin die Konflikträchtigkeit der Beziehung explizit als Evaluationskriterium benannt wird:

Some relationships between adult children and parents are closer and more positive than others. Yet, in our study, there was no significant relationship between the bereaved adult children's level of distress and how close or conflictual their relationship with their deceased parent had been (Nole-Hoeksema; Larson, 1999: 45).

Auswertungen auf der Basis der Bindungstheorie über das „Adult Attachment Interview“ zur Ambivalenz der Verwaisungsthematik könnten das bisherige Spektrum erweitern. Dies wäre insofern von Interesse, als damit der Ambivalenzbegriff in der Bindungsforschung anders akzentuiert werden müsste (vgl. Gahleitner, 2009).

Wie in Kap. 8 angemerkt, wurden auch die persönlichen Ressourcen der Töchter und Söhne in ihrer Bedeutung für die Transformationsvorgänge aus- bzw. eingeklammert. Sie sind aus dem Untersuchungskorpus nicht zu erschließen, weil

in den Texten eine autobiographisch orientierte Thematisierung der Lebensführung eine untergeordnete Rolle spielt. Eine in dieser Hinsicht veränderte Auswahl könnte den Übergangsprozess Verwaisung stärker mit der Beziehungsbiographie verbinden. Dies wäre auch deshalb interessant, weil einige Autoren⁵³ für beide Elternteile eine „Zweite Bestattung“ verfasst haben und sich daraus kontrastive Elemente ergeben könnten.

Als ein Ergebnis von Transformation wurde die in ihr entwickelte Sensibilität für Ambivalenz benannt. Sie stellt ein wichtiges Element in der Ambivalenzforschung u.a. im gerontologischen Kontext (vgl. Lüscher/Haller, 2016) dar. Eine vertiefte Forschung könnte sich auf die Frage konzentrieren, ob Sensibilität eine Voraussetzung für Ambivalenzerleben ist, oder ob und wie sie sich dadurch erst entwickelt und wodurch sie befördert werden kann. In diesem Zusammenhang stellt sich erneut die Frage nach dem Textmaterial. Die literarischen Repräsentationen der Verwaisung erwiesen sich als ergiebig hinsichtlich der Dichte der in ihnen verhandelten Ambivalenzen und bewiesen damit das ihnen im Einführungskapitel von der Verfasserin unterstellte Potential. Ob sich allerdings künstlerische Sensibilität in besonderen Formen praktizierter Ambivalenz ausfindig machen lässt, müsste noch evident gemacht werden.

Schließlich muss am Ende einer Arbeit in der es um Ambivalenzerfahrungen geht, auch die eigene ambivalente Gemengelage berücksichtigt werden. Sie reicht über die in Kap. 5.1 bereits thematisierte Ambivalenz des Lesens hinaus und zeigt sich unabhängig von einer grundsätzlich eingestandenen Subjektivität der Forscherin. In den Vordergrund schob sich im Laufe des Arbeitsprozesses dabei in methodischer Hinsicht der Konflikt im Umgang mit der Signifizierung einer sprachlich repräsentierten Ambivalenzerfahrung. Die eigene Neigung, ihr einen sinnstiftenden und nicht lähmenden Charakter (vgl. Fookan, 2014) zuzuordnen, drückte sich aus in dem Versuch, die zunächst mühsam analysierte gleichursprüngliche Spannung der Gegensätze auszubalancieren, um sie

⁵³ So die Autoren Jutta Schutting, Julian Schutting, Josef Winkler, Michael Lentz. Vgl. dazu die Aufstellung der Gesamttitel zum Thema Verwaisung in Kap. 1.2.

schließlich doch in ein harmonisierendes Drittes⁵⁴ zu überführen. Mit dem Ausdruck der Balance sind vielfach die Bemühungen um den Ausgleich von Gegensätzen konnotiert. Ihm haftet der Eindruck des gelingenden Gleichgewichts an, in dem das Nichtgelingen, sozusagen der Sturz in den Abgrund ausgeblendet wird; für das Praktizieren von Ambivalenz keine Möglichkeit gefunden wird. Wie sehr eine Sensibilität für Ambivalenz der Versuchung einer vorschnellen Balance Widerstand leisten kann, indem sie der Offenheit des Dritten gerecht wird, kann vorläufig nur vermutet werden.

Nicht unberührt von der eigenen Ambivalenz blieb schließlich die Thematik der Verwaisung selbst. Sie führte zu der Frage, ob der beschriebene Status der Elternlosigkeit für Erwachsene sich selbst abschafft durch die weiterhin ansteigende Lebenserwartung. Wird die Frage nach Verwaisungserfahrung obsolet in dem Sinn, dass mit den noch älteren Kindern die nach Lüscher (Lüscher, 2000) „genuine“ Ambivalenz zwischen den Generationen sich auflöst, weil die Differenzen auf Grund einer stärkeren Angleichung der Lebensstile verschwinden, so z.B. durch ein vorstellbares gemeinsames Leben im Altersheim? Den Hochrechnungen des demographischen Wandels mit der Aussicht auf einen weiteren Anstieg der durchschnittlichen Lebenserwartung und entsprechend einer wachsenden Anzahl von Hundertjährigen ist jedoch entgegenzuhalten, dass es nach wie vor den vorzeitigen Tod gibt und der Unverfügbarkeit des Todes kein Entkommen möglich ist. Somit bleibt die Ambivalenz von Todes- und Lebenstrieb, wie sie in der Spannung zwischen dem Sterben der Eltern und dem Weiterleben der Kinder ihre besondere Figuration findet. Für diese hat der Autor Peter Weiss folgende Formulierung gefunden:

Und die Unruhe, die jetzt begonnen hatte, ließ sich nicht mehr eindämmen, nach Wochen und Monaten langsamer innerer Veränderungen, nach Rückfällen in Schwäche und Mutlosigkeit, nahm ich Abschied von den Eltern. Die Räder der Eisenbahn dröhnten unter mir mit unaufhörlichen Kesselschlägen, und die Gewalten des Vorwärtsfliegens schrien und sangen in beschwörerischem Chor. Ich war auf dem Weg, auf der Suche nach einem eigenen Leben (Weiss, 1992: 146).

⁵⁴Hierzu kann eine Reaktivierung der Dahlemer Vorlesung von Klaus Heinrich „Tertium datur“ (Frankfurt/M. und Basel: 1981) Aufschlüsse geben.

10 Literatur- und Quellenverzeichnis

Abbt, Christine: Ente oder Hase? Vom Vergegenwärtigen und Vergessen. In: *figurationen*, 13. Jg., Heft 2: Kippfiguren/Figures réversibles. Köln, Böhlau: 2012, S. 13 - 25.

Aerzteblatt.de. [rme/aerzteblatt.de](http://www.aerzteblatt.de)
<https://www.aerzteblatt.de/nachrichten/97838/Weltweite-Zahl-der-Krebsdiagnosen-steigt>

Ahren, Yizhak: Trauerverhalten. Zur Psychologie der jüdischen Kultur. Unveröffentlichter Vortrag bei der Tagung der Gesellschaft für Kulturpsychologie der Alltagskulturen. Köln: 2003.

Ainley, Rosa: Ich hab' ihr nie gesagt, dass ich sie liebe. Töchter erleben den Tod ihrer Mutter. München, DTV: 1997.

Albert, Isabelle; Steinhoff, Annekatri: Intergenerationelle Ambivalenz in Eltern-Kind-Beziehungen im Jugend- und jungen Erwachsenenalter: Theoretische Reflexionen und Möglichkeiten der quantitativen Analyse. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, Heft 2, Weinheim, Beltz Juventa: 2016, S. 178 - 194.

Alheit, Peter: „Grounded Theory“: Ein alternativer methodologischer Rahmen für qualitative Forschungsprozesse. Unveröffentlichtes Manuskript einer Lehrveranstaltung an der G.A. Universität Göttingen im WS 1999/2000, 1999.

Alheit, Peter: Reading Body Stories. Zur „leibhaftigen“ Konstruktion der Biographie. In: Alheit et al. (Hg.): *Biographie und Leib*. Gießen, Psychosozial-Verl.: 1999, S. 223 - 244.

Amann, Jörg: Mutter töten. Innsbruck, Haymon: 2003.

Anders, Günther: *Die Antiquiertheit des Menschen*. München Beck-Verlag 1980.3. Aufl.

Anz, Thomas: Todesszenarien – Literarische Techniken zur Evokation von Angst, Trauer und anderen Gefühlen. In: Mantel, Diana; Povidisa, Ingrida (Hg.): *Liebe, Tod und Trauer – Emotionen an der Grenze von Sprache und Literatur. Emotionale Grenzgänge. Konzeptualisierung von Liebe, Trauer und Angst in Sprache und Literatur*. Graduiertenkonferenz, organisiert von ProLit und LIPP. 8. bis 10. Oktober 2009, München: 2010,
URL: <http://www.jltonline.de/index.php/conferences/article/view/154/488>;
zuletzt geprüft am 18.12.2018.

Arendt, Hannah: Vita activa. München, Piper: 1960.

Aries, Philippe: Studien zur Geschichte des Todes im Abendland. München/Wien, Hanser: 1976.

Assmann, Aleida: Kunst und Todesritual. München, Francke: 2003.

Assmann, Aleida: Generationsidentitäten und Vorurteilsstrukturen in der neuen deutschen Erinnerungsliteratur. In: Ehalt, Hubert Christian (Hg.): Wiener Vorlesungen im Rathaus. Band 117. Wien, Picus: 2006.

Assmann, Aleida: Lesen als Kippfigur. Buchstaben zwischen Transparenz und Bildlichkeit. In: Krämer, Sybille; Kancik-Kirschbaum, Eva; Totzke, Rainer (Hg.): Schriftbildlichkeit. Berlin, De Gruyter Akademie Forschung: 2012, S. 237 - 244.

Association for death education and counseling. URL: <https://www.adec.org>; zuletzt geprüft am 26.03.2018.

Austin, John Langshaw: Zur Theorie der Sprechakte. Dt.Bearbeitung von Eike von Savigny. Stuttgart, Verlag Reclam 1962

Baissat, Bernard: Mireille Jospin-Dandieu, une femme en marche. Un film de Bernard Baissat, 2000,
URL: http://www.dailymotion.com/video/xwe3K6_ecoutez-mireille-jospin-1_news; zuletzt geprüft am 20.01.2017.

Baltes, Margret M.; Skrotzki, Elke: Tod und Sterben als Entwicklungsaufgabe des Alters. In: Oerter, Rolf; Montada, Leo (Hg.): Entwicklungspsychologie, 4. Aufl., Weinheim, Beltz: 1998, S. 1138 - 1146.

Bardola, Nicola: Schlemm. München, A1 Verlag: 2005.

Bardola, Nicola: Der begleitete Freitod. Ein Plädoyer für die Selbstbestimmung über das eigene Leben. München, Südwest-Verlag: 2007.

Barnes, Julian: Nichts, was man fürchten müsste. München, btb Verlag: 2011.

Bartels, Klaus: Veni, vidi, vici. Geflügelte Worte aus dem Griechischen und Lateinischen. 2013. 14. Durchgesehene und ergänzte Auflage. Mainz: Philipp von Zabern.

Barthes, Roland: Die Helle Kammer. Frankfurt/Main, Suhrkamp: 2009.

Bauer, Thomas: Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt. Leipzig, Reclam: 2018.

Beauvoir, Simone de: Ein sanfter Tod. Hamburg, Rowohlt: 1964.

Bednarz, Anja: Den Tod überleben. Deuten und Handeln im Hinblick auf das Sterben anderer. Wiesbaden, Springer Fachmedien: 2003.

Behnken, Imbke; Zinnecker, Jürgen. Lebenslaufereignisse, Statuspassagen und biografische Muster in Kindheit und Jugend. In: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.), Band 2, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften: 1992, S. 127 - 145.

Bek, Thomas: Helmuth Plessners geläuterte Anthropologie. Natur und Geschichte. Zwei Wege einer Grundlegung Philosophischer Anthropologie verleblichter Zweideutigkeit. Würzburg, Königshausen u. Neumann: 2011.

Bek, Thomas: Wie lassen sich Ambivalenzerfahrungen anthropologisch ergründen? In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 36. Jg., Heft 2, Beltz Juventa: 2016, S. 195 – 207.

Ben Jelloun, Tahar: Yemma. Meine Mutter, mein Kind. Berlin, Berlin Verlag: 2007.
Benedikt, Linda: Eine kurze Geschichte vom Sterben. Zürich, Arche Literatur Verlag: 2013.

Benjamin, Walter: Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows. In: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. II, 2, Frankfurt/Main, Suhrkamp: 1977.

Benn, Gottfried: "Kommt". URL: <https://www.lyrikline.org/de/gedichte/kommt-51>. Letzter Zugriff am 27.02.2019.

Bennett, Alan: Vatertage. Beziehungsgeschichten. Berlin, Wagenbach: 2007.

Berndt, Frauke; Kammer, Stephan: Amphibolie – Ambiguität – Ambivalenz. Modelle und Erscheinungsformen von Zweiwertigkeit. Würzburg, Koenigshausen & Neumann: 2009.

Berger, John: Hier wo wir uns begegnen. München, Carl Hanser Verlag: 2006.

Bernheim, Emmanuele: Alles ist gut gegangen. Berlin, Hanser: 2014.

Berkewicz, Ulla: Josef stirbt. Erzählung. Frankfurt/M., Suhrkamp: 1994.

Berking, Hellmuth: Schenken. Zur Anthropologie des Gebens. Frankfurt/Main, Campus: 1996.

Bettinger, Martin: Ein Galgen für meinen Vater. Eine Zumutung. Sankt Ingbert, Conte-Verlag: 2014.

Martina F. Biebert, Michael T. Schetsche: Theorie kultureller Objekte. Zum gesellschaftlichen Umgang mit dauerhaft unintegrierbarem Wissen. In: BEHEMOTHA Journal on Civilisation 2016 Volume 9 Issue No. 2. Online Journal, Institut für Soziologie der Universität Freiburg.

Beucker, Veronica: Alter und Tod der Eltern in der Gegenwartsliteratur. WDR3 Forum Literatur Hörfunkmanuskript. Sendung vom 17.11.1998.

Blamberger, Günter: Gestaltgebung und ästhetische Idee. Morphomatische Skizzen zu Figurationen des Todes und des Schöpferischen. In: Blamberger, Günter; Boschung, Dietrich (Hg.): Morphomata. Kulturelle Figurationen: Genese, Dynamik und Medialität. Paderborn, Wilhelm Fink Verlag: 2012, S. 11 - 46.

Blenkner, Margaret: Social Work and Family Relationships in Later Life with Some Thoughts on Filial Maturity. In: Shanas, Ethel; Streib, Gordon F. (Hg.): Social Structure and the Family: Generational Relations. Englewood Cliffs, NJ, Prentice Hall: 1965, S. 117 - 130.

Bleuler, Eugen: Die Ambivalenz (1914), In: Manfred Bleuler (Hg.): Beiträge zur Schizophrenielehre der Züricher Psychiatrischen Universtitätsklinik Burghölzli. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft: 1979, Absätze 85-97.

Boehm, Andreas; Legewie, Heiner; Muhr, Thomas: Kursus Textinterpretation: Grounded Theory. Bericht aus dem interdisziplinären Forschungsprojekt Atlas. Berlin, Technische Universität Berlin, Interdisziplinäres Forschungsprojekt ATLAS: 1992.

URL: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-26629>. Zuletzt geprüft am 21.02.2020

Boehm, Andreas: Theoretisches Kodieren. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. Reinbek, Rowohlt: 2000, S. 475 - 485.

Böhner, Susann; Zirfas, Lörg: Die Bildung der Trauer. Eine pädagogisch-anthropologische Betrachtung. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, Heft 15 (Ergänzungsband 1), Wiesbaden, Springer: 2012, S. 125 - 141.

Boesch, Ernst: Homo Narrator — der erzählende Mensch. Erzählen - Was, Wem, Wozu? In: Hugo Schmale (Hg.). Wissen, Nichtwissen. Paderborn, Fink: 2009: 273-306.

Bowlby, John: Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung. München, Fischer Taschenbuch: 1980.

Bowlby, John: A Secure Base. Taylor & Francis, Routledge: 2005.

Bowlby, John: Bindung und Verlust. München, Ernst Reinhardt Verlag: 2006.

Boring, Edwin G.: A New Ambiguous Figure. In: American Journal of Psychology, Jg. 42, 1930, University of Illinois Press, S. 444 - 445.

Boss, Pauline: Verlust, Trauma und Resilienz: Die therapeutische Arbeit mit dem "uneindeutigen Verlust". Stuttgart, Klett-Cotta: 2008.

Botwinick, Jack: "Husband and Father-in-law: a Reversible Figure". In: American Journal of Psychology, Jg. 74, 1961, University of Illinois Press, S. 312 - 113.

Brockmeier, Jens: Erzählung und Kulturelles Verstehen. In: Journal für Psychologie, 14. Jg., Band 1, 2006, Psychosozial Verlag, S. 12 - 34.

Brockmeier, Jens: Beyond the archive: memory, narrative, and the autobiographical process. Explorations in narrative psychology series. New York, Oxford University Press: 2015.

Bräunlein, Peter J.: Zur Aktualität von Victor W. Turner. Wiesbaden, Springer: 2012.

Breuer, Franz: Vorgänger und Nachfolger. Weitergabe in institutionellen und persönlichen Bezügen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 2009.

Breuer, Franz; Muckel, Petra; Dieris, Barbara: Reflexive Grounded Theory. 4. Aufl., Wiesbaden, Springer: 2019.

Breznik, Melitta: Nachtdienst. Erzählung. München, Luchterhand: 1995.

Bronfen, Elisabeth: Eine Dame verschwindet. In: Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik. München, Kunstmann: 1994, S. 28 - 61.

Canetti, Elias: Die Befristeten. Drama. München, Hanser 1964

Chast, Roz: Können wir nicht über was ANDERES reden? Meine Eltern und ich. Graphic novel. Aus dem Englischen von Marcus Gärtner. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt 2015.

Châtelet, Noëlle: Die letzte Lektion. Köln, Kiepenheuer und Witsch: 2005.

Dennerlein, Katrin. Narratologie des Raumes. Berlin, Walter de Gruyter 2009

Depner, Anamaria: Dinge in Bewegung – Zum Rollenwandel materieller Objekte: Eine ethnographische Studie über den Umzug ins Altenheim. Bielefeld, Transcript Verlag: 2015.

Depperman, Arnulf: Konversationsanalyse und diskursive Psychologie. In: Mey, Günter; Mruck, Katja (Hg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden, Verl. für Sozialwissenschaften: 2010, S. 643 - 661.

Dewey, John: Erfahrung und Natur. Frankfurt/Main, Suhrkamp: 1995.

DIEGESIS: Archiv, URL: <https://www.diegesis.uni-wuppertal.de/index.php/diegesis/issue/archive>, letzter Zugriff am 13.02.2019.

Dieris, Barbara: "Och Mutter, was ist aus dir geworden?!" Eine Grounded-Theory-Studie über die Neupositionierung in der Beziehung zwischen alternden Eltern und ihren erwachsenen, sich kümmernden Kindern. In: Forum: Qualitative Social Research, 2006, Bd. 7, Nr. 3., URL: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/144>, zuletzt geprüft am 2.01.2019.

Dieris, Barbara: Sprechen und Schweigen – Aushandlungsstrategien des ‚Sich Kümmerns‘ um alte Familienmitglieder. Hamburg, Verlag Dr. Kovac: 2009.

Diez, Georg: Der Tod meiner Mutter. Köln, Kiepenheuer & Witsch: 2009.

Dirks, Liane: Vier Arten meinen Vater zu beerdigen. Köln, Kiepenheuer & Witsch: 2002.

Dobrick, Barbara: Wenn die alten Eltern sterben. Das endgültige Ende der Kindheit. Stuttgart/Freiburg, Verlag Herder: 1990, 2010, 2015 (3.Auflage).

Docx, Edward: Am Ende der Reise. Zürich, Kein und Aber Verlag: 2017.

Doehlemann, Martin: Verwaisung im Erwachsenenalter. Der Tod des letzten Elternteils als Entwicklungspunkt im Lebenslauf. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 1987, Heft 3, Juventa, S. 178 - 196. Weinheim, Juventa

Dobrovsky, Serge: Fils. Paris 1977.

DWB = Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971.

Ebert, Lisanne; Gruber, Carola; Meisnitzer, Benjamin; Rettinger, Sabine (Hg.): Emotionale Grenzgänge. Konzeptualisierungen von Liebe, Trauer und Angst in Sprache und Literatur. Würzburg, Koenighausen & Neumann: 2011.

Ecarius, Jutta: Handbuch Familie. Wiesbaden, Springer: 2007.

Erikson, Erik H.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/Main, Suhrkamp: 1973.

Esterházy, Péter: Die Hilfsverben des Herzens. Salzburg/Wien, Residenz Verlag: 1985.

Fatke, Reinhard: Fallstudien in der Pädagogik. In: Zeitschrift für Pädagogik, Jg. 41 Heft 5, 1995, Beltz Verlag, S. 675 - 680.

Feldmann, Klaus: Tod und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Thanatologie im Überblick. Wiesbaden, Springer: 2004.

Feldmann, Klaus: Sterben, Sterbehilfe, Töten, Suizid. Bausteine für eine kritische Biothanatologie und für eine Kultivierungstheorie. 2019,
URL: http://www.feldmann-k.de/texte/thanatosoziologie/articles/sterben-sterbehilfe-toeten-suizid.html?file=tl_files/kfeldmann/pdf/thantosozologie/feldmann_sterben_sterbehilfe_toeten_suizid%20327.pdf,
zuletzt geprüft am 10.01.2020

Fels, Ludwig: Der Himmel war eine große Gegenwart. Ein Abschied. München, Piper: 1990.

Ferring, Dieter; Michels, Tom; Boll, Thomas; Filipp, Sigrun-Heide: Emotional relationship quality of adult children with ageing parents: On solidarity, conflicts and ambivalence. In: European Journal of Ageing, Heft 6, 2009, Springer, S. 253.

Filipp, Sigrun-Heide; Aymanns, Peter: Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen. Vom Umgang mit den Schattenseiten des Lebens. Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer: 2010.

Fischer-Rosenthal, Wolfram: Biographie und Leiblichkeit. Zur biographischen Arbeit und Artikulation des Körpers. In: Alheit, Peter et al. (Hg.): Biographie und Leib. Gießen, Psychosozial-Verlag: 1999, S. 15 - 44.

Fisher, Gerald, 1968: Mother, Father, and Daughter: A Three-aspect Ambiguous Figure. In: American Journal of Psychology, Band 81, 1968, University of Illinois Press, S. 274 - 277.

Fooker, Insa: Partnerverlust im Alter. In: Mayring, Philipp; Saup, Winfried (Hg.): Entwicklungsprozesse im Alter. 1990, Kohlhammer, S. 57 - 73.

Fooker, Insa: Intimität auf Abstand. Familienbeziehungen und soziale Netzwerke. In: Deutsches Institut für Fernstudienforschung der Universität Tübingen (Hg.): Funkkolleg ALTERN. 1997, Springer, Studieneinheit 14.

Fooker, Insa: Aktualisierung von „Kindheit“ in biographischen Umbruchsituationen. In: Behnken, Imbke; Zinnecker, Jürgen (Hg.): Kinder – Kindheit – Lebensgeschichte. Hannover, Kallmeyer: 2001, S. 253 - 266.

Fooker, Insa. Puppen – heimliche Menschenflüsterer. Ihre Wiederentdeckung als Spielzeug und Kulturgut. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 2012.

Fooker, Insa; Kavšek, M.: Grundlagen der Entwicklungspsychologie. In: E. Brähler & B. Strauß (Hg.): Enzyklopädie der Psychologie. Grundlagen der Medizinischen Psychologie, Band 1, Göttingen, Hogrefe Verlag für Psychologie: 2012, S. 251 - 283.

Fooker, Insa: „Wie es sich schickt?“ oder „Aus der Rolle fallen?“ Chancen und Risiken im Lebensverlauf aus der Perspektive einer Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. In: Wahl, Pit; Lehmkuhl, Ulrike (Hg.): Lebensaufgaben und Lebensbrüche, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 2013. S. 190 - 230.

Fooker, Insa; Heuft, Gereon Das späte Echo von Kriegskindheiten: Die Folgen des Zweiten Weltkriegs in Lebensverläufen und Zeitgeschichte. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 2014a.

Fooker, Insa (b): Lähmend oder sinnstiftend? Ambivalenzerfahrungen bei „späten Scheidungen“ und Trennungsvorstellungen in langjährigen Beziehungen. In: Familiendynamik, 39. Jg., Heft 2, 2014b, Klett-Cotta, S. 96 - 105.

Fooker, Insa: ‚Betwixt things‘ – Das Ambivalente der Dinge in Übergangskontexten. In: Fooker, Insa; Depner, Anamaria; Pietsch-Lindt, Ursula: Das Ambivalente der Dinge in Übergangskontexten. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 36. Jg. Heft 2, 2016, Weinheim, Beltz Verlag, S. 149 - 163.

Fooker, Insa: Puppen – ambivalenzträchtige Dinge in den Spielräumen des ‚Dazwischen‘. In: Fooker, Insa; Depner, Anamaria; Pietsch-Lindt, Ursula: Das Ambivalente der Dinge in Übergangskontexten. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 36. Jg. Heft 2, 2016, Weinheim, Beltz Verlag, S. 149 - 163.

Fortuna, Sara: Wittgensteins Philosophie des Kippbilds. Aspektwechsel, Ethik, Sprache. Wien, Turia + Kant: 2012.

Frank, Arthur W. Caring for the Dead. Broken Narratives of Internment. In: Hyden, L.-Ch., Brockmeier, Jens: Health, Illness and Culture. New York, Routledge 2008. S. 122 - 130.

Franz, Julia; Scheunpflug, Annette (2019): Ambivalenzen des intergenerationellen Lernens im Umgang mit den Themen Altern und Tod – Eine konzeptionelle Perspektive. In: Psychotherapie im Alter (2), S.137-150.

Frazzetto, Giovanni: Der Gefühlscodex. München, Hanser Verlag: 2013.

Frenkel-Brunswick, Erika: Studien zur autoritären Persönlichkeit (1949). Graz, Nausner Consulting: 1996.

Freud, Sigmund: Briefe, 1873-1939. Frankfurt /Main, Fischer Verlag: 1968.

Freud, Sigmund: Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker (1913). In: Freud, Sigmund: Gesammelte Werke, Bd. 9, 39, Anm.3, Frankfurt/Main, Fischer Verlag: 1986.

Freud, Sigmund: Die Traumdeutung (1908). Vorwort zur 2. Auflage. In: Freud, Sigmund: Gesammelte Werke. Band. II/III, Frankfurt/Main, Fischer Verlag: 1999.

Freud, Sigmund: Trauer und Melancholie (1915). In: Freud, Sigmund: Gesammelte Werke. Bd. X, Frankfurt/Main, Fischer Verlag: 1999.

Freud, Sigmund: Nachträge (1926). In: Freud, Sigmund: Gesammelte Werke. Bd. XIV, Frankfurt/Main, Fischer Verlag: 1999.

Freud, Sigmund: Unterdeß halten wir zusammen. Briefe an die Kinder. In: Schroeter, Michael; Falzeder, Ernst; Meyer-Palmedo (Hg). Berlin, Aufbau Verlag: 2010.

Frey Werlen, Sylvia: Seelenfenster. Vom Sterben der Eltern und der Chance, ihnen dabei neu zu begegnen. Basel, Karpfen Verlag: 1992.

Frick, Eckhard: Abwehr- und Bewältigungsstrategien gegenüber Sterben und Tod. In: Wittwer, Hector; Schäfer, Daniel; Frewer, Andreas (Hg.): Sterben und Tod. Ein interdisziplinäres Handbuch. 2010, J.B. Metzler Verlag, S. 179 - 186.

Friebertshäuser, Barbara: Statuspassagen und Initiationsrituale im Lebenslauf. Krisen und Chancen. In: Behnken, I.; Mikota, J. (Hg.): Sozialisation, Biografie und Lebenslauf. Eine Einführung. 2009, Juventa Verlag, S. 182 - 204.

Friedman, Michel: Reden wir über Geld, 1.4.2011, URL: <http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/reden-wir-ueber-geld-michel-friedman-ich-habe-mich-zu-wenig-selbst-geliebt-1.1079939-3>, zuletzt geprüft am 10.11.2015.

- Friedman, Michel: Ich kann nicht gehorchen. 11.7.2011, URL: <http://chrismon.evangelisch.de/artikel/2011/ich-kann-nicht-gehorschen-michel-friedman-11727>, zuletzt geprüft am 10.11.2015.
- Fries, Norbert: Das Kippen der Figuren. In: Figurationen, 13. Jg., Nr.2: Kippfiguren Figures réversibles. Köln/Weimar/Wien, Böhlau Verlag: 2012.
- Fuchs, Thomas: Leib, Raum, Person: Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie. Stuttgart, Klett-Cotta: 2000.
- Fukazawa, Shichiro: Narayama-bushiko. Schwierigkeiten beim Verständnis der Narayama-Lieder. Übersetzung aus dem Französischen: Rheinhold, Klaudia. Frauenfeld, Verlag Im Waldgut (Der Bärenhüter im Waldgut): 1998.
- Gahleitner, Silke Birgitta: Persönliche Beziehungen aus bindungstheoretischer Sicht. In: Lenz, Karl, Nestmann, Frank (Hg.): Handbuch Persönlicher Beziehungen. Weinheim und München, Juventa Verlag: 2009. S. 145 - 170.
- Genazino, Wilhelm: Die Liebe zur Einfachheit. Reinbek, Rowolth Verlag: 1990.
- Gennep, Arnold van: Übergangsriten. Frankfurt/Main, Campus Verlag: 1986.
- Gernhardt Robert: Was das Gedicht alles kann: Alles. Texte zur Poetik. Hg. von Lutz Hagestedt und Johannes Möller. Berlin, Fischer Verlag: 2010.
- Glaser, Barney G., Strauss Anselm L.; Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern Huber-Verlag 2010.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm: Status Passage. London, Aldine Atherton: 1971.
- Glaser, Barney. L.; Strauss, Anselm L.: Interaktion mit Sterbenden. 2. überarbeitete Aufl., Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 1995.
- Görner, Rüdiger: Hadesfahrten. Paderborn, Wilhelm Fink Verlag: 2014.
- Goffman, Erving: Interaktion. München, Piper Verlag: 1973.
- Gopnik, A.; Rosati, Andrea: Duck or rabbit? Reversing ambiguous figures and understanding ambiguous representations. In: Developmental Science, Heft 2, 2001, Wiley-Blackwell Verlag, S. 175 - 183.
- Gould, Roger: Lebensstufen. Transformations. Growth and change in adult life. 2. Aufl., Oxford, Simon & Schuster: 1987.

Grillparzer, Franz: Selbstbiographie. Hg. und mit einem Nachw. von Arno Duisini. Salzburg, Residenz-Verlag: 1994.

Groeben, Norbert: Literaturpsychologie. Literaturwissenschaft zwischen Hermeneutik und Empirie. Stuttgart, Kohlhammer: 1972.

Grossmann, Klaus E.; Grossmann Karin (Hg.): Bindung und menschliche Entwicklung. John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie. Stuttgart, Klett-Cotta Verlag: 2003/2009.

Gunia, Jürgen: Die Sphären des Ästhetischen bei Robert Musil. Würzburg: 2000.

Haller, Miriam: Unwürdige Greisinnen. Ageing trouble im literarischen Text. In: Hartung, Heike (Hg.): Alter und Geschlecht: Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s. Bielefeld, Transcript Verlag: 2005, S. 45 - 64.

Handke, Peter: Wunschloses Unglück, Salzburg, Residenz Verlag: 1972.

Hank, Karsten: Intergenerationale Beziehungen. In: Hill, Paul Bernhard; Kopp, Johannes (Hg.): Handbuch Familiensoziologie. Wiesbaden: 2015, S. 463 - 486.

Hartmann H., Heiß, Robert: Zur psychologischen Bedeutsamkeit der optischen Inversion. In: Diagnostica 8, 1962, Hogrefe Verlag S. 23 - 38.

Heinrich, Klaus: Dahlemer Vorlesungen. Bd. 1: Tertium datur: Eine religionsphilosophische Einführung in die Logik. In: Albrecht, Wolfgang (Hg.): Roter Stern. Frankfurt/Main und Basel, Stroemfeld Verlag: 1981.

Helmhold, Heidi (Hg.): Das ‚letzte Hemd‘. Zur Konstruktion von Tod und Geschlecht in der materiellen und visuellen Kultur. Bielefeld, Transcript Verlag: 2010, S. 11 - 18.

Habermas, Tilmann: Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung. Frankfurt/Main, Suhrkamp Verlag: 1999.

Hein, Jakob: Vielleicht ist es sogar schön. München, Piper Verlag: 2004.

Hermann, Iris; Anne-Rose Meyer: Schmerzdifferenzen. Schmerz und Gender in der Kulturwissenschaft. Königstein, Ulrike Helmer Verlag: 2006.

Herzberg, André: Gespräch mit meiner Mutter. Hörspiel Deutschlandfunk Kultur, 1.2.2012, URL: https://www.deutschlandfunkkultur.de/gesprach-mit-meiner-mutter.3684.de.html?dram:article_id=149233, zuletzt geprüft am 6.1.2019.

Hitzer, Bettina: Krebs fühlen. Die Emotionsgeschichte der Krebserkrankung im 20. Jahrhundert. Unveröffentlichtes Habilitationsmanuskript. FU Berlin: 2017.

Höpflinger, François: Generationenbeziehungen in späteren Lebensphasen. Studententext zu Generationenbeziehungen in der zweiten Lebenshälfte und zu Fragen von Generativität im Alter, URL:

<http://www.hoepflinger.com/fhtop/fhgenerat1.html>, zuletzt geprüft am 20.12.2018.

Hoffmann, Matthias: „Sterben? Am liebsten plötzlich und unerwartet.“ Die Angst vor dem sozialen Sterben. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften: 2010.

Hülst, Dirk: Grounded Theory. In: Friebertshäuser, Barbara; Prengel, Annedore (Hg.): Handbuch qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim, Juventa Verlag: 2009.

Hustvedt, Siri: Die zitternde Frau. Eine Geschichte meiner Nerven. Reinbek, Rowohlt Verlag: 2011.

Hydén, Lars-Christer; Brockmeier, Jens: From the Retold to the Performed Story. In: Hydén, Lars-Christer; Brockmeier, Jens (Hg.): Health, illness, and culture: broken narratives. London, Taylor & Francis: 2008, S. 1 - 15.

ICI Berlin: Kippbilder / Multistable Figures, ICI Focus 2010-11, URL: <https://www.ici-berlin.org/projects/kippbilder-multistable-figures-2010-11/>, zuletzt geprüft am 23.02.2019.

Imig, Magdalena: Keiner, der mehr Kind zu mir sagt. Über die Vergänglichkeit. Oldenburg, Schardt Verlag: 1999

Inoue, Yasushi: Meine Mutter. Frankfurt/Main, Suhrkamp Verlag: 1987.

Jaeggi, Eva; Faas, Angelika; Mruck, Katja: Denkverbote gibt es nicht! Vorschlag zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten. Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften. Technische Universität Berlin, 1998, S. 2 - 98.

Jahoda, Marie: Toward a Social Psychology of Mental Health. In: Senn, J E (ed) Symposium on the Healthy Personality, Supplement II, Problems of Infancy and Childhood. Transactions of Fourth Conference, March 1950. Josiah Macy Jr Foundation, New York

Jankélévich, Vladimir: Der Tod. Frankfurt/Main, Suhrkamp Verlag: 2005.

Jastrow, Joseph (1899): The mind's eye. Popular Science Monthly, 54, 299 - 312.

Johnson, Uwe: Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl. Frankfurt/Main, Suhrkamp Verlag: 2000.

Jowell, Tessa, 2018. In: Borger, Sebastian: Ovationen für eine Sterbende. Kölner Stadtanzeiger vom 27./28.1.2018, URL: <https://www.genios.de/presse-archiv/> Zuletzt geprüft am 20.02.2020.

Jung, Jochen: Walsers Wunde. In: Die ZEIT Literatur. Zu Martin Walser: Leben und Schreiben. Tagebücher 1963-1972. Heft vom 4.10.2007. Reinbek bei Hamburg, Zeitverlag: 2007.

Junge, Kay et. al. (Hg.): Kippfiguren: Ambivalenz in Bewegung. Velbrück, Velbrück Wissenschaft: 2013.

Junge, Matthias: Ein Kommentar zum Heft 2/2016 Ambivalenz und Sozialisation. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation. 36. Jg., Heft 04, 2016, Beltz Verlag, S. 439-444.

Kafka, Franz: Die Verwandlung. In: Ders. Die Erzählungen. Originalausgabe. Frankfurt/M., S. Fischer-Verlag 1997
Kahle, Hildegard: Bewältigung von kritischen Lebensereignissen dargestellt an Biographien von Kriegerwitwen. Dissertation des Fachbereichs Erziehungswissenschaften der Universität Lüneburg: 1996.

Kersten, Paul: Der alltägliche Tod meines Vaters. Köln, Kiepenheuer & Witsch Verlag: 1978.

Kierkegaard, Sören: Krankheit zum Tode. Hamburg, Europäische Verlagsanstalt: 2002.

Kihlstrom, John F.: Or Is It a Rabbit? University of California, Berkeley, URL: <https://www.ocf.berkeley.edu/~jfkihlstrom/JastrowDuck.htm>, zuletzt geprüft am 20.01.2020

Klie, Thomas: Sterben in Würde: Auswege aus dem Dilemma Sterbehilfe. Freiburg i.B., Herder 2007

Koelbl, Herlinde: Lebenslaufforschung. „Was von Vater und Mutter bleibt.“. In: GEO Wissen Nr. 43, Gruner + Jahr, 2008.

Kinder, Hermann: Um Leben und Tod. Hamburg, Rotbuch Verlag: 1997.

Kitwood, Tom: Demenz. Der personen-zentrierte Ansatz im Umgang mit verwirrten Menschen. Deutschsprachige Ausgabe von C. Müller-Hergl, 4. Aufl., Bern, Göttingen, Toronto, Seattle, Huber Verlag: 2005.

Kleinau, Elke; Mochmann, Ingvill C.: Kinder des Zweiten Weltkrieges: Stigmatisierung, Ausgrenzung, Bewältigungsstrategien. Frankfurt/Main, Campus Verlag: 2016.

Knausgård, Karl Ove: Sterben. Das autobiographische Projekt. Band 1, Berlin, Luchterhand Literaturverlag: 2011.

Knellessen, Olaf: Die Büchse der Pandora. Zum Verhältnis von Psychoanalyse und Container. In: Härtel, Insa; Knellessen, Olaf: Das Motiv der Kästchenwahl. Psychoanalytische Blätter, Bd. 31, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht: 2012, S. 86 - 100.

Kokemoor, Rainer: Bildung als Welt- und Selbstentwurf im Fremden. Eine theoretisch-empirische Annäherung an eine Bildungsprozessstheorie. In: Koller, Hans-Christoph; Marotzki, Winfried; Sanders, Olaf (Hg.): Bildungsprozesse und Fremdheitserfahrung. Beiträge zu einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. Bielefeld, Transcript Verlag: 2007, S. 13 - 68.

Koller, Hans-Christoph: Bildung anders denken. Einführung in die Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. Stuttgart, Kohlhammer Verlag: 2012.

Krappmann, Lothar: Soziologische Dimensionen der Identität. Stuttgart, Klett-Cotta Verlag: 2000.

Krieger, Verena: Ambiguität in der Kunst. Typen und Funktionen eines ästhetischen Paradigmas. Köln, Böhlau Verlag: 2010.

Kristeva, Julia: Powers of Horror. An Essay on Abjection, New York, Columbia University Press 1982

Labov, William; Waletzky, Joshua: Narrative analysis: oral versions of personal experience. In: Essays on the verbal and visual arts. June Helm, (Ed.): American Ethnological Society. Seattle, London. University of Washington Press: 1967

Lamarque, Peter; Olsen, Stein Haugom: Truth, Fiction and Literature. Zitiert in: Zipfel, Frank: Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität: Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Funktionsbegriff in der Literaturwissenschaft. Berlin, Erich Schmidt Verlag: 2001.

Lamsfuss, Karin: Profit und Pietät. Das deutsche Bestattungswesen.“ O-Ton im Manuskript. Deutschlandradio, 20.11.2005

Lang, Frieder: Die Gestaltung informeller Hilfebeziehungen im hohen Alter – Die Rolle von Elternschaft und Kinderlosigkeit. Eine empirische Studie zur sozialen Unterstützung und deren Effekt auf die erlebte soziale Einbindung. Berlin, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung: 1994.

Lang, Frieder; Martin, Mike; Pinquart, Martin: Entwicklungspsychologie – Erwachsenenalter. Göttingen, Hogrefe Verlag: 2012.

Lang, Thomas: Am Seil. München, C. H. Beck Verlag: 2006.

Langbein, Ulrike: Geerbte Dinge. Soziale Praxis und symbolische Bedeutung des Erbens. Köln, Böhlau Verlag: 2002

Leach, Edmund: Kultur und Kommunikation. Zur Logik symbolischer Zusammenhänge. Frankfurt/Main, Suhrkamp Verlag: 1978.

Legewie, Heiner; Schervier-Legewie, Barbara: "Forschung ist harte Arbeit, es ist immer ein Stück Leiden damit verbunden. Deshalb muss es auf der anderen Seite Spaß machen". Anselm Strauss im Interview mit Heiner Legewie und Barbara Schervier-Legewie. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 5(3), Art. 22, 2004.

Legewie, Heiner: Vorlesungen zur qualitativen Diagnostik und Forschung. Vorlesungsreihe im Studiengang Psychologie der Technischen Universität Berlin. 2004, URL:
<http://www.ztg.tu-berlin.de/download/legewie/Dokumente/downloads.htm>;
zuletzt geprüft am 3.1.2019.

Legewie, Heiner: Qualitative Forschung und der Ansatz der Grounded Theory. In: Vorlesung zur qualitativen Diagnostik und Forschung. Vorlesungsreihe im Studiengang Psychologie der Technischen Universität Berlin, 11. Sitzung, 2004, URL:
http://www.ztg.tu-berlin.de/download/legewie/Dokumente/Vorlesung_11.pdf;
zuletzt geprüft am 3.1.2019.

Lehmann, Albrecht: Die Aktualisierung des homo narrans – Individuelles und kollektives Bewusstsein. In: Lehmann, Albrecht: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin, Reimer-Mann Verlag 2007

Lehr, Thomas: Zweiwasser oder Die Bibliothek der Gnade. Berlin, Rütten & Loening Verlag: 1993.

Leimgruber, Iris: Verwaisung im Erwachsenenalter. Unveröffentlichte Diplomarbeit der Naturwissenschaftlichen Fakultät der LF-Universität Innsbruck: 2005.

Lentz, Michael: Muttersterben. Frankfurt/Main, Fischer Verlag: 2002.

Lentz, Michael: Schattenfroh. Ein Requiem. Frankfurt/Main, Fischer Verlag: 2018.

Lenze, Ulla: Der kleine Rest des Todes. Frankfurt/Main, Frankfurter Verlagsanstalt: 2012.

Lettke, Frank; Lüscher, Kurt: Generationenambivalenz – Ein Beitrag zum Verständnis von Familie heute. In: Soziale Welt 53(4), 2002, Nomos Verlagsgesellschaft, S. 459 - 488.

Lévy, Justine: Schlechte Tochter. München, Kunstmann Verlag: 2010.

Lewin, Kurt: Vorsatz, Wille und Bedürfnis mit Vorbemerkungen über die psychischen Kräfte und Energien und die Struktur der Seele. Berlin, Springer: 1926.

Lohmann, Hans-Martin: Das prometheische Gefälle. In: Frankfurter Rundschau 16.3.2011

Lucius-Hoene, Gabriele: Narrative Analysen. In: Mey, Günter; Katja Mruck (Hg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden, Springer: 2010, S. 584 - 600.

Lucius-Hoene, Gabriele: Narrative Bewältigung von Krankheit und Coping-Forschung. Psychotherapie & Sozialwissenschaft, 4, (3) S. 166-203.

Lüscher, Kurt; Wehrspaun, Michael: Identitätszuschreibung als familiale Leistung. In: Schweizerische Zeitschrift für Psychologie, 44(4), 1985, Hogrefe Verlag Schweiz, S. 197 - 219.

Lüscher, Kurt; Pajung-Bilger, Brigitte: Forcierte Ambivalenzen. Ehescheidung als Herausforderung an die Generationenbeziehungen unter Erwachsenen. Konstanz, UVK Verlagsgesellschaft: 1998.

Lüscher, Kurt: Ambivalenz: Eine soziologische Annäherung. In: Dietrich, Walter; Lüscher, Kurt; Müller, Christoph: Ambivalenzen erkennen, aushalten und gestalten. Eine neue interdisziplinäre Perspektive für theologisches und kirchliches Arbeiten. Zürich, Theologischer Verlag: 2009, S. 17 - 67.

Lüscher, Kurt: Die Ambivalenz von Generationenbeziehungen. Eine allgemeine heuristische Hypothese. In: Kohli, Martin; Szydlík, Marc (Hg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Wiesbaden, Springer: 2010, S. 138 - 161.

Lüscher, Kurt: Ambivalenz weiterschreiben. Eine wissenssoziologisch-pragmatische Perspektive. In: Forum der Psychoanalyse. Heft 27, 2011, Springer, S. 373 - 393.

Lüscher, Kurt: Menschen als „homines ambivalentes“. In: Korczak, Dieter (Hg.): Ambivalenzerfahrungen. Kröning, Asanger: 2012, S. 11 - 32.

Lüscher, Kurt: Identität und Ambivalenz. Konzeptuelle Vorüberlegungen in soziologischer Perspektive zum Werkstattgespräch „Das Ambivalente in Robert

Walters Spiel mit Identitäten“. Unveröffentlichter Vortrag vom 28. Juni 2013 im Robert Walser-Zentrum, Bern: 2013.

Lüscher, Kurt: Familiendynamik. 39. Jg., Heft 2, 2014, Klett-Cotta Verlag.

Lüscher, Kurt; Fischer, Hans Rudi: Ambivalenzen bedenken und nutzen. In: Borst, Ulrike; Fischer, Hans; von Schlippe, Arist (Hg.): Familiendynamik. 39. Jg., Heft 2, 2014, Klett-Cotta Verlag, S. 84 - 95.

Lüscher, Kurt; Fischer, Hans R.: Ambivalenzen bedenken und nutzen. In: Familiendynamik. Systemische Praxis und Forschung. 39. Jg., Heft 2, 2014, Klett-Cotta Verlag, S. 84 - 95.

Lüscher, Kurt: Sozialisation und Ambivalenzen. Bausteine eines Vademekums. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation. 36. Jg., Heft 2, 2016, Beltz Verlag, S. 118 - 136.

Lüscher, Kurt: Sozialisation und Ambivalenzen – wie weiter? Zum Kommentar von Matthias Junge zum Themenheft „Ambivalenz und Sozialisation“ (Heft 2/2016 und Heft 4/2016). In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Heft 3, 2017, Beltz Verlag, S. 325-330.

Lüscher, Kurt: Robert Walters Sensibilität für Ambivalenzen. Eine transdisziplinäre Annäherung. In: Lüscher et. al. (Hg.): Robert Walters Ambivalenzen. München, Wilhelm Fink Verlag: 2018, S. 9 - 31.

Macho, Thomas: Todesmetaphern. Zur Logik der Grenzerfahrung. Frankfurt/Main, Suhrkamp: 1987.

Macho, Thomas: Der zweite Tod. Zur Logik doppelter Bestattungen. In: Paragrana, Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie, Band 7, Heft 2, 1998, Akademie Verlag, S. 43 - 60.

Macho, Thomas: Das Leben nehmen. Frankfurt/Main, Suhrkamp Verlag: 2017.

Mader, Helmut: Das Ich als die Quelle des Irrationalismus. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 12.11.1974.

Mann, Erika: Das letzte Jahr. Bericht über meinen Vater. Frankfurt/Main, Fischer Verlag: 1995.

Martin, Mike: Spätes Erwachsenenalter. In: Hasselhorn, Marcus; Schneider, Wolfgang (Hg.): Handbuch der Entwicklungspsychologie. Göttingen, Hofrefe Verlag: 2007, S. 208 -218.

Matsier, Nicolas. Selbstportrait mit Eltern. Zürich; Arche Verlag: 2001.

Mauss, Marcel: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt/Main, Suhrkamp Verlag: 1990.

Mayer, Susanne: So viele Jahre und immerzu, immerzu, immerzu! In: DIE ZEIT Nr.18/2009 vom 23.04.2009, URL: <https://www.zeit.de/2009/18/SM-Sonntag>, zuletzt geprüft am 18.12.2018.

Maywald, Claus: Der pädagogische Umgang mit Sterben, Tod und Trauer: Unterrichtung, Beratung. Hamburg, disserta Verlag: 2014.

Mead, Georg Herbert (1975): Philosophie der Erziehung. In: Tröhler, Daniel; Biesta, Gert (Hg.): Philosophie der Erziehung. Bad Heilbrunn, Verlag Julius Klinkhardt: 2008.

Meckel, Miriam: „Das war meine Rettung“. In: ZEIT Magazin Nr. 29/2014, Kolumne mit Herlinde Kölbl, Zeitverlag, S. 70.

Mennemann, Hugo: Sterben lernen heißt leben lernen. Sterbebegleitung aus sozialpädagogischer Perspektive. Münster, lit-Verlag: 1998.

Mey, Gunter: Adoleszenz, Identität, Erzählung. Berlin, Köster Verlag: 1999.

Mey, Günter: Qualitative Forschung in der Entwicklungspsychologie. Traditionen, Stand und Perspektiven. In: Uslucan, Haci-Halil; Born, Aristi (Hg.): Studententexte Entwicklungspsychologie, Köln, Kölner Studienverlag: 2003, S. 321 - 353.

Mey, Günter; Mruck, Katja (Hg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden, Springer: 2010.

Mey, Günter; Mruck, Katja (Hg.): *Grounded Theory Reader. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage*. Wiesbaden, Springer: 2011. S. 69 - 88.

Morsbach, Petra: Warum Fräulein Laura freundlich war. Über die Wahrheit des Erzählens. Essays. München, Piper Verlag: 2006.

Morshäuser, Bodo: Abschied mit System – Das unwürdige Ende meiner Mutter. WDR 3 Hörfunk Manuskript, Radio Feature, 23.10.2007.

Moss, Miriam; Moss, Sydney: The Impact of Parental Death on Middle Aged Children. In: Omega, Journal of Death and Dying, Wayne State University. Center for Psychological Studies of Dying, Death, and Lethal Behavior, Heft 14/1, 1984, Greenwood Periodicals, S. 65 - 67.

Müller, Burkhard: Die Tränen des Xerxes. Von der Geschichte der Lebendigen und der Toten. Springe, Klampen Verlag: 2006.

Müller, Burkhard: Schmerz und Schweigen. Darf man öffentlich über seinen Krebs sprechen? In: Süddeutsche Zeitung vom 22.09.2009.

Müller, Christoph: Ambivalenzen in Kasualien. Wahrnehmungen und Umgangsweisen bei Taufen, kirchlichen Trauungen und Bestattungen. In: Dietrich, Walter; Lüscher, Kurt; Müller, Christoph: Ambivalenzen erkennen, aushalten, gestalten. Konstanz, Theologischer Verlag: 2009, S. 123 – 192.

Neimann, Susan: Warum erwachsen werden? Eine philosophische Ermutigung. Berlin, Hanser Verlag: 2014.

Neimeyer, Robert A.; Moser, Richard P.; Wittkowski, Joachim: Untersuchungsverfahren zur Erfassung der Einstellungen gegenüber Sterben und Tod. In: Wittkowski: Sterben, Tod und Trauer. Stuttgart, Kohlhammer Verlag: 2003. S. 52 - 86.

Nittel, Dieter: Das Erwachsenenleben aus der Sicht der Biographieforschung. In: Krüger, Heinz-Hermann; Marotzki, Winfried (Hg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Wiesbaden, Springer: 2006, S. 317 - 339.

Noack, Peter; Buhl, Heike M.: Child-Parent Relationships. In: Lang, Frieder R.; Fingerman, Karen L. (Hg): Growing together: personal relationships across the lifespan. Cambridge, Cambridge University Press: 2004, S. 45 - 75.

Nolen-Hoekesma, Susan; Larson, Judith: Coping with loss. New York, Lawrence Erlbaum Associates: 1999.

Nooteboom, Cees: Roter Regen. Leichte Geschichten. Frankfurt/Main, Suhrkamp Verlag: 2011.

Nünning, Ansgar: Grundbegriffe der Literaturtheorie. Sammlung Metzler, Bd. 347, Stuttgart, Springer: 2004.

Nünning, Vera: Erzählen und Identität. Die Bedeutung des Erzählens im Schnittpunkt zwischen kulturwissenschaftlicher Narratologie und Psychologiker, In: Strohmaier, Alexandra (Hg.): Kultur – Wissen – Narration. Bielefeld, transcript: 2013

Nydegger, Corinna: The Development of Paternal and Filial Maturity. In: Pillemer, Karl; McCartney, Kathleen (Hg.): Parent-Child Relations throughout Life. Hillsdale, NJ., de Gruyter: 1991, S. 93 - 112.

Oates, Joyce Carol: Du fehlst. Frankfurt, Fischer Verlag: 2008.

Ochsmann, Randolph: Angst vor Tod und Sterben: Beiträge zur Thanato-Psychologie. Göttingen, Hogrefe Verlag: 1993.

Oswald, Ueli: Ausgang. Das letzte Jahr mit meinem Vater. Zürich, Edition Epoca: 2009.

Ottscheret, Elisabeth: Ambivalenz. Geschichte und Interpretation der menschlichen Zwiespältigkeit. Heidelberg, Asanger Verlag: 1988.

Overath, Angelika: Nahe Tage. Roman in einer Nacht. Göttingen, Wallstein Verlag: 2005.

Parnes, Ohad; Vedder, Ulrike; Willer, Stefan: Das Konzept der Generationen. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte. Frankfurt/Main Suhrkamp Verlag: 2008.

Paulus, Helge: Zur differentiellen Psychologie der Reversiblen- und Kippfiguren. Inaugural-Dissertation der Johannes Gutenberg-Universität zu Mainz, 1974.

Pehnt, Annette: Chronik der Nähe. München, Piper Verlag: 2012.

Peters, Sabine: Abschied. Göttingen, Wallstein Verlag: 2003.

Pethes, Nicolas; Düwell, Susanne (Hg.): Fall – Fallgeschichte – Fallstudien. Frankfurt, Campus Verlag: 2014.

Plessner, Helmuth: Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einführung in die Philosophische Anthropologie. 3. Aufl., Berlin, de Gruyter Verlag: 1975.

Plessner, Helmuth: Das Lächeln. In: Zwischen Philosophie und Gesellschaft. Ausgewählte Abhandlungen und Vorträge. Frankfurt/Main, Suhrkamp Verlag: 1979.

Polkinghorne, Donald E.: Narrative Knowing and the Human Sciences. State of University of New York Press: 1988

Polkinghorne, Donald; In: Straub, Jürgen (Hg.): Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Frankfurt/M.: Suhrkamp S. 12 - 45.

Proisinger, Wolfgang: Tanner geht. Sterbehilfe – Ein Mann plant seinen Tod. Frankfurt/Main, Fischer Verlag: 2008.

Quadflieg, Roswitha: Neun Monate. Über das Sterben meiner Mutter. Berlin, Aufbau Verlag: 2014.

Reichardt, Philip: Auf einmal war er nicht mehr da. Ein Sohn, ein Vater, eine Spurensuche. München, Luchterhand-Verlag 2008.

Reidy, Julian: *Vergessen, was Eltern sind. Relektüre und literaturgeschichtliche Neusituierung der angeblichen Väterliteratur*. Göttingen 2, Vandenhoeck & Ruprecht Verlag 2012.

Reidy, Julian: *Rekonstruktion und Entheroisierung. Paradigmen des 'Generationenromans' in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Bielefeld, Aisthesis Verlag: 2013.

Retkowski, Alexandra: *Familiale Generationensorge. Eine qualitative Studie über Alter(n) zwischen Gestern und Morgen*. Göttinger Studien zur Generationenforschung, Bd.8, Göttingen, Wallstein-Verlag: 2011.

Ricken, Norbert: ‚Memento mori‘ oder: Zum Zusammenhang von Bildung und Tod. In: *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik*, Heft 2, 2005, Ferdinand Schöningh Verlag, S. 149 - 161.

Ridder, Paul: *Die Sprache des Schmerzes*. Konstanz, Unversitätsverlag: 1979.

Rieff, David: *Tod einer Untröstlichen. Die letzten Tage von Susan Sonntag*. München, Hanser Verlag: 2009.

Riklin, Franz: *Protokoll der Ordentlichen Winterversammlung des Vereins schweizerischer Irrenärzte*. Vortrag von Prof. Bleuler, Zürich, über Ambivalenz. In: *Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift*, 1910, Halle, S. 405 - 407.

Rilke, Rainer Maria: *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*. Frankfurt/M., Suhrkamp Basis Bibliothek 17: 2000

Rochberg-Halton, Eugene: *Nachwort*. In: Turner, Victor: *Das Ritual. Struktur und Antistruktur*. Frankfurt, New York, Campus Verlag: 1989, S. 198 - 213.

Rosenthal, Gabriele: *Erzählte und erlebte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt/Main, Campus Verlag: 1995.

Roth, Philip: *Mein Leben als Sohn. Eine wahre Geschichte*. München, Hanser Verlag: 1992.

Rusch, Gebhard: *Literatur in der Gesellschaft*. In: Schmidt, Siegfried J. (Hg.): *Literaturwissenschaft und Systemtheorie*. Wiesbaden, Springer: 1993, S. 170 - 192.

Scheunpflug, Annette; Franz, Julia: *Erkenntnistheoretische Implikationen einer ambivalenzsensiblen Theorie der Sozialisation. Ein Kommentar zu Kurt Lüschers Sozialisationstheorie der Ambivalenz*. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*. 36. Jg., Heft 2, 2016, Beltz Verlag, S. 137 - 148.

Schnell, Martin; Schulz, Christian; Dunger, Christine; Schütz, Andy: Gespräche mit sterbenden Menschen und deren Angehörigen. In: Schnell, M. et al. (Hg.): Junge Menschen sprechen mit sterbenden Menschen. Palliative Care und Forschung. Wiesbaden, Springer: 2016, S. 103 - 169.

Schreiner, Margit: Nackte Väter. Zürich, Haffmanns Verlag: 1997.

Schülein Frieder, Jörn Stückrath: Erzählen. In: Brackert, Helmut, Jörn Stückrath, (Hg.) (2004). Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

Schulze, Theodor: Interpretation von autobiographischen Texten. In: Friebertshäuser, Barbara; Prengel, Annedore (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. 1997, Juventa Verlag, S. 323 - 340.

Schutting, Julian: Der Tod meiner Mutter. Salzburg/Wien, Residenz Verlag: 1997.

Schutting, Jutta: Der Vater. Salzburg/Wien, Residenz Verlag: 1980.

Schwaiger, Brigitte: Lange Abwesenheit. Wien/Hamburg, Zsolnay Verlag: 1980.

Seibert, Horst G.: Ziele und Möglichkeiten. Thanatogogik. In: 5.Kongreßbericht, Sterben in Krankenhäusern und stationären Pflegeeinrichtungen. Universität Gießen: 2017.

Seltrecht, Astrid: Lernen im Angesicht des Todes. In: Nittel, Dieter; Seltrecht Astrid (Hg.): Krankheit: Lernen im Ausnahmezustand? Brustkrebs und Herzinfarkt aus interdisziplinärer Perspektive. Berlin, Heidelberg, Springer: 2013, S. 327 - 339.

Simenon, George: Brief an meine Mutter. Zürich, Diogenes Verlag: 1978.

Singer, Wolf: Der Beobachter im Gehirn. In: Meier, Heinrich; Ploog, Detlev: Der Mensch und sein Gehirn. München, Piper Verlag: 1997, S. 35 - 65.

Sloterdijk, Peter: Sphären I. Aufgang der Fern-Nähe. Der thanatologische Raum, die Paranoia, der Reichsfrieden. Frankfurt/Main, Suhrkamp Verlag: 1999.

Stambolis, Barbara: Töchter ohne Väter. Frauen der Kriegsgeneration und ihre lebenslange Sehnsucht. Stuttgart, Klett-Cotta Verlag: 2012.

Stappen, Brigitte; Fooker, Insa: Kritische Lebensereignisse. In: Oswald, Wolf D. et al. (Hg.): Gerontologie. Medizinische, psychologische und sozialwissenschaftliche Grundbegriffe. 2006, Kohlhammer Verlag, S. 231 - 236.

Stecher, Ludwig; Zinnecker, Jürgen: Kulturelle Transferbeziehungen. In: Ecarius, Jutta (Hg.): Handbuch Familie. Wiesbaden, Springer: 2007, S. 389 - 405.

Stefan, Verena: Es ist reich gewesen. Bericht vom Sterben meiner Mutter. Frankfurt/Main, Fischer Verlag: 1993.

Straub, Jürgen: Erzähltheorie, Narration. In: Mey, Günter; Mruck, Katja (Hg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden, Verl. für Sozialwissenschaften: 2010, S. 136 – 151.

Straub, Jürgen: Der Begriff der Krise in der Psychologie. In: Meyer, Carla et al. (Hg.): Krisengeschichte(n). Stuttgart, Franz Steiner Verlag: 2013, S. 27 - 66.

Strauss, Anselm; Corbin, Juliet: Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim, Beltz Verlag: 1996.

Strobl, Ingrid: Ich hätte sie gerne noch vieles gefragt. Frankfurt, Wolfgang Krüger Verlag: 2002.

Stroebe, Margaret, Henk Schut, Boerner, Kathrin: Continuing bonds in adaption to bereavement: Toward theoretical integration. In: Clinical Psychology Review 30 Amsterdam, Elsevier: 2010, S. 259 – 268.

Stubbe, Hannes: Formen der Trauer. Eine kulturanthropologische Untersuchung. Berlin, Reimer Verlag: 1985.

t'Haart, Marten: Gott fährt Fahrrad oder Die wunderliche Welt meines Vaters. München/Zürich, Arche Verlag: 2000.

Tomer, Adrian; Eliason, Grafton: Theorien zur Erklärung von Einstellungen gegenüber Sterben und Tod. In: Wittkowski, Joachim (Hg.): Sterben, Tod und Trauer. Stuttgart, Kohlhammer Verlag: 2003, S. 33 - 87.

Truschkat, Inga: Biografie und Übergang. In: Walther, Andreas et al. (Hg.): Handbuch Übergänge. Weinheim, Beltz Juventa: 2013, S. 43 - 62.

Truschkat, Inga; Kaiser-Belz, Manuela; Volkmann, Vera: Theoretisches Sampling in Qualifikationsarbeiten: Die Grounded-Theory-Methodologie zwischen Programmatik und Forschungspraxis. In: Mey, Günter; Mruck, Katja (Hg.): Grounded Theory Reader. 2. aktualisierte und erweiterte Aufl. Wiesbaden, Springer: 2011, S. 353 - 380.

Turner, Victor: The Forest of Symbols: Aspects of Ndembu Ritual. Ithaca, Cornell University Press: 1967.

Turner, Victor: Betwixt and Between. The liminal Period in 'Rites de Passage'. In: Mahdi, Louise Carus (Hg.): Betwixt and between. Patterns of Masculine and Feminine Initiation. Chicago, Open Court Publishing Company: 1987, S. 3 - 19.

Turner, Victor: Das Ritual. Struktur und Antistruktur. Frankfurt/Main, Campus Verlag: 1989.

TU Chemnitz: Physik kognitiver Prozesse,
URL: <https://www.tu-chemnitz.de/physik/PHKP/forschung.html>, zuletzt geprüft am 29.03.2020.

TU Dresden: ERC Forschergruppe >>The Principal of Disruption<<, URL: <http://principleofdisruption.eu>, zuletzt geprüft am 22.02.2019.

Turnheim, Michael: Mit der Vernunft schlafen. Das Verhältnis Lacan – Derrida. Zürich: Diaphanes Verlag, 2010.

Umberson, Debra; Chen, Meichu. D.: Effects of a parent's death on adult children. Relationship salience and reaction to loss. In: American Sociological Review, 59. Jg., Heft 1, 1994, SAGE Publications, S. 152 - 168.

Utler, Anja: »manchmal sehr mitreißend«. Über die poetische Erfahrung gesprochener Gedichte. Bielefeld, Transcript Verlag: 2016.

Universität Bonn: „Audio-Biografien schwer erkrankter Mütter und Väter. Patienten erzählen für ihre Kinder“, Pilotstudie des Universitätsklinikums Bonn,
URL <http://www.palliativbonn.de/ich-koennte-ein-buch-schreiben>, zuletzt geprüft am 11.03.2020.

Universität Heidelberg, Interdisziplinären Forums für Biomedizin und Kulturwissenschaft, URL:
<http://www.uniheidelberg.de/fakultaeten/interdisziplinaer/ifbk/menschenwuerdig.html>, zuletzt geprüft am 23.02.2019.

Universitätsklinikum Bonn, Klinik für Palliativmedizin, URL:
<http://www.palliativbonn.de/ich-koennte-ein-buch-schreiben>, zuletzt geprüft am 11.03.2020.

Villa, Paula-Irene: Der Körper als kulturelle Inszenierung und Statussymbol. In: Bundeszentrale für Politische Bildung (Hg.): Aus Politik und Zeitgeschehen, Heft 18, Societäts-Verlag, 2007.

Wagner, Birgit: Komplizierte Trauer. Heidelberg, Springer: 2013.

Wagner-Egelhaaf, Martina (Hg.): Auto(r)fiktion. Literarische Verfahren der Selbstkonstruktion. Bielefeld, Aisthesis Verlag: 2013.

Walther et al. (Hg.): Handbuch Übergänge. Weinheim, Beltz Verlag: 2013.

Wassmann, Claudia: Die Macht der Emotionen. Wie Gefühle unser Denken und Handeln beeinflussen. Darmstadt, Primus Verlag: 2010.

Wegmann, Thomas: „Die Welt ist alles, was der Fall ist.“ In: Wegmann, Thomas; King, Martina (Hg.): Fallgeschichte als Narrativ zwischen Literatur und Wissen. Innsbruck, Universität Innsbruck, Inst. f. Germanistik: 2016, S. 7 - 25.

Weidermann, Volker: „Eine großartige Sekretärin und Dichterin“. In: Frankfurter Allg. Sonntagszeitung v. 26.07.2009.

Weigert, Andrew: Mixed Emotions. Certain Steps Toward Understanding Ambivalence. New York, State University of New York Press: 1991.

Weiss, Peter: Abschied von den Eltern. Frankfurt, Suhrkamp Verlag: 1992.

Welzer, Harald: Transitionen. Zur Sozialpsychologie biographischer Wandlungsprozesse. Tübingen, Edition Diskord: 1993.

Werani, Anke: Inneres Sprechen: Ergebnisse einer Indiziensuche. In: Giest, Hartmut; Rückriem, Georg (Hg.): International Cultural-historical Human Sciences. Band 38, Berlin, Lehmanns Media Verlag: 2011.

Werfel, Franz (1949): Stern der Ungeborenen. Ein Reiseroman. Frankfurt/M. S. Fischer 1967

Wieseltier, Leon: Kaddisch. München, Hanser Verlag: 2000.

Wild, Thomas: Mit dem Tod tändeln. Literarische Spuren einer Spiritualität des Sterbens. Stuttgart, Radius Verlag: 2016.

Winkel, Heidemarie: „Trauer ist doch ein großes Gefühl“. Zur biographiegenerierenden Funktion von Verlusterfahrungen und der Codierung von Trauerkommunikation. Konstanz, UVK Verlag: 2002.

Winkelheide, Martin: Erster Einsatz der „Eiserne Lunge“ bei Kinderlähmung. In: Deutschlandfunk,
URL: https://www.deutschlandfunk.de/vor-90-jahren-erster-einsatz-der-eiserne-lunge-bei.871.de.html?dram:article_id=430295, letzter Zugriff 12.01.2020.

Winkler, Josef: Roppongi. Requiem für einen Vater. Frankfurt/Main, Suhrkamp Verlag: 2007.

Winkler, Josef: Mutter und der Bleistift. Frankfurt/Main, Suhrkamp Verlag: 2013.

Winnicott, Donald W.: Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart, Klett Cotta Verlag: 1973.

Winnicott, Donald W.: Transitional Objects and Transitional Phenomena: A Study of the First Not-me-possession. In: The International Journal of Psychoanalysis, 34. Jg, 1953, Taylor & Francis, S. 89 - 97.

Wittgenstein, Ludwig: Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen. Werkausgabe, Band 1, Frankfurt/M., Suhrkamp Verlag: 1984, S. 225 - 580.

Wittgenstein, Ludwig: Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie. Werkausgabe Band 7, Frankfurt/M, Suhrkamp Verlag: 1984.

Wittkowski, Joachim (a): Sterben und Tod aus Sicht der Psychologie. In: Wittwer, Héctor; Schäfer, Daniel; Frewer, Andreas (Hg.): Sterben und Tod. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart, J.B. Metzler Verlag: 2010, S. 50 - 61.

Wittkowski, Joachim (b): Trauer psychologisch. In: Wittwer, Héctor; Schäfer, Daniel; Frewer, Andreas (Hg.): Handbuch Sterben und Tod. Stuttgart, J.B. Metzler Verlag: 2010, S. 197 - 202.

Wittkowski, Joachim; Strenge, Hans: Warum der Tod kein Sterben kennt. Neue Einsichten zu unserer Lebenszeit. Darmstadt, wbg Academic Verlag: 2011.

Wörterbuchnetz: Verwaisung, (Bd. 27, Sp. 1043 bis 1054).

URL: <http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=verwaisung>, zuletzt geprüft am 29.03.2020.

Wohmann, Gabriele: Bitte nicht sterben. München, Piper Verlag: 1993.

Wolf, Barbara: Übergangsdynamiken und Übergangsrituale in der Trauerarbeit. In: Schröer, Wolfgang et. al. (Hg.): Handbuch Übergänge. Weinheim, Beltz Juventa: 2013, S. 518 - 526.

Wolff, Claudia: Letzte Szenen mit den Eltern. München, Kunstmann Verlag: 2004.
Wright, Edmond: The original of E.G. Boring's 'young girl/mother-in-law' drawing and its relation to the pattern of a joke. In: Perception. 21, 2. Jg. 1992, Los Angeles, London. ISSN0301-0066. S. 273 – 275.

Wulf, Christoph; Zirfas, Jörg (Hg.): Handbuch Pädagogische Anthropologie. Wiesbaden, Springer: 2014.

Wygotski, Lew S.: Denken und Sprechen. Berlin, Akademie Verlag: 1906.

Zagajewski, Adam: Asymmetrie. Gedichte. Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall. München, Hanser Verlag: 2017.

Zank, Susanne: Familien mit Kindern im mittleren Erwachsenenalter. In: Hofer, Manfred; Wild, Elke; Noack, Peter (Hg.): Lehrbuch Familienbeziehungen. Göttingen, Hogrefe Verlag: 2002, S. 290 - 309.

Zink, Gabriela; Jall, Hubert: Eltern-Kind-Beziehung im Erwachsenenalter. In: Lenz, Karl; Nestmann, Frank (Hg.): Handbuch Persönlicher Beziehungen. Weinheim /München, Beltz Juventa: 2009, S. 297 - 311.

Zipfel, Frank: Autofiktion. Zwischen den Grenzen von Faktualität, Fiktionalität und Literarität? In: Jannidis, Fotis; Lauer, Gerhard; Winko, Simone (Hg): Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen. Berlin, de Gruyter Verlag: 2009, S. 285 - 314.